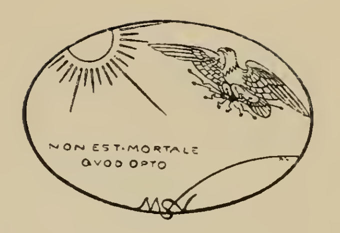

Memoiren
der Frau von Stael



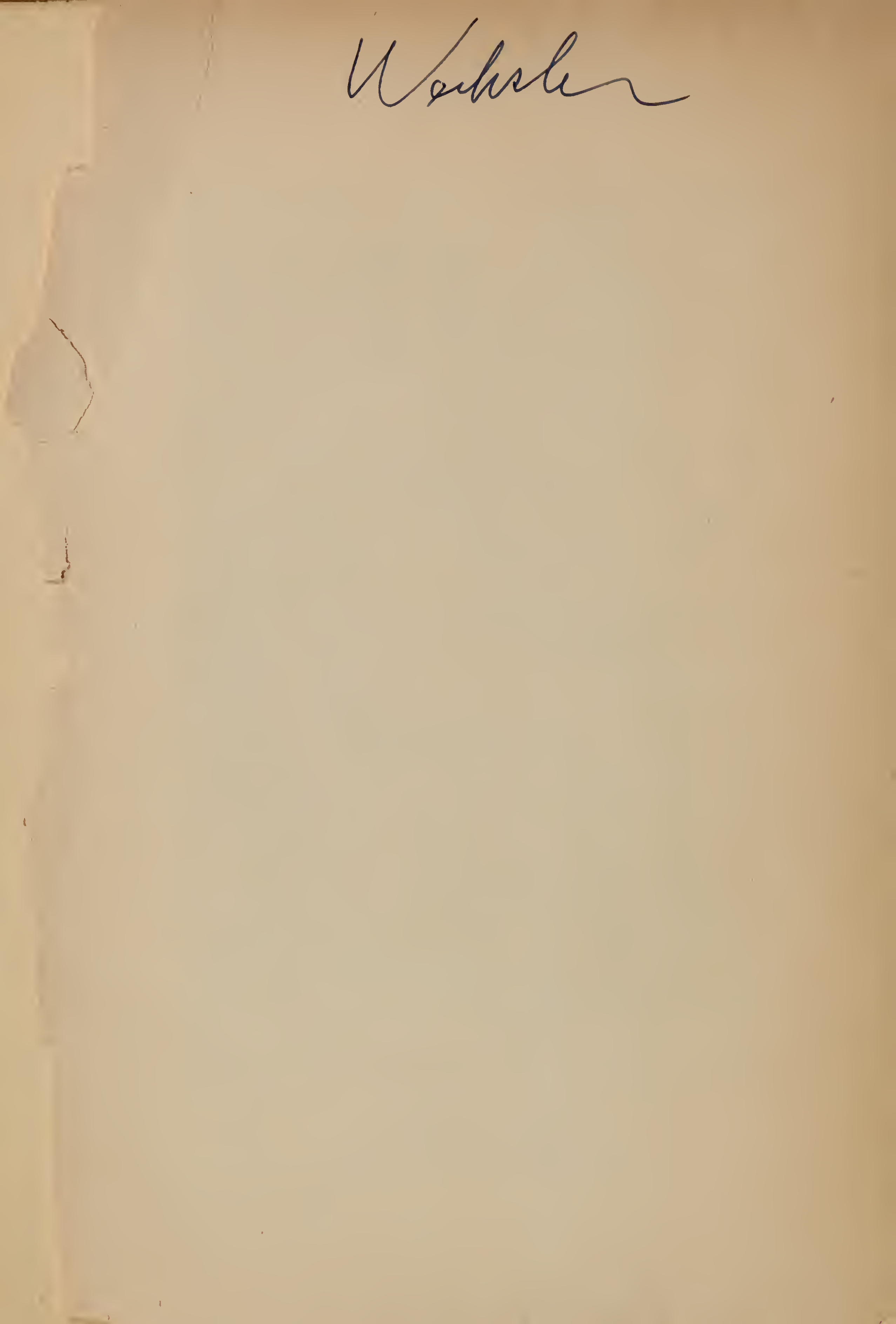



NON EST·MORTALE
QVOD OPTO



Frau von Staël

(Nach einem Stich von Pinelli.)



Memoiren der Frau von Stael

Bearbeitet und herausgegeben
von
Gertrude Kircheisen



Morawe & Scheffelt Verlag / Berlin
1912

hae

Einführung in das Leben und die Memoiren der Frau von Staël.

Germaine von Staël-Holstein ist nicht allein die bedeutendste französische Schriftstellerin ihrer Zeit, sondern sie war es auch, die der Romantik Theorien, Ideen und Kritik verlieh. In ihr vereinigten sich starke Gegensätze: sie war gleichzeitig die Geistesschwester Rousseaus und die Bewunderin Voltaires, kurz ein Kind ihres Jahrhunderts.

Sie wurde am 22. April 1766 in Paris geboren. Ihr Vater war der Finanzminister Necker. Ungemein frühzeitig entwickelte sich ihr Geist durch den Einfluß ihrer Mutter, deren Salon zu den berühmtesten in Paris zählte. Schon als Kind durfte Germaine Necker an den Gesellschaften ihrer Eltern teilnehmen. Sie lernte Männer wie Grimm, Raynal, Morellet, Marmontel, Saint-Lambert und Buffon kennen, und besaß die Gabe und Intelligenz, sich deren Wissen und Geist zunutze zu machen, von ihnen zu hören und zu lernen.

Daß im Salon eines Ministers, eines Staatsmannes die politischen Gespräche vor den literarischen den Vorzug hatten, ist begreiflich. So wurden die Fähigkeiten und der Geist des jungen Mädchens anfangs auch auf dieses Gebiet gelenkt. Mit 15 Jahren bereits schrieb sie juristische und politische Abhandlungen. Ihre eigentliche schriftstellerische Tätigkeit aber begann erst im ersten Jahre ihrer Ehe mit dem schwedischen Ge-

sandten in Paris, Eric Magnus, Baron von Staël-Holstein. Sie hatte ihn im Jahre 1786 auf den Wunsch ihrer Mutter geheiratet und war mit dem geistig tief unter ihr stehenden Manne nicht glücklich.*) Gesellschaft, Literatur, Wissenschaft und Politik halfen ihr, sich über das, was sie in ihrer Ehe vermißte, hinwegzusetzen. Bald war ihr Salon, wie der ihrer Mutter, einer der besuchtesten in Paris, besonders beim Ausbruch der Revolution, die Frau von Staël, die große Freiheitsschwärmerin, mit Freuden begrüßte. Sie träumte für Frankreich eine Verfassung wie die englische, und diese Hoffnung wurde von Männern, wie Clermont-Tonnere, dem Marquis de Montmorency, Malouet, Mounier und anderen, die in ihrem Hause verkehrten, geteilt. Man politisierte und intrigierte viel bei Frau von Staël. Dadurch wurde sie im Jahre 1792 dem Wohlfahrtsausschuß verdächtig, und ihr Gemahl wurde aufgefordert, seine Gattin aus Paris zu entfernen. Sie zog sich eine Zeitlang auf das Schloß ihrer Eltern in Coppet am Genfer See zurück und blieb dort bis nach dem 9. Thermidor.

Aber auch das Direktorium traute dieser klugen, intrigenspinnenden Frau nicht. Vereinigte sie doch alle diejenigen um sich, die mit dem Verlauf der so schön begonnenen Revolution unzufrieden waren. Benjamin Constant, Cabanis, Roederer, Garat, Marie Joseph Chénier, Daunou und andere gingen bei ihr aus und ein, und so sah sich Frau von Staël von neuem gezwungen, auf Befehl der Regierung Paris zu verlassen. Auf dem Schlosse Coppet wurde sie von dem Direktorium aufs eifrigste beobachtet, sie kehrte indes 1797 nach Paris zurück. Dort sah sie zum erstenmal den Helden, den Sieger Italiens, den sie in ihren Briefen mit Scipio und Tankred verglichen hatte.

*) Beide lebten später getrennt voneinander. Als der Baron von Staël jedoch krank wurde, eilte seine Frau zu ihm, um ihn bis zu seinem Tode zu pflegen. Er starb in Poligny am 9. Mai 1802 auf der Reise nach Coppet, wohin er sich zurückzuziehen gedachte.

Zu jener Zeit verblaßte vor Bonapartes Siegergestalt alles in den Augen der Frau von Staël. War er doch der berühmteste Mann des Tages. Zwanzig gewonnene Schlachten und Gefechte wanden um die junge Stirn ruhmvolle Lorbeeren! Alles vereinigte sich in ihm: Genie, Hochherzigkeit, Unerschrockenheit, Jugend und Glück! Um Bonaparte schwebte nicht allein der Zauber der Berühmtheit, sondern auch der Nimbus der Originalität. Das genügte für eine so romantische Natur wie Frau von Staël, um in dem jungen General eine Art Halbgott zu erblicken. Außerdem glaubte sie in seinen grauen Augen das Feuer zu lesen, das darin für die Freiheit des Vaterlandes glühte. Sie nannte ihn den besten Republikaner Frankreichs! den Freiesten der Franzosen!

Wie bitter wurde Frau von Staël in ihren Hoffnungen getäuscht! Bonaparte entsprach weder als Mensch noch als Staatsmann ihren Erwartungen. Schon bei der ersten Begegnung mit dem General zerfloß der Traum, in dem sie sich gewiegt hatte. Ihre weibliche Eitelkeit hatte im Stillen gehofft, der Held, der berühmteste Mann seiner Zeit, werde sie, die bedeutende Schriftstellerin, auszeichnen und auch als Frau nicht übersehen. Vergebens! Der General beachtete sie kaum, als er ihr beim Minister Talleyrand begegnete; er richtete nur die nötigsten Worte der Höflichkeit an sie. Und sie, die Beherrscherin des Worts, die geistreiche, schlagfertige Frau, wußte im ersten Augenblick kaum etwas zu erwidern, so sehr schüchterte sie die Person Napoleons ein. Als sie sich von ihrer starren Bewunderung ein wenig erholt hatte, fühlte sie „ein ausgesprochenes Gefühl der Angst in sich aufsteigen.“ Und dieses Angstgefühl wurde Frau von Staël nie los, wenn sie sich in der Nähe Napoleons befand. Einmal sagte sie zu Lucien Bonaparte, mit dem sie in freundschaftlichen Beziehungen lebte: „Vor Ihrem Bruder werde ich blöde, weil ich ihm gefallen will. Ich weiß plötzlich gar nichts mehr, möchte mit ihm sprechen, suche nach Worten

und drehe meine Sätze hin und her. Ich will ihn zwingen, sich mit mir zu beschäftigen; mit einem Wort, ich bin in seiner Gegenwart dumm wie eine Gans."

Napoleon ließ sich nicht zwingen, er wich ihr geflissentlich aus. Seine Abneigung gegen Frau von Staël war ungeheuer. Er sah in ihr nicht allein den Blaustrumpf, der ihm zuwider war, sondern vor allem die gefährliche Geistesmacht, die er allerdings anfangs mit Vorsicht behandelte, weil sie großen Einfluß hatte, und weil seine politische Stellung damals durchaus nicht unerschütterlich war. Frau von Staëls Herrschernatur aber lechzte danach, den Staat von ihrem Salon aus zu regieren oder wenigstens durch ihre Ideen beeinflussend auf den Mann zu wirken, der das Ruder Frankreichs in Händen hatte. Bonaparte jedoch wollte weder von ihr beraten noch beobachtet sein. Alles an ihr schreckte ihn ab: ihr Salon, ihre Feder, ihr Einmischen in die Politik!

So entspann sich jener erbitterte Kampf zwischen den beiden Größen: der des Geistes und der des Schwertes. Anfangs war er rein persönlich und begann mit der verschmähten Bewunderung des Genies auf der einen Seite und der Verabscheuung alles Unweiblichen auf der andern Seite. Bald aber ward aus diesem persönlichen Kampfe ein politisches Ringen, bei dem keins von beiden nachgeben wollte. Und gewiß hätte Frau von Staël sich nur mit ein wenig Vernunft ein besseres Los schaffen können. Aber sie versäumte nie eine Gelegenheit, Napoleon zu schaden, sei es in Worten oder mit der Tat. Sie verband sich mit seinen Gegnern und Feinden und intrigierte, wo sie konnte.

Bis nach dem 18. Brumaire lebten sie jedoch wenigstens nach außen hin in Frieden miteinander. Da hielt Benjamin Constant, mit dem Frau von Staël enge Freundschaft verband, im Januar 1800 in ihrem Salon in Paris seine berühmte Rede gegen die im Aufsteigen begriffene Tyrannenherrschaft. Nun

war der offene Bruch mit dem Ersten Konsul unvermeidlich. Gerade um diese Zeit war das Haus der Frau von Staël eins der einflußreichsten und besuchtesten der französischen Hauptstadt. Man kabalierte und intrigierte und sprach ganz offen den Wunsch aus, den Ersten Konsul zu stürzen.

Napoleons Geduld hatte den höchsten Grad erreicht. Im Oktober 1803 traf Frau von Staël der Befehl, Paris auf 40 Meilen in der Runde zu verlassen und es nie wieder zu betreten. Das war ein harter Schlag für sie, die Weltdame, der die Pariser Luft Bedürfnis war; es war die Vertreibung aus dem Paradies! Paris! wo allein sie wahren Genuß an der Unterhaltung mit geistreichen Menschen fand; Paris! das allein ihrem Temperamente und ihrem Geiste Zufriedenheit verlieh; Paris! das sie über alles liebte, Paris war ihr von nun an verschlossen!

Frau von Staël begab sich nach Deutschland, mußte jedoch bald, auf die Nachricht hin, daß ihr Vater sterbenskrank sei, nach Coppet zurückkehren. Sie fand den von ihr heißgeliebten, vergötterten Mann nicht mehr am Leben. Ihre Trauer und ihr Schmerz über diesen Verlust waren unbeschreiblich, und sie hielt es nicht lange in dem vereinsamten Schlosse aus, sondern unternahm eine Reise nach Italien, von der sie erst im Jahre 1805 wieder heimkehrte. Die Frucht dieser Reise war der Roman „Corinne", mit dem sie einen ungeheuren Erfolg erzielte.

Mehr wie je war Frau von Staël jetzt der Mittelpunkt des geistigen Lebens. Alles, was Napoleon feindlich gesinnt war, oder was nicht unmittelbar unter seiner gewaltigen Faust stand, versammelte sich bei ihr. Neben den früheren Freunden wie Benjamin Constant, Jordan, Julie Récamier, Lucien Bonaparte, Madame Beaumont, Bernadotte tauchten neue auf wie Sismondi, Barante, Monti, Elzéar de Sabran, Friedrich Bonstetten, die beiden Schlegel und andere. Ja, sie wagte sogar, während

der Kaiser sich in Deutschland befand, sich Paris wieder zu nähern, in der Hoffnung, Napoleon werde sie vergessen haben. Aber seine gutorganisierte Polizei hatte ein wachsames Auge über sie gehabt, und noch ehe Frau von Staël ihre Absicht zur Ausführung brachte, war er davon unterrichtet.

Im Jahre 1807 trat Frau von Staël ihre zweite Reise nach Deutschland an und schrieb darauf ihr Buch „l'Allemagne", ein Loblied auf Deutschland. Es war vorauszusehen, daß dieses Werk den Zorn des Kaisers herausfordern mußte. Wenigstens befahl er sofort seine Unterdrückung, ließ die ganze Ausgabe vernichten, die Matrizen zerstören und das Manuskript beschlagnahmen. Und diesmal war die Ungnade des Gewaltigen fürs ganze Leben. Frau von Staël wurde nicht allein aus Paris, sondern auch aus Frankreich verbannt. Man bewachte sie auf ihrem Schloß in Coppet wie eine Gefangene. Die Freunde, die sie besuchten, traf das gleiche Schicksal. Frau von Récamier und Mathieu de Montmorency, ihre besten Freunde, wurden verbannt, die beiden Schlegel ausgewiesen. So ward ihr das Leben in Coppet zur Qual, und im Jahre 1812, nachdem sie sich ein Jahr zuvor mit dem 22 Jahre jüngeren, schönen Husarenoffizier John Rocca vermählt hatte, ergriff sie vor dem mächtigen Arme Napoleons die Flucht. Aus Frankreich verjagt, fand sie an den Höfen von Österreich, Rußland, Deutschland, Schweden und England freundliche und ehrenvolle Aufnahme.

Erst mit Hilfe der Verbündeten sollte sie Frankreich wiedersehen, sie, die zu Benjamin Constant gesagt hatte: „Eher soll mich Gott für immer aus Frankreich verbannen, als daß ich meine Rückkehr den Fremden verdanke." Sie kehrte zurück, aber die Restauration war nicht nach ihrem Sinn. Sie sollte sie nicht lange überleben. Bereits im Jahre 1817 starb Frau von Staël, nachdem sie ihr bedeutendes Werk die „Considérations sur la Révolution francaise" notdürftig beendet hatte.

Dieses Buch machte wegen der darin enthaltenen klaren,

scharfen und geistreichen Beobachtungen über soziale und politische Zustände großes Aufsehen, besonders aber weil die Verfasserin energisch gegen die Herrschaft Napoleons auftrat. Zuerst eine große Bewunderin des militärischen Genies Bonapartes, dann mehr aus gekränkter Eigenliebe als aus wahrem innern Empfinden eine glühende Feindin Napoleons, suchte Frau von Staël, wo sie konnte, den „Tyrannen“ in ihren Schriften zu verleumden. Sie, die sonst vorurteilslos und klar zu denken vermochte, verlor in allem, was die Person oder die Regierung Napoleons anging, ihre unparteiische Urteilskraft. Im Haß ist diese große Schriftstellerin nur ein Weib. In den „Considérations“ sowohl als auch in dem Erinnerungswerk „Dix années d'Exil“, besonders aber in diesem letzten, ist von Napoleon kein schmeichelhaftes Bild entworfen. Er kann tun, was er will, er ist immer im Unrecht. Schließt er Frieden, so ist er der Tyrann, der durch den Frieden die Fürsten und Völker um so mehr unterjochen und ausnützen will. Führt er Krieg, so ist er der Blutsauger der Menschheit. Belohnt er, so tut er es nur aus Berechnung, oder um die Menschen vor sich im Staube kriechen zu sehen; bestraft er, so ist er unbarmherzig und grausam. Er ist zynisch, brutal, er lügt, betrügt, brennt, mordet, erschießt und verbannt! Die Männer seiner Umgebung, die Minister, die Generale und Beamten sind mit wenigen Ausnahmen, wie z. B. Talleyrand und Fouché, weil sie mit Frau von Staël in gutem Einvernehmen standen, Diebe, Lügner, Betrüger, Intriganten, Fürstendiener und Heuchler. Man wundert sich nur, daß die Franzosen, die doch Kraft genug hatten, eine Revolution ins Leben zu rufen, sich so lange ein solches Ungetüm, einen so grausamen Menschen als Herrscher gefallen haben lassen. Denn daß es unter der Regierung Napoleons Wohlstand, Mut, Tatkraft, Todesverachtung und wirkliche, uneigennützige Aufopferung neben vielen Nachteilen gegeben hat, das vergißt Frau von Staël ganz und gar in ihrem

Haß gegen den „einzigen Mann", wie sie ihn stets nennt, der die Herrschaft über Frankreich an sich gerissen. Sie konnte und wollte es ihm nicht verzeihen, daß er, der Bonaparte, auf den sie alle ihre Hoffnungen für die Freiheit Frankreichs gesetzt, den sie als den reinsten und aufrichtigsten Republikaner fast angebetet hatte, daß dieser Mann den „Despotismus auf der Unmoralität" begründete, wie sie sich selbst ausdrückt. Kurz, Frau von Staël mußte mit ansehen, daß aus dem Bonaparte der Napoleon wurde, und darüber vergoß sie am 18. Brumaire Tränen der Trauer.

Alle Bitternis gegen den Mann, der sie so arg getäuscht, der ihre Eigenliebe so sehr verletzt, der sie nicht einmal als Schriftstellerin anerkannt **hatte**, kommt in ihrem Buche „Dix années d'Exil", das den Hauptstoff zu ihren Memoiren liefert, zum Ausdruck. Dieses Werk ist wie im Fieber einer im höchsten Grade erregten leidenschaftlichen Frau geschrieben. Und diese Frau hatte in der Verbannung gelitten und geschmachtet, nicht körperlich, sondern geistig! Von diesem Standpunkt aus sind die „Dix années d'Exil" eins der interessantesten und packendsten Erinnerungswerke. Die Verbannung war für Frau von Staël der Schrecken aller Schrecken. Ihr ganzes Leben schwebte ihr dieses Fantom vor Augen, denn im Grunde genommen hatte Napoleon ja nur das getan, was vor ihm der Konvent und das Direktorium auch getan hatten. Unter jeder Regierung seit dem Beginne der Revolution war Frau von Staël verfolgt worden, und nicht grundlos; und hätte sie am Hofe Ludwigs XVI. dieselben Intrigen gesponnen, so wäre sie wahrscheinlich in die Bastille geworfen worden.

Napoleon verbannte sie nur aus Frankreich; in dem übrigen Europa konnte sie tun und lassen was sie wollte. Was aber war Frau von Staël die ganze Welt ohne Paris? Nur in Paris konnte sie leben. Und so irrte sie wie der ewige Jude von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, nirgends Ruhe findend.

Wie die Motte, die ums Licht flattert, obwohl sie sich die Flügel verbrennt, so näherte sich auch Frau von Staël immer wieder der glänzenden Hauptstadt Frankreichs. Und immer von neuem gebot ihr der Arm des Allmächtigen Halt und Entfernung! Paris! man meint auf jeder Seite der Memoiren diesen ohnmächtigen Verzweiflungsschrei der Verbannten zu hören. Sie war dort geboren, dort aufgewachsen, hatte dort in dem Salon ihrer Mutter ihre Jugend verlebt, hatte sich verheiratet und selbst ein glänzendes Haus geführt, eine bedeutende Rolle gespielt; kurz, sie hing mit Leib und Seele an diesem Paris! Es war gleichzeitig der Weltdame und der Schriftstellerin verschlossen, denn auch ihre Werke durften dort nicht erscheinen.

Wohl stellten ihre Freunde ihr vor, daß sie sehr zufrieden in ihrem schönen Schlosse an den blauen Ufern des Genfer Sees leben und ebenfalls ein Glück, wenn auch ein anderes als in Paris genießen könne. Aber Frau von Staël war keine Natur, die die Stille einer schönen Landschaft zu befriedigen oder zu inspirieren vermochten. Sie brauchte das starkpulsierende Leben der Großstadt. Sie brauchte Paris mit seinen tausend Zerstreuungen und Abwechslungen. Denn trotz ihres großen, unbestreitbaren schriftstellerischen Talentes war sie nicht die feinempfindende Künstlerin, deren Auge in und mit der Natur genießt. Sie sah eine schöne Landschaft an sich vorüberziehen, prägte sie sich in ihren Geist ein, war aber unfähig, wirklich ästhetisch dabei zu empfinden und das Gesehene mit dem Auge des Künstlers zu beschreiben. Auf ihrer Flucht vor der Gewalt sah sie die herrlichsten Gegenden und Länder; Galiziens romantische Schönheit, Rußlands träumerische Landschaft, Deutschlands poetische Tannenwälder und die majestätischen Felsen Skandinaviens sind an ihrem sehenden und beobachtenden Auge vorübergezogen, aber kein einziges dieser Landschaftsbilder hat ihre Seele wahrhaft berührt. Sie durcheilte Länder und Städte wie eine neugierige Touristin und hätte gewiß alle Naturschönheiten

für eine einzige Plauderstunde mit einem geistreichen Freund in einem engen dumpfigen Zimmer in Paris hergegeben! Und doch war sie eine Bewunderin Rousseaus, des großen Naturschwärmers!

Wenn Frau von Staël jedoch wenig geeignet ist, uns ein farbenprächtiges Gemälde der Natur zu bieten, so hat sie es um so besser verstanden, Leute und Sitten zu beobachten. Das Beste in dieser Beziehung hat sie in den „Dix années d'Exil" mit der Schilderung Rußlands und seiner Bewohner geboten. Sie sieht und versteht den Bauer, den Muschik, wie er fühlt, wie er denkt, wie er lebt und arbeitet, und wie er faulenzt. Sie blickt in das Innere des russischen Juden mit dem langen Kaftan und dem feinen orientalischen Kopf. Sie, die kein Wort Russisch versteht, ergründet doch dieses eigenartige Volk und kritisiert es auf eine wirklich treffende Weise. Durch sie sind die Franzosen erst ein wenig mit den Sitten und dem Leben in Rußland bekannt geworden, denn vorher wußte man in Frankreich herzlich wenig davon. Man kannte nur die europäisierten Russen der höfischen Welt, die Gesandten und Lebemänner, die nach Paris kamen, um ihres Amtes zu walten, ihr ungeheures Vermögen auszugeben und sich zu amüsieren. Von den meisten hatte man gerade keinen günstigen Eindruck gewonnen. Frau von Staël aber sprach den Franzosen von dem Mann des Volkes, und im Beschreiben von Charakteren ist sie wahrhaft Meisterin. Mit ein paar Federstrichen entwirft sie uns schnell das Bild eines Menschen oder Volkes in lebhaften Farben und scharfen Umrissen. Wie gut ist ihr doch auch das Porträt Bonapartes, des mageren Generals mit den tiefliegenden Augen und den bis auf die Schultern herabhängenden Haaren gelungen! Wie treffend beschreibt sie die Persönlichkeiten der russischen Aristokratie, die halb zivilisiert, halb barbarisch, umgeben von orientalischer Pracht leben. Da ist zuerst der originelle tartarische Rostoptschin, der Moskau anzündete, um es nicht in die Hände

der Franzosen fallen zu lassen, dann der prachtliebende und gastfreie Narischkin und viele andere, die uns alle lebenswahr vor Augen geführt werden.

Frau von Staëls politische Anschauungen sind oft klar und scharf, nicht immer jedoch unparteiisch und oft durch ihre Eigenliebe getrübt. Der von ihr vergötterte Vater ist der Held der Revolution, und gerade diese Liebe läßt sie Dinge und Menschen in falschem Lichte sehen. Sie war ganz Herrenmensch und würde am liebsten gesehen haben, wenn sie sich in alle Staatsangelegenheiten mit hätte einmischen dürfen. Und derjenige Monarch, der in allen seinen Handlungen und Beschlüssen zuerst Frau von Staël um Rat gefragt hätte, würde sich gewiß nie über ihre scharfe Feder zu beklagen gehabt haben.

Aber trotz aller dieser Fehler war Frau von Staël doch wie ihr großer Feind ein Genie! Napoleon selbst sagte von ihr: „Sie war eine sehr befähigte, geistreiche Frau. Man könnte nicht gerade sagen, daß sie eine böse Frau gewesen wäre, nein; aber sie hatte großen Einfluß und war außerordentlich unruhig."

Frau von Staël hatte die Absicht, die Erinnerungen ihres Lebens zu schreiben. Leider ist dieser Plan nur zum Teil zur Ausführung gekommen. Sie schrieb ihre Memoiren nur über die Jahre ihrer Verbannung aus Frankreich, von 1800—1812 — oder richtiger von 1800—1804 und von 1810—1812 — während welcher Zeit sie ein unstetes, unfreiwilliges Wanderleben führte. Diese Erinnerungen, denen sie den Titel „Dix années d'Exil" gab, erschienen zum erstenmal im Jahre 1821 in Paris und wurden von ihrem Sohne August herausgegeben. Diese Ausgabe ist für das vorliegende Werk benutzt worden. Eine neue, von Paul Gautier nach den handschriftlichen Originalen herausgegebene Ausgabe erschien im Jahre 1904. Gautier hat die von August von Staël gestrichenen Stellen wieder aufgenommen; sie sind jedoch geringfügiger Art, und ich habe nur die bedeutendsten in Anmerkung erwähnt.

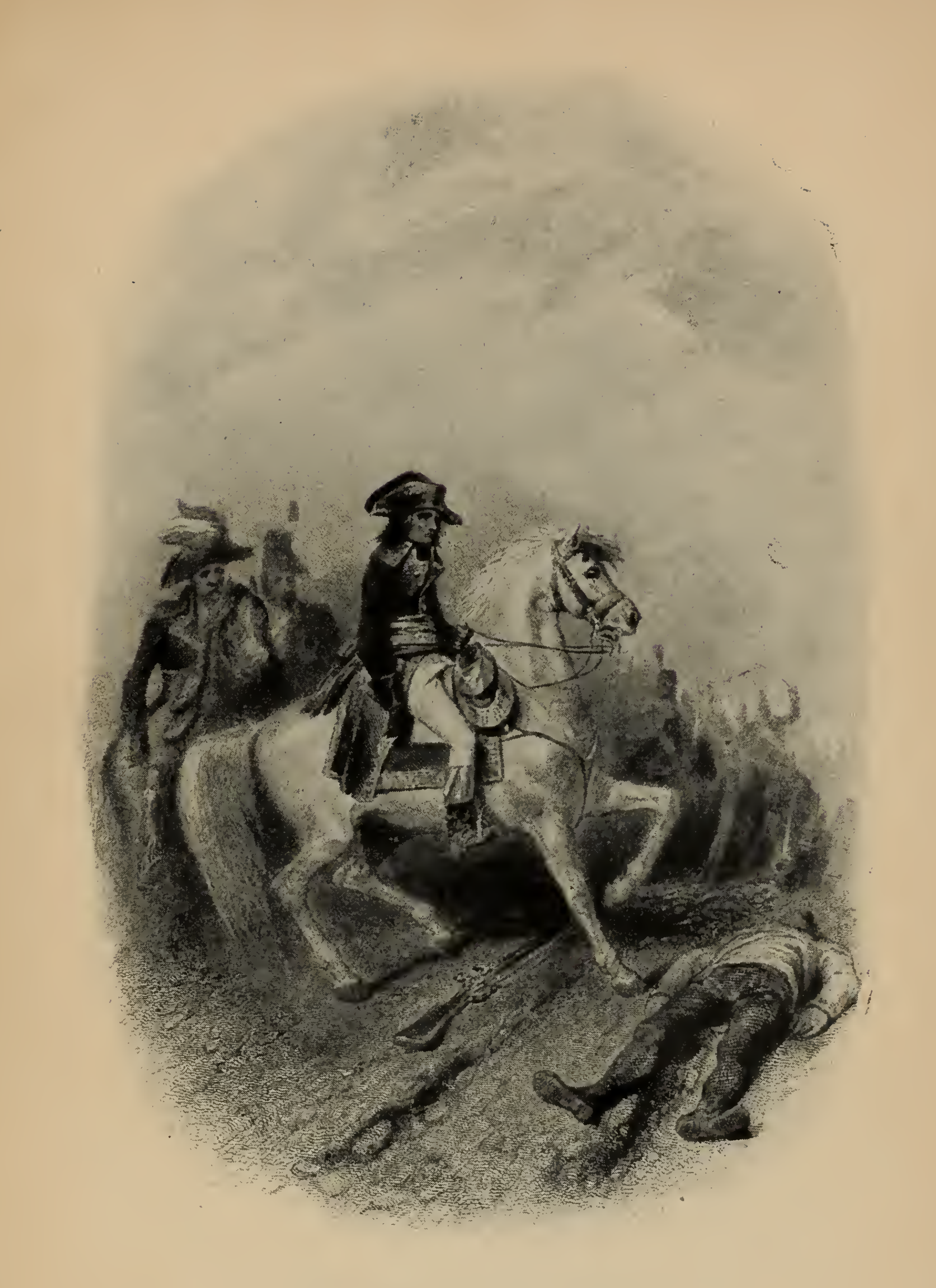
Anderweitig aber haben diese zehn Jahre der Verbannung große Lücken aufzuweisen, besonders da sie einen Zeitraum von sechs Jahren, von 1804—1810, vollkommen übergehen. Sie werden indes durch manche Kapitel aus dem dreibändigen, ebenfalls nachgelassenen Werke „Considérations sur la révolution française“ ergänzt, das bereits im Jahre 1818 erschien. Frau von Staël selbst hatte die Absicht, die persönlichen Abschnitte dieses Buches mit den „Dix années d'Exil“ zu einem einheitlichen Memoirenwerk zu verschmelzen, aber der Tod überraschte sie, ehe sie ihren Plan ausführen konnte.

Ich habe die interessantesten Kapitel aus den „Considérations“, besonders aber alles, was die Person Napoleons betrifft, mit den „Dix années d'Exil“ verschmolzen und so ein Erinnerungswerk der Frau von Staël in ihrem Sinne geschaffen. Kapitel 1—6 sind aus den Considérations genommen, ebenso das 45.—49. Kapitel und der letzte Teil des 24. Kapitels. Ich mußte mich aus äußerlichen Gründen darauf beschränken, die Memoiren mit dem Eintritt Bonapartes in das Leben der Frau von Staël beginnen zu lassen; sie schließen mit der zweiten Abdankung des Kaisers Napoleons und seiner Verbannung. Übrigens bietet gerade diese Zeit im Leben der Frau von Staël das meiste und lebhafteste Interesse. Es ist ein fortwährender fürchterlicher Kampf zwischen der Macht der Feder und der Macht des Degens, interessant in seiner Entwicklung wie in seiner Wirkung.

Es bleibt mir jetzt noch die angenehme Aufgabe, an dieser Stelle Herrn Paul Aretz in Genf für seine treue Mithilfe an diesem Werke meinen herzlichsten Dank auszusprechen und ihm nochmals zu versichern, wie sehr er mir durch Rat und Tat nützlich gewesen ist.

Genf, im Sommer 1912.

Gertrude Kircheisen.



Der General Bonaparte
1797.
(Stich von Pollet nach einem Gemälde von Raffet
aus der Sammlung Kircheisen.)



Erstes Kapitel.

Ankunft des Generals Bonaparte in Paris.

Zweifellos meinte es der General Bonaparte mit der Liebe zu den republikanischen Ideen weniger ernst und aufrichtig als das Direktorium; aber er besaß eine weit größere Klugheit in der Wertschätzung der Umstände. Er fühlte, daß man in Frankreich allgemein nach dem Frieden verlangen würde, denn die Leidenschaften ließen nach; man war der fortwährenden Opfer müde. Er unterzeichnete daher mit Österreich den Frieden von Campo Formio.*) Von diesem Friedensschlusse an, der eine nicht weniger willkürliche Handlung war als die Teilung Polens, kannte man in der Regierung Frankreichs keinerlei Achtung mehr vor einer politischen Lehre; die Herrschaft eines Mannes begann, als die Herrschaft der Grundsätze aufhörte!

Der General Bonaparte machte sich ebenso durch seinen Charakter und seinen Geist als durch seine Siege bemerkbar, und die Einbildungskraft der Franzosen begann sich lebhaft mit ihm zu beschäftigen. Man sprach von seinen Proklamationen an die Zisalpinische und die Ligurische Republik. In der einen hieß es: „Ihr seid von den Tyrannen zersplittert und unterjocht worden, Ihr wart nicht in der Lage, die Freiheit zu erringen," in der andern: „Die wahren Eroberungen, die einzi-

*) Am 17. Oktober 1797.

gen, die kein Bedauern erwecken, sind die Eroberungen über die Unwissenheit!“ In seinem Stil lag eine Mäßigung und ein Adel, die mit der revolutionären Schroffheit der Regierungsmänner stark im Gegensatz standen. Hier sprach der Krieger wie ein Zivilbeamter, während diese sich mit militärischer Heftigkeit ausdrückten. Der General Bonaparte hatte in seinem Heere nicht die Gesetze gegen die Emigranten in Anwendung bringen lassen. Man sagte, er liebe sehr seine Frau, die außerordentlich sanft war; auch versicherte man, er sei für die Schönheiten der Ossianschen Gesänge empfänglich. Kurz, man gefiel sich darin, ihm alle edlen Eigenschaften beizumessen, die seine außerordentlichen Fähigkeiten noch mehr hervorhoben. Übrigens hatte man die Bedrücker, die unter dem Deckmantel der Freiheit alles taten, und die Bedrückten, die sich über die Willkür beschwerten, so satt, daß sich die Regierung keinen Rat mehr wußte. Der General Bonaparte schien alles in sich zu vereinigen, was sehr für ihn einnahm.

Wenigstens sah ich ihn mit diesem Gefühl im Herzen zum erstenmal in Paris. Ich fand keine Worte, als er mir sagte, er habe meinen Vater vergebens in Coppet gesucht und bedaure, in der Schweiz gewesen zu sein, ohne ihn gesehen zu haben. Als ich mich jedoch ein wenig von meiner bewundernden Verwirrung erholt hatte, stieg ein sehr ausgesprochenes Furchtgefühl in mir auf. Bonaparte besaß damals keinerlei Macht, man glaubte sogar, daß er sehr unter dem Mißtrauen des Direktoriums zu leiden hätte, und so war die Furcht, die er einflößte, nur eine Folge des seltsamen Eindruckes, den seine Persönlichkeit auf alle machte, die mit ihm in Berührung kamen. Ich hatte sehr achtunggebietende Männer gesehen, ich war auch wilden Männern begegnet, aber der Eindruck, den Bonaparte auf mich machte, erinnerte mich weder an die einen noch an die andern. Bei den verschiedenen Gelegenheiten, die sich mir boten, ihn während seines Aufenthaltes in Paris zu sehen, be-

merkte ich sehr bald, daß man seinen Charakter nicht in allgemein üblichen Worten auseinandersetzen konnte. Er war weder gut, noch heftig, noch sanft, noch grausam nach der Art der uns bekannten Menschen. Ein solches Wesen, das nicht seinesgleichen hatte, konnte weder Zuneigung erwecken noch empfinden; er war mehr oder auch weniger als ein Mensch! Sein Wesen, sein Geist, seine Sprache, alles an ihm hat ein fremdes Gepräge, und das ist ein Vorteil mehr, um die Franzosen zu unterjochen.

Weit entfernt, daß ich in Zukunft größere Sicherheit gewann, schüchterte er mich immer mehr ein, je öfter ich ihn sah. Ich hatte ein unbestimmtes Gefühl, daß keinerlei Herzensbewegung Einfluß auf ihn habe. Er betrachtet einen Menschen wie eine Sache, aber nicht wie seinesgleichen. Er haßt nicht mehr, als er liebt. Für ihn existiert nur er selbst; alle anderen Geschöpfe sind Nummern. Seine Willenskraft besteht in der unerschütterlichen Berechnung seines Egoismus. Er ist ein geschickter Schachspieler, für den die Menschheit die Gegenpartei bildet, die er schachmatt zu setzen sich vornimmt. Er verdankt seine Erfolge ebenso den Eigenschaften, die ihm fehlen, wie den Fähigkeiten, die er besitzt. Weder Mitleid, noch Reize, noch Religion, noch das Verknüpftsein mit irgendwelcher Idee können ihn von seinem Hauptziel abwenden. Er ist, wenn es sich um seine Interessen handelt, das, was der Gerechte für die Tugend sein soll: wenn sein Ziel gut wäre, würde die Hartnäckigkeit, mit der er es verfolgt, schön sein.

Jedesmal, wenn ich ihn sprechen hörte, war ich von seiner Überlegenheit überrascht. Und doch hatte sie nichts mit der Überlegenheit von Männern gemein, die das Studium oder die Gesellschaft unterrichtet und gebildet hatte, wie England und Frankreich viele solche Beispiele aufzuweisen haben. Aber seine Reden ließen die Umstände ahnen, wie der Jäger seine Beute wittert. Bisweilen erzählte er die politischen und militärischen Ereig-

nisse seines Lebens auf eine sehr interessante Weise. Ja, er hatte sogar, wenn er Heiteres berichtete, etwas von der italienischen Einbildungskraft. Nichts konnte jedoch meine unüberwindliche Abneigung für das, was ich in seinem Innern bemerkte, besiegen. Ich fühlte in seiner Seele einen kalten, schneidenden Dolch, der eisige Wunden schlug. Ich fühlte in seinem Geiste eine tiefe Ironie, der nichts, weder das Erhabene, noch das Schöne, ja nicht einmal sein Ruhm entging. Denn er verachtete die Nation, deren Beifall er erheischte, und kein Funken von Begeisterung mischte sich in sein Bedürfnis, die Menschheit in Erstaunen zu setzen.

Während der Zeit, die zwischen seiner Rückkehr aus Italien und seiner Abreise nach Ägypten lag, das heißt also gegen Ende des Jahres 1797, sah ich Bonaparte mehrmals in Paris. Niemals aber habe ich in seiner Gegenwart frei zu atmen vermocht. Eines Tages saß ich bei Tisch zwischen ihm und dem Abbé Sieyès.*) Welch seltsamer Zufall! Wenn ich damals in die Zukunft hätte sehen können! Ich betrachtete aufmerksam das Gesicht Bonapartes, aber jedesmal, wenn er meinen beobachtenden Blicken begegnete, wußte er seine Augen so ausdruckslos blicken zu lassen, als wären sie kalt wie Marmor. Dann wurde sein Gesicht unbeweglich; nur ein Lächeln umspielte wie zufällig seine Lippen, um jeden, der seine Gedanken zu ergründen suchte, auf eine falsche Spur zu leiten.

Der Abbé Sieyès plauderte während des Diners einfach und leicht, wie es einem so scharfen Geiste wie ihm zusagt. Er sprach mit tiefempfundener Hochachtung von meinem Vater. „Er ist der einzige Mensch," sagte er, „der die größte Genauigkeit in den Berechnungen eines Finanzmannes mit der Phantasie eines Dichters vereinigt." Dieses Lob gefiel mir, denn

*) Emanuel Joseph Sieyès, geboren 1748, gestorben 1836, bereitete später mit Bonaparte den 18. Brumaire vor.

es charakterisierte meinen Vater. Auch der General Bonaparte sagte einige verbindliche Worte über meinen Vater und mich, aber wie ein Mann, der sich nicht im geringsten um Menschen bekümmert, aus denen er keinen Vorteil ziehen kann.

Sein damals mageres und blasses Gesicht war ziemlich angenehm; jetzt ist er dicker geworden, und das steht ihm sehr schlecht. Denn unwillkürlich möchte man einen solchen Mann von seinem Charakter verzehrt sehen, um sich wenigstens einigermaßen mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß dieser Charakter andere peinigt. Da er klein von Gestalt, sein Oberkörper aber viel länger als sein Unterkörper ist, sieht er weit besser zu Pferd aus, als wenn er geht; im großen und ganzen ist es nur der Krieg allein, der wahrhaft für ihn paßt. In Gesellschaft gibt er sich linkisch, ohne gerade schüchtern zu sein. Wenn er sich zusammennimmt, hat er etwas Verachtendes in seinem Wesen, und wenn er sich ungezwungen gibt, ist er gewöhnlich. Das Verachtende kleidet ihn besser, daher verfehlt er auch nicht, es immer zu zeigen.

Infolge seiner natürlichen Veranlagung zum Herrenmenschen richtete er bereits wie ein Fürst unbedeutende Fragen an alle diejenigen, die ihm vorgestellt wurden. Sind Sie verheiratet? fragte er einen der Gäste. Wieviel Kinder haben Sie? einen andern. Wann sind Sie angekommen? Wann reisen Sie ab? Und andere derartige Fragen, die die Überlegenheit des Fragestellers über denjenigen klarlegen, der sich auf diese Weise ausfragen läßt. Er liebte es, die Leute in Verlegenheit zu setzen, indem er ihnen Unangenehmes sagte, eine Kunst, die er später systematisch betrieb, wie alles, was er tat, um andere durch Erniedrigungen zu unterjochen. Zu jener Zeit hatte er jedoch den Wunsch zu gefallen, denn er hegte im geheimen den Plan, das Direktorium zu stürzen und sich selbst an die Spitze der Regierung zu stellen. Aber trotz dieses Wunsches meinte man, daß er ganz im Gegensatz zum Weltweisen un-

willkürlich verfluchte, während er doch die Absicht hatte, zu segnen.

Eines Tages sah ich, wie er sich einer wegen ihrer Schönheit, ihres Geistes und ihrer Schlagfertigkeit berühmten Französin näherte. Er stellte sich steif wie ein deutscher General vor sie auf und sagte: „Gnädige Frau, ich habe es nicht gern, wenn Frauen sich in Politik mischen.“ — „Da haben Sie recht, Herr General,“ antwortete sie; „in einem Lande jedoch, wo man ihnen die Köpfe abschneidet, möchten sie doch auch gern wissen, warum man das tut.“ Bonaparte erwiderte nichts darauf. Er ist ein Mensch, den wahrer Widerstand besänftigt. Diejenigen, die sich seinen Despotismus gefallen lassen, muß man ebenso anklagen wie ihn selbst.

Das Direktorium bereitete dem General Bonaparte einen feierlichen Empfang, der in mehrfacher Hinsicht als eine Epoche in der Geschichte der Revolution angesehen werden muß. Man wählte für diese Feierlichkeit den Hof des Luxembourgpalastes, da kein Saal groß genug gewesen wäre, um die ungeheure Menschenmenge zu fassen, die herbeigeströmt war. An allen Fenstern und auf jedem Dache standen Zuschauer. Die fünf Direktoren im römischen Kostüm saßen auf einer Tribüne im Hintergrund des Hofes, neben ihnen die Abgeordneten der beiden Räte, die Tribunen und die Mitglieder des Instituts. Hätte dieses Schauspiel stattgefunden, ehe die Volksvertretung das Joch der militärischen Gewalt erlitt, also vor dem 18. Fructidor, man würde darin wahre Größe gefunden haben. Eine schöne Musik spielte patriotische Weisen, Fahnen dienten dem Direktorium als Baldachin, und diese Fahnen erinnerten an große Siege.

Bonaparte erschien ganz einfach gekleidet, gefolgt von seinen Adjutanten. Sie waren alle viel größer als er, die Achtung jedoch, die sie ihm bewiesen, veranlaßte sie immer in gebückter Haltung vor ihm zu stehen. Die Elite Frankreichs, die

zugegen war, überhäufte den siegreichen General mit Beifallsrufen. Er war die Hoffnung eines jeden; Republikaner, Royalisten, alle sahen die Gegenwart oder die Zukunft auf seine mächtige Hand gestützt! Ach! wieviel von all jenen jungen Männern, die damals „vive Bonaparte“ riefen, hat er leben lassen!“

Als Herr von Talleyrand Bonaparte dem Direktorium vorstellte, nannte er ihn den „Befreier Italiens“, den „Friedensstifter des Kontinents“. Er versicherte, der General verabscheue den Luxus und alles Aufsehen, diesen verächtlichen Ehrgeiz der gewöhnlichen Sterblichen. Er liebe besonders die Gesänge Ossians, weil sie einen von der Erde entrückten. Ich glaube, die Welt hätte nichts lieber gesehen, als daß er ihr entrückt worden wäre! Endlich sprach Bonaparte selbst mit einer gewissen gemachten Nachlässigkeit, als wenn er zu verstehen geben wollte, daß er die Regierung, unter der er zu dienen berufen war, wenig liebte.

Er sagte, seit zwanzig Jahrhunderten habe der Royalismus und die Lehnsherrschaft die Welt regiert, aber der Frieden, den er soeben abgeschlossen habe, sei die Ära der republikanischen Regierung. Und er fügte hinzu, wenn das Glück der Franzosen auf den besten organischen Gesetzen beruhte, so würde ganz Europa frei sein. Ich weiß nicht, ob er mit den organischen Gesetzen der Freiheit die Einsetzung seiner absoluten Gewalt meinte. Wie dem aber auch sei, Barras, der damals sein Freund und Präsident des Direktoriums war, antwortete ihm, er hoffe, alles, was er sage, käme aus aufrichtigem Herzen. Er schloß mit der Bemerkung, daß er ihn ganz besonders mit der Eroberung Englands beauftrage, was Bonaparte ein wenig schwer fallen sollte.

Zweites Kapitel.

Vorbereitungen des Generals Bonaparte zur Expedition nach Ägypten. — Seine Meinung über den Einfall in die Schweiz.

Ende des Jahres 1797 forschte der General Bonaparte die öffentliche Meinung hinsichtlich der Direktoren aus. Er sah, daß sie nicht beliebt waren, daß es jedoch bei der allgemeinen republikanischen Gesinnung für einen General unmöglich war, sich jetzt schon an die Stelle von Zivilbeamten zu setzen. Eines Abends plauderte er mit Barras von seinem Einfluß auf das italienische Volk, das ihn zum Herzog von Mailand oder zum König von Italien hatte machen wollen. „Aber," sagte er, „ich denke an nichts dergleichen in irgendeinem Land." — „Und Sie tun recht," erwiderte Barras, „in Frankreich nicht an so etwas zu denken; denn wenn das Direktorium Sie morgen in den Temple würfe, würden nicht vier Personen dagegen Einspruch erheben!" Bonaparte saß auf einem Sofa neben Barras. Als er jene Worte vernahm, sprang er auf, stellte sich an den Kamin und konnte kaum seiner Aufregung Herr werden. Bald jedoch gewann er jene scheinbare Ruhe wieder, deren die leidenschaftlichsten Südländer fähig sind, und erklärte, er wolle mit einer militärischen Expedition beauftragt werden. Das Direktorium schlug ihm die Landung in England vor. Er inspizierte daher die Küsten. Bald erkannte er jedoch das Un-

sinnige einer solchen Expedition und kam mit dem Entschlusse zurück, es mit der Eroberung von Ägypten zu versuchen.

Bonaparte hat stets gesucht, sich der Einbildungskraft der Menschen zu bemächtigen, und er weiß sehr gut, wie man sie beherrschen kann, ohne auf dem Throne geboren zu sein. Ein Einfall in Afrika, Kriegführen in einem fast fabelhaften Lande wie Ägypten, das mußte auf alle Gemüter wirken! Es war nicht schwer, die Franzosen zu überzeugen, daß sie aus einer solchen Kolonie im Mittelmeer großen Vorteil ziehen würden und diese ihnen eines Tages die Mittel böte, die Ansiedelungen der Engländer in Indien anzugreifen. Das waren erhabene Pläne; sie mußten den Glanz, der den Namen Bonaparte umstrahlte, noch erhöhen. Wäre er in Frankreich geblieben, so würde das Direktorium gegen ihn in allen Zeitungen, über die es verfügte, unzählige Verleumdungen geschleudert und seine Heldentaten in der Phantasie der Müßiggänger verdunkelt haben. Dann würde Bonaparte, noch ehe der Blitz ihn getroffen hatte, zu Staub zermalmt worden sein. Er hatte also recht, wenn er sich zu einer poetischen Persönlichkeit machen wollte, anstatt den Klatschereien der Jakobiner ausgesetzt zu bleiben, die unter ihrer volkstümlichen Form nicht weniger hinterlistig sind als der Hofklatsch.

Es fehlte an Geld, um eine Armee nach Ägypten zu befördern. Das Verdammenswerteste, was Bonaparte tat, war, daß er das Direktorium zum Einfall in die Schweiz veranlaßte, um sich des Berner Staatsschatzes zu bemächtigen, den man in zweihundert weisen und sparsamen Jahren angehäuft hatte. Als Ursache des Krieges gab man die Lage des Waadtlandes an. Unzweifelhaft hat dieser Kanton das Recht, Unabhängigkeit zu fordern, und er tut jetzt sehr wohl daran, sie sich zu bewahren. Wenn man jedoch den Emigranten vorwirft, daß sie sich mit den Fremden gegen Frankreich verbunden haben, muß man da nicht denselben Grundsatz auch auf die Schwei=

zer anwenden, die die schreckliche Hilfe der Franzosen anriefen? Übrigens handelt es sich in einem Kriege, der notwendigerweise die Unabhängigkeit der ganzen Schweiz bloßstellen mußte, nicht allein um das Waadtland. Diese Sache schien mir so heilig, daß ich es damals durchaus nicht für möglich hielt, Bonaparte zu veranlassen, er möge die Schweiz verteidigen. Zu jeder Zeit meines Lebens sind die Fehler, die ich in der Politik beging, daher gekommen, daß ich glaubte, die Menschen seien durch die Wahrheit zum Guten zu bewegen, wenn man sie ihnen kräftig vor Augen stellte.

Ich blieb fast eine Stunde lang mit Bonaparte allein. Er hört geduldig und aufmerksam zu, denn er will wissen, ob das, was man ihm sagt, ihn über seine eigenen Angelegenheiten aufklären könnte; aber Demosthenes und Cicero zusammen würden ihn nicht zu dem kleinsten Opfer seines persönlichen Interesses hinreißen. Viele Durchschnittsmenschen nennen das Vernunft. Es ist die Vernunft zweiter Ordnung, denn es gibt noch eine höhere, die sich jedoch nicht allein durch Berechnung erraten läßt.

Als der General Bonaparte mit mir über die Schweiz sprach, erklärte er mir den Zustand des Waadtlandes als Grund, französische Truppen durch die Schweiz marschieren zu lassen. Er sagte, die Bewohner dieses Landes würden von den Berner Aristokraten unterjocht, und die Menschen könnten jetzt nicht mehr ohne politische Rechte existieren. Ich dämpfte, so viel ich konnte, dieses republikanische Feuer und stellte ihm vor, daß die Waadtländer in jeder Beziehung frei seien. Und wenn doch die Freiheit wirklich vorhanden wäre, so brauchte man sich nicht, um sie von Rechtswegen zu erlangen, dem größten Unglück auszusetzen, nämlich die Fremden auf seinem Gebiete zu sehen. „Die Eigenliebe und die Einbildungskraft,“ entgegnete der General, „halten an der Bevorzugung fest, an der Regierung eines Landes Anteil zu nehmen, und es ist eine Ungerechtigkeit, einen

Teil der Bürger davon auszuschließen.“ — „Im Prinzip ist nichts wahrer als das, Herr General,“ sagte ich; „aber es ist gleichfalls sehr richtig, daß man die Freiheit durch eigene Kraft erringe und nicht dadurch, daß man eine Macht zu Hilfe ruft, die notwendigerweise herrschen muß.“ Später ist dem General Bonaparte das Wort „Prinzip“ sehr verdächtig erschienen, damals jedoch gefiel es ihm, wie er mir gestand. Ich legte immer von neuem Gewicht auf die Schönheit und das Glück Helvetiens, auf die Ruhe, deren es sich seit mehreren Jahrhunderten erfreute. „Ja,“ unterbrach mich Bonaparte, „ohne Zweifel, aber die Menschen brauchen politische Rechte; ja,“ wiederholte er, als wenn er es auswendig gelernt hatte, „politische Rechte!“ Dann führte er die Unterhaltung auf einen anderen Gegenstand, weil er nichts mehr darüber hören wollte. Er sprach von seiner Vorliebe für ein zurückgezogenes Leben auf dem Lande und die schönen Künste und bemühte sich, dieselben Neigungen an den Tag zu legen, die er bei mir vermutete.

Diese Unterhaltung machte mir jedoch das Angenehme verständlich, das manche an ihm finden, wenn er als einfacher Mann von sich selbst und seinen Plänen erzählt. Und diese gefährlichste aller Künste hat viele Menschen gefangen genommen. Um diese Zeit sah ich Bonaparte noch öfters in Gesellschaft. Er erschien mir immer eifrig damit beschäftigt, Beziehungen zwischen sich und andern herzustellen; bald hielt er die Leute in gewisser Entfernung, bald näherte er sich ihnen, je nachdem er glaubte, sie am sichersten an sich zu fesseln. Wenn er sich in Gesellschaft der Direktoren befand, fürchtete er ganz besonders das Aussehen eines Generals unter den Befehlen seiner Regierung zu haben, und er versuchte es abwechselnd mit einer gewissen Art von Überlegenheit im Ton, mit der Würde und der Vertraulichkeit, aber weder das eine noch das andere war echt. Dieser Mann versteht sich nur natürlich zu geben, wenn er kommandiert!

Drittes Kapitel.

Nachrichten aus Ägypten. — Rückkehr Bonapartes.

Nichts war geeigneter, die Gemüter zu beschäftigen, als der Feldzug in Ägypten. Und trotz des großen Seesieges, den Nelson bei Abukir *) davontrug und der jeden noch möglichen Vorteil zerstörte, wurde doch der Ruf eines Mannes gewaltig durch die aus Kairo datierten Briefe und die von Alexandrien nach den Ruinen von Theben an den Grenzen Äthiopiens abgeschickten Befehle erhöht. Dieser Mann, den man nicht mehr sah, erschien in der Ferne wie ein außergewöhnliches Wunder. An die Spitze seiner Proklamationen setzte er die Worte: Bonaparte, général en chef et membre de l'Institut National. Daraus schloß man, daß er ein Freund der Aufklärung sei und die Wissenschaft beschütze. Das war jedoch eine ebenso unsichere Garantie, wie sein mohammedanisches Glaubensbekenntnis, dem bald darauf sein Konkordat **) mit dem Papste folgte. Schon begann er Europa zu täuschen, überzeugt, daß die Kunst des Lebens für einen jeden nur in egoistischen Kunstgriffen besteht. Bonaparte ist nicht allein ein Mann, sondern ein System! Wenn es nach ihm ginge, wäre das Menschengeschlecht nicht

*) Am 1. und 2. August 1798. Nelson wurde bei diesem Seekampfe schwer am Kopfe verwundet und die französische Flotte fast gänzlich zerstört.

**) Es wurde am 15. Juli 1801 zwischen dem Papst und dem Ersten Konsul unterzeichnet und am 10. September ratifiziert.

mehr die Schöpfung Gottes. Man muß ihn also wie eine große bedeutende Frage untersuchen, deren Lösung für den Geist aller Jahrhunderte von Wichtigkeit ist.

Obgleich bei Bonaparte alles Berechnung ist, so weiß er doch sehr gut das Willenlose in der menschlichen Natur zu erfassen und sich die Einbildungskraft zu nutze zu machen. Er besaß die doppelte Gewandtheit, die Massen zu blenden und den Einzelnen zu korrumpieren.

Sein Gespräch mit dem Mufti in der Cheopspyramide mußte die Pariser entzücken, weil es zwei Dinge in sich vereinigte, die sie immer gefangen nehmen: nämlich eine gewisse Größe und gleichzeitig Spott. Die Franzosen lieben es, über etwas bewegt zu sein und dann ob ihrer Gemütsbewegung zu lachen. Eine gewisse Marktschreierei gefällt ihnen, und sie tragen gern dazu bei, sich selbst zu betrügen, vorausgesetzt, daß es ihnen gestattet sei, durch ein paar Witzworte zu zeigen, daß sie, obgleich sie sich den Anschein geben, die Geprellten zu sein, es doch nicht sind.

Bonaparte bediente sich in der Pyramide der orientalischen Sprachweise. „Allah sei Ruhm und Ehre!" sagte er; „es gibt nur einen Gott, und Mohammed ist sein Prophet! Das Brot, das der Böse gestohlen, wird in seinem Munde zu Staub werden." — „Du hast wie der Weiseste der Mullahs gesprochen," sagte der Mufti. — Und Bonaparte fuhr fort: „Ich kann einen Feuerwagen vom Himmel auf die Erde herabsteigen lassen." *) — „Du bist der größte Häuptling," antwortete der Mufti, „dessen Arm der allmächtige Mohammed bewaffnet hat." Mohammed konnte indes nicht verhindern, daß Sir Sidney Smith durch seine glänzenden Eigenschaften den Erfolgen Bonapartes bei Akka ein Ziel setzte.

Als Napoleon im Jahre 1805 zum König von Italien ge-

*) Mit dem Feuerwagen meinte er ohne Frage einen der Luftballons, Montgolfièren genannt, die im Feldzug von Ägypten zur Verwendung kamen.

krönt wurde, sagte er zum General Berthier in einem Augenblick, wo er über alles sprach, um seine Ideen an andern zu versuchen: „Dieser Sidney Smith hat mich bei Akka um mein Glück gebracht; ich wollte, um nach Paris zu gelangen, von Ägypten nach Konstantinopel marschieren und so Europa im Rücken in Besitz nehmen.“ Dieses verfehlte Glück schien jedoch damals nichtsdestoweniger fest begründet zu sein. Wie sehr er es auch anklagte, fand der General Bonaparte doch, riesenhaft wie alle die Unternehmungen, die sich an seine Spuren hefteten, Mittel und Wege, seine Niederlagen in Ägypten für Siege gelten zu lassen. Und obwohl sein Feldzug kein anderes Ergebnis aufzuweisen hatte als die Zerstörung der Flotte und die Auflösung eines unserer schönsten Heere, so nannte man ihn doch den Sieger des Orients.

Da Bonaparte sich mit großem Geschick der Begeisterung der Franzosen für den militärischen Ruhm bemächtigte, machte er sich ihre Eigenliebe für seine Siege wie für seine Niederlagen zunutze. Schritt für Schritt nahm er den Platz ein, den die Revolution in allen Gemütern innehatte, und übertrug auf seinen Namen allein alle nationalen Gefühle, die Frankreich in den Augen der Fremden so groß gemacht hatten.

Zwei seiner Brüder, Lucien und Joseph, saßen im Rate der Fünfhundert und beide hatten, jeder auf seine Weise, genug Geist und Talent, um dem General wesentliche Dienste zu leisten. Sie wachten für ihn über den Stand der Angelegenheiten, und als der Augenblick gekommen war, rieten sie ihm, nach Frankreich zurückzukehren. In Italien waren die Heere geschlagen worden und zum großen Teil infolge der nachlässigen Verwaltung zerrüttet. Von neuem begannen die Jakobiner sich zu zeigen; das Direktorium genoß weder Achtung noch besaß es Kraft. Alle diese Nachrichten kamen Bonaparte in Ägypten zu Ohren. Nachdem er sich einige Stunden eingeschlossen hatte, entschied er sich zur Abreise. Dieser rasche und sichere Über-

blick der Dinge zeichnete ihn besonders aus, und niemals hat sich ihm die Gelegenheit vergebens geboten. Man hat viel darüber gesprochen, daß er seine Armee im Stich gelassen habe. Sicher gibt es eine uneigennützige Begeisterung, die einem Krieger nicht gestattet haben würde, sich auf diese Weise von denen zu trennen, die ihm gefolgt waren und von ihm nun in Bedrängnis zurückgelassen wurden. Aber der General Bonaparte lief, als er das mit englischen Schiffen bedeckte Meer durchquerte, so große Gefahren, der Plan, der ihn nach Frankreich führte, war an sich selbst so verwegen, daß es aberwitzig wäre, wollte man seine Abreise von Ägypten mit dem Namen Feigheit bezeichnen. Ein solches Wesen darf nicht mit Gemeinplätzen angegriffen werden: man muß einen Menschen, der auf die andern eine große Wirkung hervorgebracht hat, vollkommen ergründen, um ihn zu beurteilen!

Ein anderer, weit ernsterer Vorwurf, den man dem General Bonaparte machen kann, ist der vollkommene Mangel an Menschlichkeit, den er im Feldzug von Ägypten bewies. Wenn er irgendwelchen Vorteil durch Grausamkeit erlangen konnte, hat er sie sich gestattet, ohne daß er gerade blutdürstig gewesen wäre.*) Er hat ebenso wenig Lust zum Blutvergießen wie ein vernünftiger Mensch zum Geldausgeben, wenn es nicht nötig ist. Er legt jedoch einen besonderen Ehrgeiz in die Bedeutung Notwendigkeit, und wird dieser Ehrgeiz bloßgestellt, so zögert er nicht einen Augenblick, um ihm die andern zu opfern. Was wir Gewissen nennen, ist ihm stets nur als ein poetischer Name für Betrügerei erschienen.

*) Frau von Staël spielt hier auf die Vergiftung der Pestkranken von Jaffa an. Bonaparte hatte allerdings dem Dr. Desgenettes den Vorschlag gemacht, die Kranken durch Opium von ihren Qualen zu befreien. Dieser Plan wurde indes nicht ausgeführt. Napoleon hat später dieses Ansinnen nicht geleugnet und gesagt, er würde in einem solchen Falle das gleiche für sich verlangen.

Viertes Kapitel.

Der 18. Brumaire.

Ich kam genau am 18. Brumaire aus der Schweiz in Paris an. Als ich einige Stunden vor der Stadt die Pferde wechselte, sagte man mir, der Direktor Barras sei eben in Begleitung von Gendarmen durchgereist, um sich auf sein Gut Grosbois zurückzuziehen. Die Postillione sprachen von den Neuigkeiten des Tages, und die volkstümliche Weise, auf die man sie erfuhr, verliehen ihnen noch mehr Leben. Zum erstenmal, seit der Revolution, hörte man wieder einen Eigennamen in aller Munde. Bis dahin hatte es stets geheißen: die Konstituierende Versammlung, das Volk, der Konvent usw. hat das und das getan. Jetzt sprach man nur noch von diesem Manne, der sich an die Stelle aller setzte, der das Menschengeschlecht dadurch namenlos machte, daß er alle Berühmtheit für sich allein in Anspruch nahm und einen jeden verhinderte, irgendwelche Bedeutung zu erlangen.

Noch am Abend meiner Ankunft erfuhr ich, daß der General Bonaparte während der fünf Wochen, die seit seiner Rückkehr nach Paris vergangen waren, die Gemüter auf die Umwälzung vorbereitet hatte, die eben vor sich gegangen war. Alle Parteien waren für ihn gewesen, und er hatte allen Hoffnungen gemacht. Den Jakobinern hatte er gesagt, er werde sie vor der Rückkehr der alten Dynastie bewahren, den Royalisten hingegen hatte er die Hoffnung gelassen, daß er die Bour-



Napoleon als erster Konsul.



bonen wieder einsetzen wolle. Sieyès ließ er sagen, er werde ihm die Mittel in die Hand geben, um die Verfassung ans Tageslicht zu bringen, die dieser seit zehn Jahren bereit hielt. Ganz besonders aber hatte er das Volk, das keiner Partei angehört, durch die allgemeine Verkündung seiner Liebe für Ordnung und Ruhe gefangen genommen. Man erzählte ihm von einer Frau, deren Papiere das Direktorium beschlagnahmt hatte. Da empörte er sich über die ungeheure Abscheulichkeit, Frauen zu peinigen, er, der so und so viele je nach seiner Laune zu ewiger Verbannung verdammte! Er sprach nur vom Frieden, er, der ewigen Krieg über die Welt gebracht! Kurz, in seinem Wesen lag eine süßliche Heuchelei, die einen widerwärtigen Gegensatz zu seiner bekannten Gewalttätigkeit bildete. Nach zehnjährigem Aufruhr jedoch hatte die Begeisterung für die neuen Ideen bei den Männern der Revolution der Furcht und der Hoffnung Platz gemacht, die sie persönlich betrafen. Nach einer gewissen Zeit kehren die Ideen zurück, aber die Generation, die an großen bürgerlichen Unruhen teilgenommen hat, ist fast niemals in der Lage, die Freiheit herzustellen: sie hat sich zu sehr besudelt, um ein so reines Werk zu Ende zu führen. Die französische Revolution ist seit dem 18. Fructidor nichts weiter gewesen als eine ununterbrochene Aufeinanderfolge von Männern, die dadurch untergingen, daß sie ihr eigenes Interesse der Pflicht vorzogen. Wenigstens gaben sie damit ihren Nachfolgern eine große Lehre.

Bonaparte stieß, um zur Macht zu gelangen, auf keinerlei Hindernisse. Moreau war in Zivilangelegenheiten nicht unternehmend. Der General Bernadotte verlangte lebhaft vom Direktorium seine Wiederberufung zum Kriegsminister. Seine Ernennung wurde zu Papier gebracht, aber es fehlte der Mut, sie zu unterzeichnen. So schlossen sich alle Militärs an Bonaparte an, denn da sie sich noch einmal in eine innere Umwälzung mischten, waren sie entschlossen, einen der Ihrigen an die Spitze

des Staates zu stellen, um auf diese Weise der Belohnungen sicher zu sein, die sie erstrebten.

Ein Artikel der Verfassung, der dem Rate der Alten gestattete, die Gesetzgebende Körperschaft in eine andere Stadt als Paris zu verlegen, diente als Vorwand, den Sturz des Direktoriums herbeizuführen. Am 18. Brumaire befahl der Rat der Alten, daß die Gesetzgebende Körperschaft und der Rat der Fünfhundert ihre Sitzungen am 19. nach Saint-Cloud verlegten, weil man dort leichter die Truppen handeln lassen konnte. Am Abend des 18. war die ganze Stadt in der Erwartung des großen kommenden Tages in Aufregung. Die Mehrzahl der ehrsamen Bürger wünschte ohne allen Zweifel, daß der General Bonaparte den Sieg davontrüge, denn man befürchtete die Rückkehr der Jakobiner. Ich meinerseits hegte, das muß ich gestehen, sehr gemischte Gefühle. War der Kampf einmal im Gange, so konnte ein augenblicklicher Sieg der Jakobiner blutige Szenen herbeiführen. Nichtsdestoweniger empfand ich bei dem Gedanken an den Triumph Bonapartes einen Schmerz, den ich prophetisch nennen möchte.

Ein Freund von mir, der der Sitzung von Saint-Cloud beiwohnte, schickte mir jede Stunde einen Boten. Einmal meldete er mir, die Jakobiner würden die Oberhand erlangen, und ich bereitete mich aufs neue vor, Frankreich zu verlassen. Einen Augenblick später jedoch erfuhr ich, daß der General Bonaparte den Sieg davon getragen hätte, indem die Soldaten die Volksvertreter auseinandergetrieben hatten. Und ich weinte, — nicht über die verlorene Freiheit, nein, sie hat niemals in Frankreich existiert, — aber über die verlorene Hoffnung auf diese Freiheit, ohne die es in diesem Lande nur Schande und Unglück gibt. Seitdem bin ich das Gefühl der Beklommenheit nicht losgeworden, und ich glaube, diese Krankheit hat alle die heimgesucht, die unter der Gewalt Bonapartes gelebt haben.

Man hat sehr verschieden über die Art gesprochen, auf

welche die Revolution des 18. Brumaire vor sich gegangen ist. Das Wichtigste dabei ist aber, die charakteristischen Züge des Mannes zu beobachten, der fast fünfzehn Jahre lang der Herr des europäischen Festlandes gewesen ist.

Er begab sich vor die Schranken des Rates der Alten und wollte die Mitglieder durch eine begeisterte, edle Rede mit fortreißen. Er kann sich jedoch nicht in freier Rede ausdrücken. Nur in der ungezwungenen Unterhaltung zeigt sich sein scharfer, bestimmter Geist in vorteilhaftem Lichte. Da er sich übrigens für nichts aufrichtig begeistern kann, so ist er nur in der Beleidigung beredt. Nichts fiel ihm daher schwerer, als sich zu einem gewissen Respekt zu zwingen, den man unbedingt beweisen muß, wenn man eine Versammlung überzeugen will. Im Rate der Alten versuchte er es mit der Phrase: „Ich bin der Gott des Kriegs und des Glücks; folget mir!" Er bediente sich dieser hochtrabenden Worte jedoch nur aus Verlegenheit, denn in Wahrheit hätte er lieber gesagt: „Ihr seid alle Schurken, und ich werde euch niederschießen, wenn ihr mir nicht gehorcht!"

Am 19. Brumaire betrat er den Rat der Fünfhundert mit über der Brust gekreuzten Armen und finsterer Miene. In seiner Begleitung befanden sich zwei Grenadiere, die seine kleine Gestalt wie zum Schutze deckten. Bei seinem Eintritt stießen die Deputierten, die sogenannten Jakobiner, ein wildes Geheul aus. Zum Glück für Bonaparte war sein Bruder Lucien damals Präsident des Rates. Vergebens ließ dieser die Glocke ertönen, um die Ordnung wiederherzustellen; von allen Seiten hörte man rufen: Verräter! . . Usurpator!" Und einer der Abgeordneten, ein Landsmann Bonapartes, der Korse Arena,*) näherte sich

*) Joseph Antoine Arena wurde am 30. Mai 1771 auf Korsika geboren. Er war ein eifriger Republikaner und im Jahre V im Rat der Fünfhundert korsischer Abgeordneter. Er widersetzte sich dem Staatsstreiche des 18. Brumaire und verfolgte seitdem Bonaparte mit unauslöschlichem Hasse. Später nahm

dem General und schüttelte ihn heftig am Kragen seines Rockes. Die Vermutung jedoch, daß Arena einen Dolch bei sich gehabt hätte, um ihn zu töten, ist unbegründet. Seine Handlung aber erschreckte Bonaparte, und er sagte zu seinen beiden Grenadieren, indem er seinen Kopf auf die Schulter des einen legte: „Bringt mich fort von hier." Sogleich hoben ihn die Grenadiere aus der Mitte der ihn umgebenden Deputierten und trugen ihn aus dem Saal ins Freie. Sobald er draußen war, gewann er seine Geistesgegenwart wieder. Er stieg zu Pferde, ritt eiligst die Reihen seiner Grenadiere entlang und erreichte bald von ihnen was er wollte.

Bei dieser Gelegenheit, wie bei so vielen andern, konnte man bemerken, daß Bonaparte leicht aus der Fassung zu bringen ist, wenn er einer andern Gefahr, als der des Kriegs, gegenüber steht, und einige haben daraus den lächerlichen Schluß gezogen, daß er feige sei. Man kann indes gewiß nicht seine Verwegenheit leugnen. Da er jedoch nicht wirklich mutig ist, nicht einmal tapfer, so setzt er sich infolgedessen nur dann der Gefahr aus, wenn es für ihn von Nutzem ist. Es wäre ihm unangenehm, getötet zu werden, weil dies eine Niederlage bedeutete, und er doch vor allem nach Erfolg strebt. Auch deshalb wäre es ihm unangenehm, weil der Tod seiner Phantasie mißfällt. Aber er zögert nicht, sein Leben aufs Spiel zu setzen, sobald es sich von seinem Standpunkt aus verlohnt, wenn ich mich so ausdrücken darf.

Nachdem der General Bonaparte den Saal der Fünfhundert verlassen hatte, verlangten die ihm gegnerisch gesinnten Abgeordneten stürmisch, daß er als „vogelfrei" erklärt werde.

---

er an der Verschwörung Cerachis, Topino-Lebruns und anderer teil, die den Zweck hatte, den Ersten Konsul zu stürzen. Arena wurde verhaftet und ein Jahr lang im Temple gefangen gehalten. Als die Höllenmaschine explodierte wurde er zum Tode verurteilt und am 30. Januar 1802 erschossen, obgleich er an diesem Attentat unschuldig war.

Da leistete ihm sein Bruder Lucien als Präsident der Versammlung einen bedeutenden Dienst. Er weigerte sich nämlich trotz allen Verlangens, diesen Vorschlag zur Abstimmung zu bringen. Wenn er einverstanden gewesen wäre, würde der Beschluß angenommen worden sein, und niemand kann wissen, welche Wirkung dies auf die Soldaten hervorgebracht hätte. Seit zehn Jahren waren sie gewöhnt, diejenigen ihrer Heerführer im Stich zu lassen, die von der Gesetzgebenden Gewalt geächtet worden waren; und obwohl jetzt zwar die Volksvertretung ihren gesetzmäßigen Charakter durch den 18. Fructidor eingebüßt hatte, so gab doch oft die Ähnlichkeit der Worte über die Verschiedenheit der Dinge den Ausschlag.

Der General Bonaparte beeilte sich nun, seine Soldaten hineinzuschicken, um Lucien außerhalb des Saales in Sicherheit zu bringen. Sobald dies geschehen war, drangen die Grenadiere in die Orangerie ein, wo die Deputierten versammelt waren, marschierten stracks von einem Ende des Saales zum andern, als wenn sich niemand darin befände, und verjagten auf diese Weise die Abgeordneten. Diese wurden gegen die Wände gedrückt und gezwungen, in der Senatorentoga durch die Fenster in den Garten von Saint-Cloud zu entfliehen. Wohl hatte man bereits in Frankreich die Volksrepräsentanten geächtet, aber zum erstenmal seit der Revolution geschah es, daß man die Zivilgewalt in Gegenwart der Militärgewalt lächerlich machte. Und Bonaparte, der seine Macht auf der Entwürdigung der Staatskörper ebenso wie auf der Verachtung der Menschen zu begründen gedachte, hatte vom ersten Augenblick an die Genugtuung, die Achtung vor den Vertretern des Volkes zerstört zu haben. Von dem Augenblick an, wo die moralische Kraft der Volksvertretung vernichtet war, bedeutete eine Gesetzgebende Körperschaft, ob sie nun gut oder schlecht war, in den Augen der Soldaten nichts weiter als eine Versammlung von 500 Männern, die viel weniger stark und frisch war, als ein Bataillon

von der gleichen Anzahl Soldaten. Seitdem sind sie stets bereit gewesen, wenn ihr Befehlshaber es verlangte, die Verschiedenheit der Meinungen wie Vergehen gegen die Mannszucht zu rügen.

Bonaparte hielt im Rate der Fünfhundert in Gegenwart der Offiziere seines Gefolges und einiger Freunde der Direktoren eine Rede, die in den zeitgenössischen Zeitungen veröffentlicht wurde. Diese Rede fordert unwillkürlich zur Vergleichung heraus, welche die Geschichte nicht außer acht lassen darf. Als er von den Direktoren sprach, sagte er: „Was haben sie aus dem Frankreich gemacht, das ich ihnen so glänzend zurückgelassen habe! Ich verließ es im Frieden und fand es im Kriege wieder. Ich ließ ihm Siege zurück und fand, als ich kam, Niederlagen. Und was haben sie mit den hunderttausend Franzosen, meinen Waffenbrüdern gemacht, die ich alle kannte, und die nun tot sind?" Dann endete er plötzlich seine Rede in einem ruhigerem Tone und sagte: „Dieser Zustand kann nicht fortdauern, er würde uns binnen drei Jahren zum Despotismus führen." Wahrlich, Bonaparte hat sich beeilt, diese Voraussage zu erfüllen!

Würde es jedoch nicht eine große Lehre für die Menschheit sein, wenn jene Direktoren, die so wenig kriegerisch gesinnt waren, sich aus ihrem Staube erhöben und von Napoleon Rechenschaft über die Grenzen des Rheins und der Alpen forderten, welche von der Republik erobert worden sind? Wenn sie Rechenschaft von ihnen verlangten, daß die Fremden zweimal in Paris eingedrungen sind, daß drei Millionen Franzosen von Kadix bis Moskau den Tod gefunden, und besonders, daß jene Sympathie, welche die Völker für die Sache der Freiheit in Frankreich bezeugten, sich nun in tiefe Abneigung verwandelt hat? Gewiß wären die Direktoren deswegen nicht besonders zu loben, aber man könnte daraus schließen, daß in unsern Tagen ein aufgeklärtes Volk nichts Schlimmeres tun

kann, als sich in die Hände eines einzigen Mannes zu begeben. Das Publikum ist heutzutage geweckter als mancher Einzelne, und die öffentlichen Einrichtungen schließen die Meinungen weiser zusammen als die Umstände. Wenn die französische Nation, anstatt diesen gefährlichen Ausländer zu wählen, der sie zu seinem eigenen Nutzen ausgebeutet und sogar noch in diesem Sinne gemein ausgebeutet hat, wenn das französische Volk, sage ich, das damals trotz aller seiner Fehler so mächtig war, sich selbst eine Verfassung gegeben und aus der zehnjährigen Erfahrung eine Lehre gezogen hätte, so wäre es noch jetzt die erste Größe der Welt!

Fünftes Kapitel.

Die Feier des Konkordats in Notre-Dame.

Zur Zeit der Erhebung Bonapartes sehnten sich die aufrichtigsten Anhänger des Katholizismus, die so lange die Opfer der politischen Inquisition gewesen waren, nach vollkommener religiöser Freiheit. Es war der allgemeine Wunsch des Volkes, daß die Verfolgungen der Geistlichen eingestellt würden und man ihnen keinerlei Eide mehr abnahm. Die Regierung sollte sich nicht mehr mit den religiösen Ansichten der Leute beschäftigen. Die öffentliche Meinung wäre zufriedengestellt worden, wenn die Konsularregierung in Frankreich eine absolute Toleranz aufrechterhalten hätte, eine Toleranz, wie sie in Amerika bei einem Volke besteht, dessen unwandelbare Frömmigkeit und strenge Sitten nicht in Zweifel gezogen werden können.

Aber der Erste Konsul kümmerte sich nicht um so fromme Gedanken. Er wußte, daß wenn der Klerus wieder politische Bedeutung gewänne, sein Einfluß nur seinen despotischen Interessen entgegenkommen würde. Es lag ihm vor allem daran, sich die Wege zu seiner Thronbesteigung zu ebnen.

Er brauchte einen Klerus ebenso wie er Kammerherren, Würdenträger und Orden, kurz alle ehemaligen äußeren Abzeichen der Macht benötigte, und er allein war imstande, sie wiederherzustellen. Man hat sich über die Rückkehr der alten Einrichtungen beklagt und sollte doch dabei nicht vergessen, daß

Bonaparte die wahre Ursache davon ist. Er hat den Klerus aufs neue eingesetzt, um ihn seinen Plänen dienstbar zu machen. Die Revolutionäre, die man noch vor vierzehn Jahren fürchtete, würden niemals geduldet haben, daß man den Geistlichen wieder eine politische Existenz gab, wenn ihnen nicht ein Mann, den sie in gewisser Beziehung als einen der Ihrigen betrachteten, das Konkordat mit dem Papste als eine tief durchdachte Maßnahme hingestellt hätte, die zur Aufrechterhaltung der neuen Einrichtungen nötig sei. Mit wenigen Ausnahmen sind die Revolutionäre mehr ungestüm als schlau, und eben deswegen schmeichelt man ihnen, wenn man sie als geschickte Leute behandelt.

Bonaparte ist sicher nicht religiös. Die Spuren eines gewissen Aberglaubens, die man in seinem Charakter entdeckt hat, rühren einzig und allein von dem Kulte her, den er mit sich selbst treibt. Er glaubt an seinen Stern, und dieses Gefühl äußert sich in ihm auf verschiedene Weise. Vom Islam bis zur Religion der Väter der Wüste, vom Agrariergesetz bis zur Hofetiquette Ludwigs XIV. ist er bereit, zu glauben und zu tun, was die Umstände von ihm verlangen. Da jedoch seine natürliche Veranlagung zum Despotismus neigt, so gefällt ihm alles, was diesen begünstigt, und er würde mehr wie jeder andere das alte Regime Frankreichs vorgezogen haben, wenn er die Welt hätte überzeugen können, daß er in gerader Linie vom heiligen Ludwig abstamme.

Er hat oft bedauert, nicht in einem Lande zu regieren, wo der Monarch zu gleicher Zeit das Oberhaupt der Kirche ist, wie in England und in Rußland. Da er nun die französische Geistlichkeit dem römischen Hofe ergeben fand, wollte er mit diesem unterhandeln. Eines Tages versicherte er den Prälaten, daß seines Erachtens nach nur die katholische Religion wirklich auf ehemaligen Überlieferungen begründet sei. Gewöhnlich zeigte er ihnen dann einige, am Tage zuvor erworbene Kenntnisse über diesen Gegenstand. Befand er sich aber im

Kreise von Philosophen, so sprach er ganz anders. Zu Cabanis*) sagte er einmal: „Wissen Sie, was das Konkordat ist, das ich soeben unterzeichnet habe? Die Impfung der Religion! In fünfzig Jahren wird man davon in Frankreich nichts mehr bemerken." Weder die Religion noch die Philosophie bestimmte Bonaparte zur Wiedereinsetzung des Klerus, der vollkommen seinem Willen untergeordnet war. Da er jedoch von einem Bündnis zwischen Altar und Thron gehört hatte, begann er mit der Wiedererrichtung des Altars. Und so hielt er mit der Feier des Konkordats nichts anderes als eine Kostümprobe seiner Krönungsfeier ab.

Im April des Jahres 1802 befahl er in Notre-Dame eine große Feierlichkeit. Er selbst fand sich dazu mit allem königlichen Pomp ein und ernannte zum Kanzelredner dieser Weihe ... wen? Den Erzbischof von Aix, denselben, der bei der Krönung Ludwigs XVI. in der Kathedrale von Reims die Salbungspredigt gehalten hatte. Zu dieser Wahl bestimmten ihn zwei Gründe: die Hoffnung, daß, je mehr er die Monarchie nachahmte, desto leichter der Gedanke im Volke entstünde, ihn zum Souverän zu ernennen; ferner die niedrige Absicht, den Erzbischof von Aix genügend in Mißachtung zu bringen, um ihn desto abhängiger von ihm zu machen und auch, um allen seinen Handlungen den Stempel seines gewaltigen Einflusses aufzudrücken. Er hat stets danach gestrebt, daß ein Mann von Ruf, wenn es nur irgend anging, sich durch eine tadelnswerte Handlung an ihn anschloß, nur damit er in der Achtung aller andern Parteien fiel. Seine Schiffe verbrennen hieß, ihm seinen Ruf opfern. Er wollte aus den Menschen eine Münze machen, die erst dann Wert hatte, wenn das Bildnis des Gebieters aufgeprägt war. Die Folge hat jedoch gelehrt, daß diese Münze mit einem andern Bildnis wieder in Kurs zu kommen verstand.

*) Pierre Jean Georges Cabanis war Mitglied des Rates der Fünfhundert und später Senator.

Am Tage des Konkordats begab Bonaparte sich in den alten Königskarossen nach Notre-Dame. Die Kutscher und Diener, die neben dem Wagenschlag herliefen, waren genau so gekleidet wie ehemals. Bis ins kleinste Detail hatte er sich die ganze Hofetikette erklären lassen, und obgleich er Erster Konsul einer Republik war, eignete er sich den ganzen Apparat des Königtums zu.

Nichts, das muß ich gestehen, empörte mich mehr, als das. Ich schloß mich in mein Haus ein, um von dieser Schande nichts zu sehen. Aber ich hörte die Böllerschüsse, welche die Knechtschaft der Franzosen verkündeten. Denn gab es wohl etwas Schändlicheres, als die alten königlichen Einrichtungen, die doch wenigstens von vornehmen Erinnerungen umgeben waren, umzustürzen, um sie wieder mit den Formen eines Emporkömmlings und mit den Zangen des Despotismus aufzunehmen? An diesem Tage hätte man den Franzosen die schönen Worte Miltons zurufen müssen: „Wir werden die Schande der freien Völker und das Spielzeug der unfreien! ‚Ist das etwa der Freiheitstempel?' werden die Fremden sagen, ‚auf dessen Bau die Engländer so stolz sind?' Sie haben gerade so viel daran getan, wie nötig war, um sich für immer in den Augen des ganzen Europas lächerlich zu machen!" Die Engländer haben sich wenigstens gegen diese Prophezeihung verwahrt.

Als der Erste Konsul sich auf dem Rückwege von Notre-Dame im Kreise seiner Generale befand, sagte er zu ihnen: „Nicht wahr, heute scheint alles wieder wie ehemals?" — „Ja," antwortete edlerweise einer von ihnen: „es fehlen nur 2 000 000 Menschen, die für die Freiheit gestorben sind; sie werden nicht wieder zum Leben erweckt!" Und seitdem sind noch andere Millionen von Menschen ums Leben gekommen — aber für den Despotismus, nicht für die Freiheit!

Sechstes Kapitel.

Von der Verbannung.

Von allen Befugnissen der Gewalt ist die Macht, einen Menschen verbannen zu können, ohne ihn vorher vor ein Gericht gestellt zu haben, die für die Tyrannei günstigste. Mit Recht hatte man die königlichen „lettres de cachet" des alten Regimes als einen triftigen Grund hingestellt, um so bald als möglich in Frankreich eine Umwälzung zu bewirken. Und Bonaparte, der Erwählte des Volkes, der alle Grundsätze, um derentwillen die Franzosen sich erhoben hatten, mit Füßen trat, maßte sich an, jemand, der ihm nur ein wenig mißfiel, zu verbannen oder, wenn er ihm noch mehr mißfiel, ohne die Einmischung der Gerichte ins Gefängnis zu werfen! Ich verstehe allerdings, daß die ehemaligen Höflinge sich zum großen Teile der Politik Bonapartes anschlossen, denn sie brauchten keine andern Konzessionen zu machen, als daß sie den Gebieter wechselten. Wie aber konnten sich die Republikaner, denen die Regierung Napoleons in jedem Wort, in jeder Handlung und in jedem Beschluß einen Faustschlag versetzen mußte, seiner Tyrannei unterordnen?

Eine große Anzahl Männer und Frauen verschiedener Parteien sind mit jenen Verbannungsdekreten bedacht worden, die dem Staatsoberhaupte eine absolutere Gewalt verschaffen als

unrechtmäßige Einsperrungen in Gefängnisse. Einen Mann oder eine Frau von Paris entfernen, sie, wie man damals sagte, aufs Land zur Erholung schicken, war ein herber, mit süßen Worten umschriebener Schmerz, den alle Schmarotzer der Gewalt leicht in Hohn verwandelten. Es genügte die Furcht vor einer solchen Verbannung, um alle Einwohner der Hauptstadt Frankreichs zu Sklaven zu machen. Das Schafott kann am Ende noch Mut erwecken, aber häuslicher Kummer, der durch eine Verbannung hervorgerufen wird, schwächt den Widerstand und erweckt nur Furcht vor der Ungnade des Fürsten, der die Macht hat, uns ein so elendes Dasein aufzubürden. Freiwillig kann man sein Leben außerhalb des Vaterlandes verbringen; wenn man jedoch dazu gezwungen wird, so bildet man sich immer ein, unsere Lieben könnten krank sein, ohne daß uns gestattet wäre, sie zu pflegen, ja sie vielleicht je wieder zu sehen.

Während der zwölf Jahre Verbannung, zu denen mich Napoleon verurteilte, habe ich oft gedacht, daß er nicht den ganzen Schmerz fassen könnte, den man empfindet, wenn man von Frankreich entfernt ist. In seinem Herzen lebten ja keine Erinnerungen an dieses Land. Nur die korsischen Felsen erinnerten ihn an die Tage seiner Kindheit. Aber die Tochter Neckers war mehr Französin als er Franzose!

Ich erriet leichter wie die andern den Charakter und die tyrannischen Absichten Bonapartes und bin stolz darauf. Die wahren Freunde der Freiheit werden in dieser Beziehung durch einen Instinkt aufgeklärt, der sie niemals täuscht. Was indes im Anfang des Konsulats meine Lage noch grausamer gestaltete, war, daß die gute Gesellschaft in Frankreich in Bonaparte den Beschützer vor Anarchie und Jakobinertum zu sehen meinte. Und so tadelte sie den Widerspruch, den ich gegen ihn erhob. Wer in der Politik das Morgen voraussagt, fordert den Zorn desjenigen heraus, der nur das Heute begreift. Ich wage daher zu sagen, daß ich mehr Kraft brauchte, um die Ver-

folgungen der Gesellschaft zu ertragen, als mich denen der Gewalt auszusetzen.

Nie werde ich jene „Salonfolterqualen“, wenn ich mich so ausdrücken darf, vergessen, die der französische Adel, wenn es ihm einfällt, demjenigen aufzuerlegen versteht, der nicht seine Meinung teilt. Ein großer Teil des alten Adels hatte sich Bonaparte angeschlossen; die einen, wie man später gesehen hat, um die Hoffnung nicht aufzugeben, die andern, weil sie hofften, der Erste Konsul werde die alte Dynastie wieder einsetzen. Man wußte, daß ich sehr gegen die Politik der Regierung war, deren Nachfolger Napoleon geworden, und die er aufs neue vorbereitete. Die Anhänger der Willkür nannten daher gewohnheitsmäßig die Meinungen, welche um die Hebung der Volkswürde bemüht waren, antisozial. Wenn man einige, unter der Regierung Bonapartes zurückgekehrte Emigranten daran erinnern würde, mit welcher Wut sie damals die Freunde der Freiheit tadelten, die doch immer an derselben Politik festhielten, würden sie jetzt vielleicht nachsichtiger sein und ihren Irrtum eingestehen.

Ich war die erste Frau, die Bonaparte verbannte. Bald darauf jedoch verbannte er noch eine große Anzahl der Gegenpartei. Eine sehr interessante Dame unter andern, die Herzogin von Chevreuse*), ist an dem Herzeleid gestorben, das die Verbannung ihr verursachte. Sie konnte von Napoleon nicht die Erlaubnis erlangen, ein letztes Mal nach Paris zurückzukehren, um ihren Arzt zu Rate zu ziehen und ihre Freunde wiederzusehen. Woher entsprang die übermäßige Boshaftigkeit, wenn nicht aus einem gewissen Haß gegen jeden unabhängigen Menschen? Und da die Frauen einesteils seinen politischen Plänen nicht dienlich sein konnten, andernteils aber der Furcht oder den Hoffnungen auf irgendwelche Gunst von seiten der Regierung weniger zugänglich waren als die Männer, so ärgerte er sich

*) Sie war eine glühende Royalistin.

über sie wie über Rebellen, und sagte ihnen verletzende und gemeine Dinge. Er haßte ebenso ritterlichen Sinn, wie er die Etiquette liebte, und traf damit eine schlechte Wahl unter den alten Sitten. Von der Revolution her war in ihm auch noch eine gewisse jakobinische Antipathie gegen die glänzende Pariser Gesellschaft zurückgeblieben, in der die Frauen eine so große Rolle spielten. Er fürchtete die witzige Schlagfertigkeit, die besonders den Französinnen eigen ist.

Hätte Bonaparte sich mit der herrlichen Rolle des großen Generals und des ersten Beamten der Republik zufrieden gegeben, so würde er von der unendlichen Höhe des Genies herab auf die kleinen Züge beißenden Spottes der Gesellschaft mit Verachtung haben blicken können. So aber wollte er ein emporgekommener König, ein Bürgeredelmann auf dem Throne sein, und setzte sich gerade dadurch dem Spotte der guten Gesellschaft aus, den er nur durch Spionage und Schrecken zu unterdrücken vermochte.

Bonaparte wollte, daß ich ihn in meinen Büchern lobte, nicht etwa, weil eine Schmeichelei mehr in den Weihrauchwolken, in die man ihn einhüllte, bemerkt worden wäre, o nein! Ich war jedoch die einzige bekannte Schriftstellerin in Frankreich, die unter seiner Regierung Bücher veröffentlichte, ohne sein Titanendasein zu erwähnen. Das ärgerte ihn, und schließlich unterdrückte er mein Werk über Deutschland mit unglaublicher Wut. *)

Bis dahin hatte die mir zugedachte Ungnade nur in meiner Entfernung von Paris bestanden, nun aber untersagte er mir jegliche Reise. Man drohte mir mit Gefängnis für den Rest meiner Tage; und die entsetzliche Verbannung, deren Verhängung der römischen Kaiser würdig gewesen wäre, war die grausamste Verschärfung dieser Strafe. Personen, welche die Verbannten besuchten, setzten sich ebenfalls einem Exil aus. Die meisten

*) Vgl. Näheres über die Unterdrückung des Werkes, Seite 134 u. folg.

Franzosen meiner Bekanntschaft flohen mich daher wie eine Aussätzige. Wenn ich nicht zu sehr darunter litt, erschien es mir wie eine Komödie. Und wie die Reisenden, die sich in Quarantäne befinden, hinterlistig den Vorbeigehenden ihre Taschentücher zuwerfen, um sie zu zwingen, mit ihnen die Langeweile des Lazaretts zu teilen, so kam es mir oft in den Sinn, wenn ich durch Zufall in den Straßen von Genf einen Höfling Bonapartes begegnete, ihm durch meine Höflichkeit mächtigen Schrecken einzujagen.

Viele Familien haben sich nur entzweit, weil sie Angst hatten, die geringsten Beziehungen mit den Verbannten zu unterhalten. Im Anfang der Tyrannei konnte man noch manche mutige Handlung bemerken, aber mit der Zeit beeinträchtigt der Kummer die Gefühle des Herzens; man wird all der Widerwärtigkeiten müde und denkt schließlich, daß die Ungnade seiner Freunde durch deren eigene Fehler verschuldet worden ist. Die Klugen der Familie tuen sich zusammen und meinen, man dürfe nicht zu viel mit Herrn und Frau so und so verkehren; ihre ausgezeichneten Gefühle seien zwar nicht in Zweifel zu ziehen, aber ihre Phantasie sei so furchtbar lebhaft! In Wahrheit würde man am liebsten alle jenen armen Geächteten als große Dichter proklamieren, unter der Bedingung, daß ihre Unvorsichtigkeit es ausschließe, sie zu besuchen oder ihnen zu schreiben.

Und so verstummt die Freundschaft, ja selbst die Liebe in aller Herzen! Die Eigenschaften der Seele müssen Tugenden Platz machen, die für die Öffentlichkeit bestimmt sind. Man liebt sich weder gegenseitig noch sein Vaterland. Nur eins lernt man: sich einer heuchlerischen Sprache zu bedienen, die einen süßlichen Tadel gegen in Ungnade gefallene Personen ausdrückt. Das ist die geschickte Verteidigung der mächtigen Leute und die versteckte Lehre des Egoismus.

Bonaparte besaß mehr als ein anderer das Geheimnis,



Benjamin Constant.
(Nach einer Lithographie aus der Sammlung Kircheisen.)



diese kalte Abgeschiedenheit entstehen zu lassen, die ihm die Menschen einzeln und abgesondert vor Augen führte. Er wollte nicht, daß auch nur ein einziger Mensch seiner Zeit durch sich selbst existierte. Man durfte sich weder ohne seine Erlaubnis verheiraten, noch durfte man ein Vermögen haben, noch einen Aufenthaltsort wählen, noch ein Talent ausüben, noch irgendwelchen Entschluß fassen. Und das Sonderbarste war, daß er in die geringste Einzelheit der Beziehungen eines jeden Menschen eindrang, und auf diese Weise die losesten Fäden wie starke Ketten in Händen hielt.

Die dunkle Frage vom freien Willen des Menschen war unter der Regierung Bonapartes vollkommen unnütz geworden, denn niemand durfte mehr, weder im großen noch im kleinen, seinem eigenen Willen folgen.

Siebentes Kapitel.

Die Ursache der Feindschaft Bonapartes gegen mich.

Nicht um die Öffentlichkeit mit meiner Person zu beschäftigen, habe ich mich entschlossen, meine Lage während der zehn Jahre meiner Verbannung zu beschreiben, denn so großes Unglück ich auch ertragen mußte, und so bitter es mich auch ankam, so ist dies doch gering im Vergleich zu dem Leid der Menschheit, das wir täglich vor Augen haben. Man müßte sich schämen, von seiner eigenen Person zu sprechen, wenn unser Schicksal nicht mit dem der bedrohten Menschheit eng verknüpft wäre.

Der Kaiser Napoleon, dessen Charakter sich in jeder Handlung seines Lebens offenbart, hat mich mit peinlicher Sorgfalt, mit fortwährend zunehmender Wut und unbeugsamer Härte verfolgt. Ich habe ihn kennen gelernt, lange bevor Europa etwas von diesem rätselhaften Menschen wußte.

Ich habe nicht die Absicht, auf die Ereignisse näher einzugehen, die dem Auftreten Bonapartes auf der politischen Bühne vorausgehen. Erst wenn ich meinen Plan, das Leben meines Vaters*) zu beschreiben, ausgeführt habe, werde ich er-

*) Dieses Werk Frau von Staëls erschien zum erstenmale im Jahre 1804 an der Spitze der Handschriften Neckers unter dem Titel: „Vie privée de M. Necker." In Wahrheit hat sie in den „Considerations sur la Révolution Française" das Leben und die Taten ihres Vaters beschrieben.

zählen, was ich seit dem Anfang einer Revolution, die auf das Schicksal eines jeden beeinflussend gewirkt hat, gesehen habe. Jetzt will ich nur das wiedergeben, was mich selbst in diesem großen Zeitbild betrifft, und wenn ich von diesem beschränkten Gesichtspunkt aus ab und zu einen Blick auf das Ganze werfe, so schmeichle ich mir, meine Person bisweilen in Vergessenheit gebracht zu haben, wenn ich meine eigene Geschichte erzähle.

Was mir der Kaiser Napoleon am meisten vorwirft, ist die hohe Achtung für die wahre Freiheit, von der ich immer durchdrungen war. Dieses Gefühl ist mir als Erbe überkommen, und ich habe es mir zu eigen gemacht, seitdem ich über die erhabenen Ideen, aus denen es hervorgegangen ist und über die schönen Taten, zu denen es begeistert, nachdenken konnte.

Die grauenhaften Szenen, die die französische Revolution entehrt haben, waren nichts anderes als ein Tyrannentum unter volkstümlichen Formen, und ich glaube, daß sie trotzdem dem Kulte der Freiheit keinen Abbruch getan haben. Man könnte das höchstens für Frankreich fürchten, aber da dieses Land es leider nicht verstand, das edelste der Güter festzuhalten, darf man die Freiheit deswegen doch nicht der ganzen Welt entziehen. Wenn die Sonne am Horizont der nordischen Länder verschwindet, so beschimpfen die Bewohner dieser Gegenden die Strahlen nicht, die anderen, vom Himmel mehr begünstigten Erdteilen leuchten.

Kurze Zeit nach dem 18. Brumaire wurde Bonaparte hinterbracht, daß ich in meiner Gesellschaft gegen den beständig wachsenden Druck gesprochen hatte, dessen Fortschritt ich so klar vor Augen sah, als wenn ich in die Zukunft hätte blicken können.

Joseph Bonaparte, dessen Geist und Unterhaltung ich schätzte, besuchte mich kurze Zeit darauf und sagte zu mir: „Mein Bruder beklagt sich über Sie. Warum, sagte er gestern nochmals, erklärt sich Frau von Staël nicht mit meiner Regie-

rung einverstanden? Was will sie denn eigentlich? Die Auszahlung des väterlichen Vermögens?*) Ich werde den Befehl dazu erteilen. Den Aufenthalt in Paris? Ich werde ihn ihr erlauben. Was will sie noch mehr?"

„Mein Gott," erwiderte ich, „es handelt sich doch nicht um meinen Willen, sondern um meine Ideen." Ich weiß nicht, ob man ihm diese Antwort hinterbracht hat; auf alle Fälle hat er ihr, auch wenn er sie erfahren hat, keine Bedeutung beigemessen, denn er traut keinem Menschen eine ehrliche Meinung zu.

Er betrachtete jedwede Moral als eine Formsache, die nicht mehr besagen will als die Schlußworte eines Briefes. Denn wenn man jemand versichert, daß man sein ergebener Diener sei, so heißt das nicht etwa, daß der so Angeredete etwas von einem verlangen kann. Ebenso glaubte Bonaparte, daß, wenn jemand sagt, er liebe die Freiheit, er glaube an Gott, er handle nach seinem Gewissen und nicht in seinem Interesse, er eben nur dem Brauch und der Überlieferung folgt, um seine ehrgeizigen Pläne oder seine selbstsüchtigen Berechnungen zu erklären.

Er versteht nur eine Art Menschen nicht, nämlich diejenigen, welche auf einer Meinung beharren, ohne die Folgen in Betracht zu ziehen. Bonaparte betrachtete diese Leute als Tröpfe oder wie Kaufleute, die vorbieten, d. h. die ihre Waren zu teuer verkaufen wollen. Daher hat er sich auch, wie man in der Folge sehen wird, nur in den anständigen Leuten getäuscht, sei es nun in einzelnen Menschen oder in ganzen Völkern.

---

*) Frankreich schuldete dem ehemaligen Finanzminister zwei Millionen, die Necker unter der Regierung Ludwigs XVI. dem Staate geliehen hatte. Frau von Staël suchte während der Herrschaft Napoleons vergebens darum nach. Erst Ludwig XVIII. zahlte die Schuld ab.

Achtes Kapitel.

Beginn der Opposition im Tribunat. — Die ersten Verfolgungen. — Der Polizeiminister Fouché.

Einige Tribunen wollten in ihrer Versammlung eine Oppositionspartei, wie sie in England besteht, einführen. Sie verlangten, daß die Gesetze der Verfassung streng befolgt würden, als wenn die Rechte, die sie garantieren sollte, nur zum Schein bestanden hätten. Dabei zogen sie nicht in Betracht, daß die angebliche Teilung der Staatskörper nur eine einfache Formsache gewesen war, da der Konsul seine Vorzimmer, in denen sich Beamte verschiedener Abstammung aufhalten konnten, dem Range nach unterscheiden wollte. Ich bemerkte mit innerlicher Befriedigung eine kleine Anzahl Tribunen, die durchaus nicht gewillt waren, es den Staatsräten an Dienstfertigkeit gleichzutun. Besonders glaubte ich, daß diejenigen Leute, die sich vor kurzem in ihrer Liebe zur Republik zu weit hatten hinreißen lassen, es sich selbst schuldig waren, ihrer Überzeugung treu zu bleiben, besonders, als sie am schwächsten und am meisten bedroht war.

Ein Freund der Freiheit, der Tribune Benjamin Constant, der die hervorragendsten Geistesfähigkeiten, die je die Natur einem Menschen verliehen hat, besaß, fragte mich wegen einer Rede, die er halten wollte, um auf das beginnende Tyrannentum aufmerksam zu machen, um Rat. Ich ermutigte ihn mit

all meiner Überzeugungskraft dazu. Da man wußte, daß er mein vertrauter Freund war, so fürchtete ich die Folgen, die für mich daraus entstehen könnten. Meine Vorliebe für die Gesellschaft war meine schwache Seite. Montaigne hat einmal gesagt: „Je suis Français par Paris." Wenn er so vor drei Jahrhunderten dachte, wie wird man erst denken, nachdem man so viele Leute von Geist und so viele Personen, die gewohnt waren, sich dieses Geistes für den Genuß der Unterhaltung zu bedienen, in derselben Stadt vereinigt gesehen hat?

Das Schreckgespenst der Langeweile hat mich immer verfolgt, und dieses Schreckens wegen wäre ich fähig gewesen, mich unter das Tyrannentum zu beugen, wenn das Beispiel meines Vaters und sein Blut, das in meinen Adern strömt, mich nicht über diese Schwäche hinweggesetzt hätten. Wie dem auch sei, Bonaparte kannte diese Schwäche sehr gut. Er findet schnell die schwache Seite eines Menschen heraus und unterwirft die Menschen durch ihre eigenen Fehler seiner Herrschaft. Zu der Macht, mit der er droht, zu den Schätzen, auf die er hoffen läßt, fügt er das Gespenst der Langeweile, denn das ist etwas Fürchterliches für die Franzosen.

In einer Entfernung von vierzig Meilen von der Hauptstadt leben, wo die Verhältnisse in grellem Gegensatz zu all den Annehmlichkeiten liegen, die die bequemste Stadt der Welt in sich birgt, bewirkt, daß die Mehrzahl der Verbannten, die seit ihrer Kindheit an den Reiz des Pariser Lebens gewöhnt sind, sich mit der Zeit fügen.

Am Vorabend des Tages, an dem Benjamin Constant seine Rede halten wollte, waren Lucien Bonaparte, die Herren ***, ***, ***, ***, *) und noch verschiedene andere bei mir. Ihre Unterhaltung hatte jederzeit neues Interesse für mich, sowohl durch die Kraft der Ideen, als auch durch den Reiz des Aus-

*) Joseph Bonaparte; Talleyrand; Roederer und Regnaud de Saint-Jéan d'Angély.

drucks. Alle außer Lucien schickten sich an, der neuen Regierung zu dienen, da sie es satt waren, vom Direktorium verfolgt zu werden. Sie verlangten von Bonaparte nur, daß ihre Unterwerfung unter seine Macht belohnt würde. Benjamin Constant näherte sich mir und sagte ganz leise: „Sie sehen in Ihrem Salon lauter Männer, die Ihnen gefallen; wenn ich aber rede, wird sich morgen niemand mehr darin sehen lassen, überlegen Sie sich das wohl!“ „Man muß immer nach seiner Überzeugung handeln,“ antwortete ich ihm. Die Aufregung gab mir diese Antwort ein, aber ich bin sicher, wenn ich gewußt hätte, was ich von diesem Tage an leiden mußte, so hätte ich wohl nicht die Kraft gehabt, das Anerbieten Constants zurückzuweisen, der mir vorschlug, auf seinen Plan verzichten zu wollen, um mich nicht bloßzustellen.

In der öffentlichen Meinung schadet uns heute nichts mehr als die Ungnade Bonapartes. Er kann indes wohl jemanden zu Grunde richten, aber unsere Ehre kann er nicht verletzen. Damals war das Volk noch keineswegs über seine tyrannischen Absichten unterrichtet, und da alle, die unter der Revolution gelitten hatten, von ihm die Erlaubnis zur Rückkehr eines Bruders oder Freundes, oder die Wiederherstellung ihres Vermögens erwarteten, so beschimpfte man jeden mit dem Namen Jakobiner, der ihm zu widerstehen wagte. Die gute Gesellschaft zog sich von einem zurück, wenn die Regierung ihm ihre Gunst versagte. Es war dies eine unerträgliche Lage, besonders für eine Frau, und niemand weiß, wie weh diese Nadelstiche tuen, wenn er sie nicht am eigenen Körper empfunden hat.

Am Tage, wo das Zeichen des Widerstands im Tribunat durch einen meiner Freunde gegeben wurde, sollte ich bei mir mehrere Personen empfangen, deren Gesellschaft mir sehr lieb war, die aber sämtlich zur neuen Regierung hielten. Um fünf Uhr erhielt ich zehn Entschuldigungsschreiben. Das erste, auch

das zweite ließ ich mir gefallen, als dann aber Schreiben auf Schreiben anlangte, fing ich an, mich zu beunruhigen. Vergebens berief ich mich auf mein gutes Gewissen, das mir geraten hatte, auf alle Annehmlichkeiten, die mir die Gunst Bonapartes verschaffte, zu verzichten. Viele anständige Leute tadelten mich, so daß ich glaubte, meinen eigenen Augen nicht trauen zu können. Bonaparte hatte bis jetzt noch nichts wirklich Strafbares begangen. Manche versicherten, daß er Frankreich vor der Anarchie bewahre. Wenn er mir nun hätte sagen lassen, daß er sich wieder mit mir aussöhnen möchte, so hätte ich darüber große Freude empfunden. Aber er nähert sich niemals jemand, ohne von dem Betreffenden eine Demütigung zu verlangen, und um diese zu erreichen, erteilte er mit gespielter Wut Befehle, die eine solche Furcht erwecken, daß man ihm sofort in jeder Beziehung nachgibt. Ich will damit nicht sagen, daß Bonaparte sich nie von seiner Erregung hinreißen ließe. Was in ihm nicht Berechnung ist, ist Haß, und der Haß drückt sich gewöhnlich durch Zorn aus. Aber bei ihm ist die Berechnung so ausgeprägt, daß er nie mehr zeigt, als er sich vorgenommen, je nach den Umständen und Personen.

Eines Tages sah ein Freund von mir, wie er sich in heftigem Zorn gegen einen Kriegskommissar wandte, der seine Pflicht nicht getan hatte. Kaum war der arme Mann zitternd hinausgegangen, als Bonaparte lachend die Worte an einen seiner Adjutanten richtete: „Na, dem habe ich wohl einen schönen Schrecken eingejagt;" während man einen Augenblick vorher hätte glauben können, daß er seiner selbst nicht mehr Herr war.

Als es dem Ersten Konsul einfiel, seinem Zorn gegen mich Luft zu machen, schalt er öffentlich seinen älteren Bruder, Joseph Bonaparte, aus, weil er in meinem Hause verkehrte. Joseph glaubte sich verpflichtet, während einiger Wochen meine Schwelle nicht zu überschreiten. Dies war das Zeichen dazu,

daß drei Viertel meiner Bekannten seinem Beispiel folgten. Diejenigen, die am 18. Fructidor verbannt worden waren, behaupteten, daß ich damals unrecht tat, Herrn von Talleyrand dem Direktor Barras für das Ministerium des Äußern zu empfehlen, und sie verkehrten nun täglich mit demselben Talleyrand, dem einen Dienst erwiesen zu haben sie mich anklagten. Alle, die gegen mich schlecht handelten, hüteten sich wohl zu sagen, daß sie nur aus Furcht gehorchten, dem Ersten Konsul zu mißfallen.

Sie erfanden jeden Tag einen neuen Vorwand, um mir zu schaden, wandten die ganze Energie ihrer politischen Meinung gegen eine verfolgte und hilflose Frau auf, und schmeichelten niedrigerweise den gemeinsten Jakobinern, seitdem der Erste Konsul diese wieder durch die Weihe seiner Gunst erhoben hatte.

Der Polizeiminister Fouché ließ mich eines Tages zu sich rufen. Er wollte mir sagen, daß der Erste Konsul mich in Verdacht hätte, denjenigen meiner Freunde, der im Tribunat gesprochen hatte, aufgestachelt zu haben. Ich antwortete ihm der Wahrheit gemäß, daß Herr Constant ein Mann von zu hohem Geist sei, als daß er sich in seinen Meinungen von einer Frau beeinflussen ließe. Übrigens enthielt die Rede, um die es sich handelte, nur Ideen über die Unabhängigkeit, die jede beratende Versammlung haben sollte. Es sei kein Wort darin, das den Ersten Konsul persönlich hätte verletzen können. Der Minister gab dies zu. Ich fügte noch einige Worte hinsichtlich der Achtung bei, die man der Freiheit der Meinungen in einer Gesetzgebenden Körperschaft schuldete, aber ich bemerkte bald, daß er sich für diese allgemeinen Betrachtungen nicht interessierte.

Er wußte sehr wohl, daß unter der Herrschaft des Mannes, dem er dienen wollte, nicht mehr die Rede von Prinzipien sein könnte, und richtete sich danach. Aber da er vollkommen von revolutionären Ideen durchdrungen war, so hatte er die Absicht, so wenig Übles wie möglich zu tun, wenn er den Erfolg ge-

sichert sah. In seinem früheren Verhalten war keine Moral zu finden, und oft sprach er von der Tugend wie von einem Ammenmärchen. Trotzdem ließ ihn sein außerordentlicher Scharfsinn das Gute wählen wie eine Vernunftssache, und sein klarer Verstand ließ ihn oft das finden, was andern das Gewissen eingegeben hätte. Er riet mir, aufs Land zu gehen, und versicherte mir, daß in einigen Tagen alles beschwichtigt sei. Aber nach meiner Rückkehr war dies bei weitem nicht der Fall.*)

*) Am Schlusse dieses Kapitels befindet sich im Originalmanuskript eine ausführliche Charakteristik des Fürsten Talleyrand, die der Herausgeber, August von Staël, aus naheliegenden Gründen in der Ausgabe von 1821 unterdrückt hat.

Neuntes Kapitel.

Das Verschmelzungssystem Bonapartes. — Veröffentlichung meines Werkes „De la Littérature“.

Während die christlichen Könige zwei Beichtväter nahmen, um ihr Gewissen prüfen zu lassen, hatte sich Bonaparte zwei Minister gewählt, einen vom alten und einen vom neuen Regime, deren Aufgabe es war, die machiavellistischen Mittel der beiden entgegengesetzten Politiken zu seiner Verfügung zu stellen.

Bonaparte verfolgte bei all seinen Ernennungen fast die gleiche Regel, bald links, bald rechts zu wählen; d. h. er wählte abwechselnd seine Beamten aus Aristokraten- und Jakobinerkreisen. Die dazwischenstehende Partei der Freunde der Freiheit gefiel ihm am wenigsten von allen, da sie aus der kleinen Anzahl von Leuten in Frankreich bestand, die noch eine Meinung hatten. Er zog vor, es mit Leuten zu tun zu haben, die royalistische Interessen verfolgten, oder die wegen aufrührerischer Umtriebe die Achtung der Bürger verloren hatten. Ja, er ging so weit, ein Konventsmitglied zum Staatsrat zu ernennen,*) das sich unter der Schreckensherrschaft mit den gemeinsten Verbrechen besudelt hatte. Aber durch die Abneigung, die diejenigen gegen den Betreffenden zeigten, die mit ihm im Rate hätten sitzen müssen, wurde Bonaparte davon abgebracht. Er hätte auch hier-

*) Bertrand Barrère de Vieuzac.

bei den glänzenden Beweis geliefert, daß er nicht nur alles umbilden, sondern auch verschmelzen könne.

Tiefe Verachtung für alle intellektuellen Schätze der menschlichen Natur charakterisiert die Regierung Bonapartes: Tugend, Seelengröße, Religion, Begeisterung sind, um mich mit Bonapartes eigenen Worten auszudrücken, in seinen Augen die Todfeinde der Menschheit. Er möchte die Menschen auf Kraft und List beschränken, und den ganzen Rest unter dem Namen Dummheit und Tollheit zusammenfassen. Besonders reizen ihn die Engländer, da sie das Mittel gefunden haben, auf anständige Weise Erfolge zu erzielen, was nach der Meinung Bonapartes ein Ding der Unmöglichkeit ist. Dieser Lichtpunkt der Erde war ihm von Beginn seiner Regierung an ein Dorn im Auge, und da er England nicht mit den Waffen fassen konnte, so hat er stets das ganze Geschützfeuer seiner Spitzfindigkeiten gegen dieses Land gerichtet.

Ich glaube nicht, daß Bonaparte, als er an die Spitze der Regierung trat, den Plan einer Universalmonarchie gefaßt hatte, aber ich glaube, daß seine Politik so war, wie er sie selbst einem Freunde von mir wenige Tage nach dem 18. Brumaire erklärt hat: „Man muß alle drei Monate etwas Neues veranstalten, um die Phantasie des französischen Volkes zu fesseln. Wer mit ihr nicht rechnet, ist verloren!" Er hatte sich vorgenommen, in die Rechte von Frankreichs Freiheit und Europas Unabhängigkeit einzugreifen, aber ohne sein Ziel aus den Augen zu verlieren, wußte er sich immer den Umständen anzupassen. War ein Hindernis zu groß, so umging er es; blies der Gegenwind zu stark, so hielt er inne. So ungeduldig im Grunde dieser Mann auch ist, so besitzt er doch die Fähigkeit, sich ruhig zu verhalten, wenn es die Notwendigkeit erfordert. Das hat er nämlich von den Italienern. Diese können sich beherrschen, um das Ziel ihrer Leidenschaft zu erreichen, und vollkommen kaltblütig erscheinen. Durch die Kunst, ab-

wechselnd List und Kraft zu benutzen, hat er Europa unterjocht, das heißt übrigens den Mund vollgenommen. Denn woraus bestand Europa damals? Aus einigen Ministern, von denen keiner so viel Geist hatte, als manche Leute, die aufs Geratewohl aus dem Volke, das diese Minister regierten, gewählt worden wären.

Im Frühjahr des Jahres 1800 veröffentlichte ich mein Werk „De la Littérature", und der Erfolg, den es errang, sicherte mir von neuem die Gunst der Gesellschaft.*) Mein Salon füllte sich aufs neue, und ich fand wieder das Vergnügen am Plaudern in Paris, das auf mich immer einen unwiderstehlichen Reiz ausübte. In meinem Buche hatte ich kein Wort über Bonaparte gesagt, sondern nur mit aller Kraft den freiesten Ideen Ausdruck gegeben. Damals jedoch war die Presse noch weit davon entfernt, so unfrei zu sein wie jetzt. Die Regierung übte die Zensur nur über Zeitungen und nicht auch über Bücher aus. Diese Unterscheidung wäre angebracht gewesen, wenn man sie mit Mäßigung ausgeübt hätte. Denn die Zeitungen üben einen Einfluß auf das Volk aus, während die Bücher zum größten Teil von gebildeten Menschen gelesen werden. Später hat man im Senat, ich glaube aus Hohn, eine Kommission für die Preßfreiheit und eine andere für die persönliche Freiheit eingesetzt, in denen jetzt noch alle drei Monate die Mitglieder erneuert werden. Sicher haben in England die Bistümer „in partibus" und die „sine curis" mehr zu tun als diese Komitees.

Seit dem Erscheinen meines Werkes „De la Littérature" habe ich noch veröffentlicht: „Delphine", „Corinne", dann noch mein Buch „L'Allemagne", das jedoch im Augenblick, wo es

*) Aber nicht die Gunst Bonapartes. Dieses Buch war ihr politisches Glaubensbekenntnis. Wohl hatte sie nichts Persönliches über Napoleon gesagt, aber es enthielt tausend scharfe Dolchstiche gegen die Zeitumstände, und infolgedessen gegen ihn.

erscheinen sollte, verboten wurde. Aber obgleich mir das letztere Werk auch bittere Verfolgungen eingetragen hat, so scheint mir die Schriftstellerei nichtsdestoweniger eine Quelle von Freuden und Betrachtungen zu sein, selbst für eine Frau.

Ich schreibe die Leiden, die ich in meinem Leben durchmachen mußte, den Umständen zu, die mich seit meinem Eintritt in die Gesellschaft mit den Interessen der Freiheit verbanden, und die in meinem Vater und seinen Freunden eine starke Stütze fanden. Das Talent aber, das mir als Schriftstellerin einen Namen verschafft hat, bereitete mir mehr Vergnügen als Mühe. Wenn man nur etwas Seelengröße besitzt und die großen Gedanken um ihrer selbst willen mehr liebt als den Erfolg, so kann man die tadelnden Urteile über seine Werke sehr leicht ertragen. Übrigens scheint mir fast immer das Publikum nach einer gewissen Zeit sehr gerecht zu sein. Die Eigenliebe muß sich eben daran gewöhnen, dem Lob etwas einzuräumen, und mit der Zeit erhält man das, was man verdient. Sollte man dennoch lange unter der Ungerechtigkeit zu leiden haben, so gibt es keine bessere Zuflucht als die Philosophie und die durch die Gewandtheit mit der Feder hervorgerufene Genugtuung. Diese Gaben verschaffen uns eine Welt von Wahrheiten und Gefühlen, in der man sich immer wohl befindet.

Zehntes Kapitel.

Gespräch meines Vaters mit Bonaparte. — Die Schlacht von Marengo.

Bonaparte brach im Frühjahr des Jahres 1800 zum Italienischen Feldzug auf, der besonders durch die Schlacht von Marengo bekannt ist. Er reiste über Genf, und da er den Wunsch äußerte, Herrn Necker zu sehen, so begab sich mein Vater zu ihm, mehr in der Hoffnung, mir damit einen Dienst zu erweisen als aus einem andern Grunde. Bonaparte nahm ihn sehr freundlich auf und sprach mit ihm von seinen gegenwärtigen Plänen mit jener Art von Vertrauen, die in seinem Charakter oder vielmehr in seiner Berechnung liegt, denn so muß man seinen Charakter bezeichnen. Als mein Vater ihn sah, hatte er gar nicht den gleichen Eindruck wie ich. Seine Anwesenheit flößte ihm keine Ehrfurcht ein, und er fand nichts Ungewöhnliches in seinem Gespräch. Ich habe versucht, mir diesen Unterschied in unsern Urteilen zu erklären, und ich glaube, den Grund darin zu finden, daß die einfache und echte Würde des Wesens meines Vaters ihm die Achtung aller sicherten, mit denen er sprach.

Übrigens rührt die Überlegenheit Bonapartes viel mehr von der Geschicklichkeit im schlechten Sinne her, als von der Erhabenheit der Gedanken im Guten, und daher dürfen seine Worte das

nicht durchblicken lassen, was seinen Charakter erkennen ließe. Er kann und will sich nicht über seine eigenen machiavellistischen Instinkte erklären.

Mein Vater sprach mit Bonaparte nicht über die zwei Millionen, die er dem Staatsschatze überlassen hatte. Er wollte bei ihm nur Interesse für mich erwecken und riet ihm unter anderem, berühmte Talente zur Dekoration seiner Macht ausfindig zu machen, da er doch wohl daran ebenso viel Vergnügen haben würde als an der Neigung, sich mit erlauchten Namen zu umgeben. Bonaparte antwortete ihm verbindlich, und das Ergebnis dieses Gesprächs war die Versicherung, daß mir der Aufenthalt in Frankreich wenigstens für einige Zeit noch bewilligt wurde.

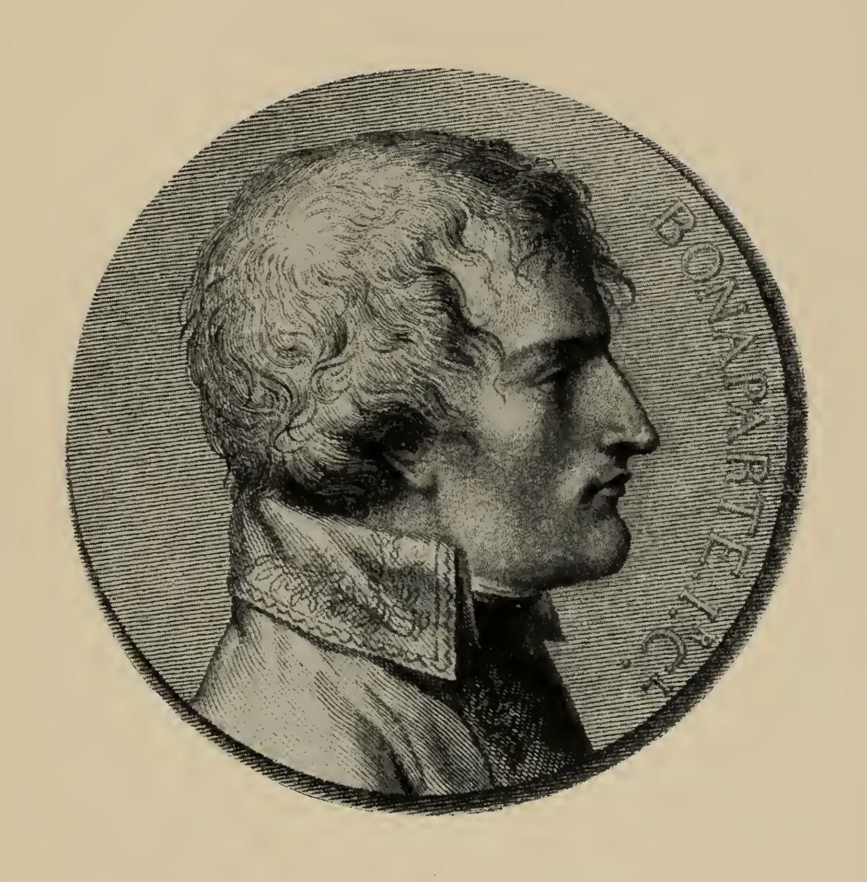
Es war das letzte Mal, daß sich die schützende Hand meines Vaters über mich ausbreitete. Er erlebte die grausamen Verfolgungen nicht mehr, die ihn noch mehr als mich selbst aufgeregt haben würden.

Bonaparte begab sich nach Lausanne, um den Übergang über den Sankt Bernhard vorzubereiten. Der alte österreichische General*) konnte nicht an die Kühnheit eines solchen Unternehmens glauben und traf daher nicht die nötigen Anordnungen, um sich dem Eindringen in Italien zu widersetzen. Man behauptet, daß ein schwaches Armeekorps wohl genügt haben würde, um die französische Armee, die Bonaparte durch die Gebirgsschluchten führte, zu vernichten. In diesem Falle jedoch, wie in so vielen andern, konnte man auf die Erfolge Bonapartes jene Verse Jean Baptiste Rousseaus anwenden:

„L'inexpérience indocile
Du compagnon de Paul Emile,
Fit tout le succès d'Annibal."

Ich kam in der Schweiz an, um dort meiner Gewohnheit

*) Baron von Melas.



Der Erste Konsul

(Stich von A. Tardieu nach einem Gemälde von J. B. Isabey aus der Stadt-Bibliothek in Zürich.)



gemäß mit meinem Vater den Sommer zu verbringen. Ungefähr um dieselbe Zeit überschritt die französische Armee die Alpen, und man sah unaufhörlich Truppen durch dieses friedliche Land ziehen, das eigentlich der mächtige Wall der Alpen vor den Stürmen der Politik schützen sollte. Wenn ich die schönen Sommernächte an den Ufern des Genfer Sees verbrachte, schämte ich mich fast, daß mich angesichts dieses heitern, blauen Himmels und der klaren Wellen die Weltangelegenheiten so beschäftigten. Trotzdem konnte ich meiner inneren Aufregung nicht Herr werden. Ich wünschte, daß Bonaparte geschlagen würde, denn das war das einzige Mittel, das Fortschreiten seiner Tyrannenherrschaft aufzuhalten. Dennoch wagte ich damals noch nicht, diesen Wunsch einzugestehen.

Der Präfekt des Departements Léman, Herr von Eymar, der ein ehemaliger Abgeordneter der verfassunggebenden Nationalversammlung war, erinnerte sich an die Zeit, wo wir beide die Freiheit erhofften. Er sandte mir beständig Boten zu, um mich über die Fortschritte der Franzosen in Italien auf dem Laufenden zu halten. Es war schwer, Herrn von Eymar, der übrigens ein sehr interessanter Mensch war, begreiflich zu machen, daß Frankreich vorläufig nur durch Unglück zum Glück gelangen könnte. Daher empfing ich die angeblich guten Nachrichten, die er mir sandte, auf eine gezwungene Weise, die sich schlecht mit meinem Charakter vertrug. Mußte man nicht fortwährend die Siege dieses Menschen erfahren, der seine Erfolge ausnützte, um noch schwerer auf der ganzen Menschheit zu lasten? Denn ist jemals etwas Gutes für das arme Frankreich aus all diesen Siegen hervorgegangen?

Die Schlacht von Marengo war während der ersten zwei Stunden verloren. Die Nachlässigkeit des Generals Melas, der sich zu sehr auf seine Erfolge verließ, und die Kühnheit des Generals Desaix, gaben den Sieg wieder den französischen Fahnen zurück. Während der Ausgang der Schlacht zweifelhaft

war, ritt Bonaparte langsam und nachdenklich mit gesenktem Haupt vor seinen Truppen auf und ab. Er sah der Gefahr mutiger ins Auge als dem Unglück, und unternahm nichts, sondern verließ sich einfach auf das Glück. Das hat er oft getan, und sich dabei immer gut gestanden. Trotzdem glaube ich, wenn unter seinen Gegnern ein Mann mit ebenso viel Energie wie Rechtschaffenheit gewesen wäre, so hätte Bonaparte vor diesem Hindernis Halt machen müssen. Seine größte Fähigkeit besteht darin, die Schwachen einzuschüchtern und aus unmoralischen Menschen seinen Vorteil zu ziehen. Wenn er irgendwo einmal Rechtschaffenheit findet, so sollte man meinen, daß seine Schliche durchkreuzt würden, wie die Beschwörung des Satans durch das Zeichen des Kreuzes.

Das Ergebnis der Schlacht von Marengo war ein Waffenstillstand, der für Österreich sehr nachteilig war. Die Bedingungen bestanden in der Übergabe aller festen Plätze Oberitaliens. Mehr hätte Bonaparte auch durch weitere Siege nicht erreichen können. Aber es schien, daß die Kontinentalmächte ihre Ehre darein setzten, alles freiwillig abzutreten, was sie sich doch besser durch Gewalt hätten nehmen lassen sollen. Man hat sich eifrig bemüht, Napoleons Ungerechtigkeiten gutzuheißen und seine Eroberungen für rechtmäßig zu erklären. Wenn man ihn aber auch nicht besiegen konnte, so hätte man ihn doch nicht unterstützen sollen! Das wäre wahrhaftig nicht zu viel von den alten europäischen Kabinetten verlangt gewesen.

Aber diese konnten eine so neue Lage nicht begreifen, und Bonaparte brachte sie durch Drohungen und Versprechungen zugleich so außer Fassung, daß sie zu gewinnen glaubten, wenn sie verloren. Sie erfreuten sich an dem Worte Frieden, als wenn es noch den gleichen Sinn wie früher gehabt hätte. Die Illuminationen, die Huldigungen, die Festmähler und Böllerschüsse, mit denen man diesen Frieden feierte, waren ganz die gleichen wie früher. Aber weit entfernt, die Wunden zu heilen, führte

dieser Frieden die Regierung, die ihn unterzeichnete, dem sichern Untergang entgegen.

Daß Napoleon ein außergewöhnliches Glück hatte, zeigt besonders der Umstand, daß er Herrscher auf Europas Thronen gefunden hat, die seinen Plänen zustatten kamen. Besonders Paul I. hat ihm unschätzbare Dienste erwiesen. Er hat auf ihn die Begeisterung übertragen, die sein Vater für Friedrich den II. hegte. Er ließ Österreich in einem Augenblicke im Stich, als es noch zu kämpfen versuchte. Bonaparte überzeugte ihn, daß ganz Europa für Jahrhunderte Frieden haben würde, wenn die beiden großen Reiche des Orients und Okzidents in gutem Einvernehmen stünden, und Paul I., der etwas Ritterliches in seinem Charakter hatte, ließ sich von diesen Lügen betören. Es war ein Glücksfall für Bonaparte, ein gekröntes Haupt zu finden, das so leicht zu begeistern war und Gewalttätigkeit mit einem schwachen Charakter verband. Daher bedauerte er den Tod Pauls I.*) sehr, denn niemand war besser zu täuschen wie dieser.

Lucien, der Minister des Innern, kannte vollständig die Pläne seines Bruders und veröffentlichte eine Broschüre, die den Zweck hatte, die Gemüter auf die Gründung einer neuen Dynastie**) vorzubereiten. Diese Veröffentlichung war verfrüht und brachte daher eine schlechte Wirkung hervor. Fouché bediente sich ihrer, um Lucien zu stürzen. Er teilte Bonaparte mit, daß das Geheimnis zu früh offenbart worden sei, und der republikanischen Partei sagte er, daß Bonaparte die Handlungen seines Bruders mißbillige. In der Tat wurde Lucien hierauf als Gesandter nach Spanien geschickt. Bonapartes Politik war, Schritt für Schritt in der Laufbahn seiner Macht vorzugehen. Er ließ

*) Der Kaiser Paul I. von Rußland wurde bei der am 23. März 1801 stattfindenden Thronverschwörung mit seiner eigenen Schärpe erdrosselt.

**) Sie war betitelt: „Parallèle entre César, Cromwell, Monk et Bonaparte. 8°. Paris, décembre 1800“ und erschien ohne Namen des Verfassers.

Pläne, deren Ausführung er im Sinne hatte, als Gerüchte verbreiten, um auf diese Weise zu erforschen, wie sich die öffentliche Meinung dazu stellte. Gewöhnlich sorgte er sogar dafür, daß man seine Absichten übertrieb, damit, wenn die Tatsache selbst erfolgte, sie eine Abschwächung der Befürchtungen hervorrief, die in der Öffentlichkeit gehegt wurden. Diesmal führte jedoch der Eifer Luciens zu weit, und Bonaparte hielt es für geeignet, ihn scheinbar für einige Zeit fallen zu lassen.

Elftes Kapitel.

Die Höllenmaschine. — Der Frieden von Lunéville.

Ungefähr im November des Jahres 1800 kehrte ich nach Paris zurück. Der Frieden war noch immer nicht zum Abschluß gekommen, obgleich Moreau ihn den fremden Mächten immer mehr durch seine Siege aufzwang. Ob er wohl die Lorbeeren von Stockach und Hohenlinden bedauert hat, seitdem Frankreich, das er über Europa triumphieren ließ, nicht minder Sklave geworden ist wie jenes?

Moreau hat nur Frankreich unter der Regierung des Ersten Konsuls gesehen. Und einem solchen Manne kam es zu, eine Regierung, die ihm ein Amt gab, zu beurteilen, und sich selbst darüber auszusprechen, welches in einem solchen Falle das wirkliche Interesse seines Landes war. Dabei muß man allerdings einräumen, daß es zu der Zeit der glänzendsten Siege Moreaus, d. h. im Herbst des Jahres 1800, nur wenige Leute gab, die Bonapartes Pläne durchschauten. Was dem Fernstehenden besonders in die Augen stach, war die Verbesserung der Finanzen und die Wiederherstellung der Ordnung in verschiedenen Zweigen der Verwaltung. Napoleon war gezwungen, sich des Guten zu bedienen, um zum Schlechten zu gelangen. Er mußte die Kräfte Frankreichs vermehren, um sie dann seinem persönlichen Ehrgeiz zunutze zu machen.

Eines Abends plauderte ich mit einigen Freunden. Plötzlich hörten wir einen starken Knall, glaubten jedoch, daß es ein Kanonenschuß sei, der bei irgendeiner Übung abgeschossen worden war, und setzten daher unsere Unterhaltung ruhig fort. Als wir einige Stunden später zur Oper gingen, erfuhren wir, daß der Erste Konsul mit knapper Not dem Tode durch die Explosion einer Höllenmaschine entronnen sei. Da er verschont blieb, verfehlte man nicht, ihm das lebhafteste Interesse entgegen zu bringen. Philosophen schlugen für die Urheber des Attentats die Wiederanwendung der Folter mit Rad und Feuer vor. Bonaparte hatte nun die Genugtuung, ein Volk zu sehen, das sich willig unter das Joch beugte. Am selben Abend besprach er ganz ruhig, wie die Verhältnisse sich wohl gestaltet hätten, wenn er umgekommen sei. Einige sagten, daß ihn der General Moreau ersetzt haben würde. Bonaparte jedoch behauptete, daß der General Bernadotte sein Nachfolger geworden wäre. „Wie Antonius," sagte er, „würde er dem gerührten Volke das Kleid Cäsars gezeigt haben." Ich weiß nicht, ob er wirklich glaubte, daß Frankreich den General Bernadotte an die Spitze der Regierung berufen hätte. Jedenfalls steht es fest, daß er es nur deshalb sagte, um Neid gegen diesen General zu erregen.

Wenn das Attentat von der jakobinischen Partei ausgegangen wäre, so hätte der Erste Konsul seine Tyrannei verschärfen können, da ihn dann die öffentliche Meinung unterstützt haben würde. Aber da das Komplott von der royalistischen Partei angezettelt worden war, konnte Bonaparte keinen großen Nutzen daraus ziehen. Er suchte im Gegenteil diesen Vorteil zu beseitigen, damit das Volk glaube, er habe nur Feinde, die sich gegen die Ordnung auflehnten, aber nicht solche, die Freunde einer andern Regierungsform, d. h. der alten Dynastie waren.

Es berührt uns sonderbar, daß Bonaparte gelegentlich einer royalistischen Verschwörung durch Senatsbeschluß 130 Jakobiner nach der Insel Madagaskar verbannen, ja, vielleicht auf den

Grund des Meeres versenken ließ, denn seitdem hat man von ihnen nichts mehr gehört.*) Die Liste der Verbannten wurde auf die willkürlichste Weise von der Welt zusammengestellt. Man setzte Namen hin, entfernte sie wieder, je nach den Vorschlägen der Staatsräte oder der Genehmigung der Senatoren. Wenn man sich über die Art und Weise, wie die Liste gemacht worden war, beklagte, so antworteten die rechtschaffenen Leute, daß sie viele Namen strafbarer Leute enthielte. Das mag wohl sein. Aber das Recht und nicht die Tatsache entscheidet über die Gesetzmäßigkeit irgendwelcher Handlungen. Wenn man 130 Bürger willkürlich in die Verbannung schicken kann, so hindert das nicht, wie dies ja auch die Zukunft bewiesen hat, mit sehr ehrenhaften Personen auf dieselbe Weise zu verfahren.

Das wird die öffentliche Meinung verbieten, wird man einwenden. Was aber ist die öffentliche Meinung ohne die Macht des Gesetzes? Was ist sie, wenn sie keine unabhängigen Organe hat? Die öffentliche Meinung war für den Herzog von Enghien, für Moreau und für Pichegru. Hat sie diese jedoch retten können? Es wird weder Freiheit noch Würde, noch Sicherheit in einem Lande geben, wo man sich einfach hochklingender Namen bedient, wenn es sich um eine Ungerechtigkeit handelt.

Jeder Mensch ist unschuldig, bevor ihn ein durch Gesetzeskraft bestehendes Gericht verurteilt hat. Und wenn dieser Mann der größte Verbrecher wäre, von dem Augenblicke an, wo er dem Gesetze entzogen ist, müssen alle, nicht nur die anständigen Menschen, für sein Schicksal zittern. Wenn im englischen Unterhaus ein Abgeordneter hinausgeht, so erfordert die Sitte, daß er einen Abgeordneten der Regierungspartei bittet, sich mit ihm

---

*) Infolge des Attentats der Höllenmaschine vom 24. Dezember 1800 wurden durch Senatsbeschluß vom 4. Januar 1801 130 Republikaner verbannt, ohne jedoch an diesem Anschlag schuldig zu sein. Kaum 20 von ihnen kehrten unter der Restauration wieder nach Frankreich zurück.

zurückzuziehen, um das Verhältnis der beiden Parteien nicht zu stören. Ebenso traf Bonaparte nie die Royalisten oder Jakobiner, ohne die Schläge unter den beiden Parteien gleichmäßig zu verteilen. Auf diese Weise machte er sich alle diejenigen zu Freunden, deren Haß er befriedigte.

Man wird auch in der Folge sehen, daß er immer mit dem Haß der Menschen rechnete, um seine Regierung zu befestigen, denn er weiß sehr wohl, daß der Haß beständiger ist als die Liebe. Nach einer Revolution ist der Parteigeist so scharf, daß ein Staatsoberhaupt ihn eher dadurch an sich fesseln kann, daß er seiner Rache entgegenkommt, als durch Wahrung seiner Interessen. Jeder verläßt, wenn es die Notwendigkeit erfordert, einen Gleichdenkenden, wenn er nur den Andersdenkenden verfolgt.

Der Lunéviller Friede*) wurde verkündet. Österreich verlor in diesem ersten Frieden nur die Republik Venedig, die es als Entschädigung für Belgien erhalten hatte, und so ging diese ehrwürdige Königin des Adriatischen Meeres von einem Herrn zum andern über, nachdem sie lange Zeit so stolz und prächtig gewesen war.

---

*) Er wurde am 9. Februar 1801 abgeschlossen.

Zwölftes Kapitel.

Das diplomatische Korps unter dem Konsulat. — Der Tod Pauls.

Der Winter, den ich in Paris verbrachte, verlief ruhig. Ich ging nie zum Ersten Konsul und besuchte auch nie Herrn von Talleyrand. Daß Bonaparte mich nicht gern hatte, wußte ich, aber er war doch noch nicht bis zu dem Grade der Tyrannei angelangt, den er seitdem an den Tag gelegt hat. Die ausländischen hohen Persönlichkeiten behandelten mich mit Auszeichnung. Die Mitglieder des diplomatischen Korps waren sehr oft bei mir, und diese europäische Atmosphäre diente mir als Schutzwehr.

Ein Gesandter*), der vor kurzem von Preußen angekommen war, glaubte, daß bei uns noch die Rede von einer Republik sei, und suchte daher mit den Grundsätzen hervorzutreten, die er während seiner Beziehungen mit Friedrich dem II. gesammelt hatte. Man machte ihn jedoch darauf aufmerksam, daß diese hier nicht mehr am Platze seien, und daß er vielmehr seine Hofsitten anbringen müsse. Er folgte dem Rate sehr schnell, denn er war ein Mann, dem neben einem äußerst geschmeidigen Charakter hervorragende Fähigkeiten zu Gebote standen. Er war imstande, einen von einem andern begonnenen Satz in dessen

*) Marchese Girolamo Lucchesini.

Sinne zu vollenden. Man bemerkte indes nur seine bedeutenden Geistesfähigkeiten, wenn man mit ihm über die Ereignisse des letzten Jahrhunderts, über die Literatur der Alten oder über Gegenstände sprach, die den Menschen von heute fremd sind.

Der österreichische Gesandte*) war ein Höfling ganz anderer Art, aber nicht weniger darauf bedacht, der Regierung zu gefallen. Jener war gebildet wie ein Schriftsteller, dieser kannte von der Literatur nur die französischen Komödien, in denen er die Rollen des Crispin und der Chrisalde gespielt hatte. Man erzählt, daß er einmal, als alte Frau verkleidet, am Hofe der Kaiserin Katharina der II. Depeschen in Empfang nahm. Der Kurier war nur mit Mühe zu bewegen, seinen Gesandten in diesem Kostüm anzuerkennen.

Herr von Cobenzl war ein äußerst unbedeutender Mann. Er richtete an alle Leute, die er im Salon antraf, die gleichen Redensarten und sprach mit einem jeden in einer höchst vertraulichen Weise, die jedoch jeden Gefühls und jedes höhern Gedankens bar war. Seine Manieren waren tadellos, seine Unterhaltung sehr für die Gesellschaft zugeschnitten. Aber einen solchen Mann zu senden, um mit der revolutionären Kraft und Strenge zu verhandeln, die in der Umgebung Bonapartes herrschte, das war ein Anblick zum Erbarmen.

Ein Adjutant**) Bonapartes beklagte sich über die Vertraulichkeit des Herrn von Cobenzl. Er nahm es übel auf, daß einer der ersten Edelleute der österreichischen Monarchie ihm ohne weiteres die Hand drückte. Diese Neulinge in der Höflichkeit wußten nicht, daß Ungezwungenheit zum guten Ton gehörte. In der Tat würden sie wohl sonderbare Unschicklichkeiten begangen haben, wenn man sie hätte gewähren lassen. Die an-

*) Es war der Graf Johann Ludwig Joseph von Cobenzl, der mit Joseph Bonaparte die Friedensverhandlungen von Lunéville führte.

**) Michel Duroc, der spätere Palastmarschall und Herzog von Friaul.

maßendste Schroffheit war noch ihre sicherste Stütze, um sich in der neuen Rolle, die sie spielen wollten, einigermaßen zu bewegen.

Joseph Bonaparte, der die Friedensverhandlungen von Lunéville geleitet hatte, lud Herrn von Cobenzl auf sein prächtiges Landgut Mortfontaine ein,*) wo auch ich mich einfand. Joseph liebte sehr die ländlichen Beschäftigungen und spazierte oft und gern acht Stunden hintereinander in seinen Gärten herum. Herr von Cobenzl versuchte, ihm zu folgen, und geriet dabei noch mehr außer Atem als der Herzog von Mayenne, wenn Heinrich IV. sich ein Vergnügen daraus machte, ihn trotz seines Leibesumfanges laufen zu lassen. Der arme Mann rühmte unter allen ländlichen Vergnügungen besonders den Angelsport, weil man sich dabei setzen konnte. Er sprach mit erheuchelter Lebhaftigkeit über das unschuldige Vergnügen, ein paar kleine Fische zu angeln.

Paul I. hatte Herrn von Cobenzl während seiner Gesandtschaft in Petersburg auf die unwürdigste Weise behandelt. Wir spielten im Salon von Mortfontaine zusammen Tricktrack, als ein Freund von mir uns die Nachricht vom plötzlichen Tode Pauls brachte. Herr von Cobenzl stimmte über dieses Ereignis die denkbar offiziellsten Klagelieder an. „Obgleich ich mich über ihn zu beklagen habe,“ sagte er, „so werde ich immer die ausgezeichneten Eigenschaften dieses Fürsten anerkennen, und ich muß seinen Tod tief bedauern. Mit Recht, dachte er, daß der Tod Pauls I. für Österreich und Europa ein Glück sei; in seinen Worten jedoch lag eine wirklich lästige Hoftrauer. Hoffentlich wird mit der Zeit die Welt vom Höflingsgeist befreit, dem langweiligsten von allen, um mich nicht schärfer auszudrücken.

Bonaparte geriet bei der Nachricht vom Tode Pauls I. in großen Schrecken, und man sagt, daß ihm bei dieser Gelegen-

*) Er hatte diese Besitzung im Jahre 1799 gekauft.

heit zum erstenmal ein „Ach! mein Gott!" entschlüpft sei. Er konnte jedoch ruhig sein, da die Franzosen damals mehr noch als die Russen geneigt waren, die Tyrannei zu ertragen.

Ich wurde eines Tages zum General Berthier eingeladen, wo sich auch der Erste Konsul einfinden sollte. Da ich wußte, daß er über mich sehr schlecht sprach, so kam es mir in den Sinn, daß er mir vielleicht einige Grobheiten anhängen würde, die er gerne Frauen, sogar denen, die ihm den Hof machten, an den Kopf warf. Ich schrieb daher aufs Geratewohl, ehe ich zu der Festlichkeit ging, die verschiedenen stolzen und schneidenden Antworten nieder, die ich ihm, je nachdem, was er mir sagen würde, zu geben beabsichtigte.

Ich wollte nicht unversehens überrascht sein, wenn er sich erlaubte, mich zu beleidigen, denn das wäre sicher ein noch größerer Mangel an Charakter als an Geist gewesen, und da niemand sicher sein kann, in Gegenwart eines solchen Mannes nicht verwirrt zu werden, so war ich bereit, ihm zu trotzen. Glücklicherweise war es unnötig. Er richtete an mich nur die allgemeinsten Fragen von der Welt. So ging es auch seinen Widersachern, von denen er eine scharfe Antwort vermutete. Mit einem Wort, er greift niemals an, wenn er sich nicht bedeutend stärker fühlt.

Während des Abendessens stand der Erste Konsul hinter dem Stuhl seiner Frau und wiegte sich in den Hüften wie die Fürsten des Hauses Bourbon. Ich machte meinem Nachbar gegenüber eine Bemerkung über diesen bereits so ausgeprägten Hang zum Königtum.

Dreizehntes Kapitel.

Paris im Jahre 1801.

Die Opposition im Tribunat dauerte noch immer, das heißt, ungefähr zwanzig Mitglieder von hundert versuchten gegen die Maßnahmen, durch die man die Tyrannei vorbereitete, Widerspruch zu erheben. Dazu bot sich eine gute Gelegenheit, nämlich das Gesetz, das der Regierung die verderbliche Ermächtigung gab, Sondergerichte zu schaffen, um die politischen Verbrecher zu verurteilen.

Als ob das Ausliefern eines Menschen an solche außerordentliche Gerichte ihn nicht schon im voraus richten hieße, und zwar als ob ein Verbrecher ein Staatsverbrecher sei! Dabei sind gerade die politischen Verbrechen diejenigen, die zur Beurteilung am meisten Vorsicht und Unabhängigkeit verlangen, da doch die Regierung in solchen Fällen immer parteiisch ist.

Seitdem hat man ja gesehen, wie diese Kriegsgerichte die Staatsverbrechen aburteilen, und der Tod des Herzogs von Enghien *) ist ein abschreckendes Beispiel für jene heuchlerische Gewalt, die den Meuchelmord mit dem Mantel des Gesetzes umhüllt.

*) Wie bekannt wurde der Herzog von Enghien am 15. März auf badischem Gebiet aufgehoben. Vor ein Kriegsgericht gestellt, wurde der Herzog am 20. März zum Tode verurteilt und bereits am nächsten Morgen in den Gräben von Vincennes erschossen.

Der Widerstand des Tribunats, so schwach er auch war, mißfiel dem Ersten Konsul. Nicht, weil er ihm ein Hindernis war, sondern weil er im Volke die Gewohnheit, zu denken, unterstützte, was Bonaparte um keinen Preis wollte. Er ließ daher unter anderm ein sonderbares Gerede gegen die Opposition in die Zeitungen setzen. Nichts ist einfacher, hieß es, als die Opposition in England, da dort der König der Feind des Volkes ist. Aber in einem Lande, wo die Staatsgewalt vom Volke selbst gewählt worden ist, hieße es sich ihm widersetzen, wenn man seine Vertreter bekämpfte. Wieviel Phrasen dieser Art haben nicht die von Napoleon bestochenen Schriftsteller seit Jahren in die Öffentlichkeit gesandt! In England oder Amerika würde der einfachste Bauer über eine so spitzfindige Schlußfolgerung lachen. In Frankreich beschränken sich die Wünsche darauf, eine Phrase zu sagen, mit der man im eigenen Interesse den Schein der Überzeugung erwecken kann.

Sehr wenig Leute waren abgeneigt, Ämter einzunehmen. Eine große Anzahl war ruiniert, und die Interessen ihrer Frauen und Kinder, oder ihrer Neffen, wenn sie keine Kinder hatten, oder ihrer Vettern, wenn sie keine Neffen hatten, zwangen sie, wie sie behaupteten, um ein Amt bei der Regierung nachzusuchen. Die große Macht des Staatsoberhauptes in Frankreich beruht auf der fabelhaften Vorliebe der Franzosen für Ämter und Würden. Die Eitelkeit spielt dabei eine größere Rolle als das Bedürfnis nach Geld.

Bonaparte empfing Tausende von Bittschriften für jedes Amt, vom niedrigsten bis zum höchsten. Wenn er nicht von Natur aus eine so tiefe Verachtung für die Menschheit gehabt hätte, so würde er sie beim Durchlesen all der Bittschriften bekommen haben, die von Namen unterschrieben waren, deren Träger durch ihre Ahnen oder durch revolutionäre Taten berühmt waren, und die im Widerspruch zu all den neuen Ämtern standen, zu denen sie sich meldeten.

Der Winter des Jahres 1801 in Paris war für mich dadurch recht angenehm, daß Fouché mir mit Leichtigkeit verschiedene Bitten gewährte, die ich wegen der Rückkehr einiger Emigranten an ihn richtete. Er gab mir dadurch, trotzdem ich in Ungnade war, die Genugtuung, mich nützlich zu machen, und ich bewahre ihm dafür meine Dankbarkeit.

Daß in allem, was die Frauen tun, ein wenig Koketterie liegt, und ihre meisten Tugenden auf dem Wunsche, zu gefallen, beruhen, muß zugegeben werden. Sie wollen von Freunden umgeben sein, die sich der Dienste wegen, welche sie von ihnen empfangen haben, enger an sie anschließen. Deswegen muß man ihnen verzeihen, daß sie gerne Einfluß haben möchten. Aber um der persönlichen Würde wegen muß man selbst auf das harmlose Vergnügen verzichten, jemandem einen Gefallen zu erweisen. Man kann ja alles für seine Mitmenschen tun, nur nicht seinen Charakter entwürdigen. Unser Gewissen ist ein Schatz; den dürfen wir für niemand weggeben!

Bonaparte setzte wiederum eine Summe für das Institut aus, das ihm in Ägypten so große Ehre gemacht hatte. Unter diesen Schriftstellern und Gelehrten herrschte indes ein philosophischer Widerspruch, leider von schlechter Art, da er sich gegen die Wiederherstellung des Kultus richtete. Es war ein sonderbares Verhängnis, daß sich die aufgeklärten Leute in Frankreich über die Mühseligkeiten dieses Lebens hinwegzutäuschen und die Hoffnung auf eine andere Welt zu zerstören suchten. Eine solche Folgewidrigkeit würde in der reformierten Religion nicht bestanden haben.

Die katholische Geistlichkeit jedoch hatte Feinde, die ihr Mut und ihr Unglück noch nicht entwaffnet hatten. Vielleicht ist es auch wirklich schwer, die Gewalt des Papstes und der ihm unterstellten Priester mit einem freiheitlichen Regierungssystem in Einklang zu bringen. Wie dem auch sei, das Institut zeigte, ganz abgesehen von den Priestern, nicht jene, für wahre

Geistesmacht und wahres Genie unerläßliche tiefe Achtung für die Religion, und Bonaparte stützte sich auf Männer, die mehr wert waren als er, mit Gefühlen, die besser waren als diese Leute.

In diesem Jahre (1801) befahl der Erste Konsul Spanien, den Krieg an Portugal zu erklären, und der schwache König des erlauchten Spaniens verdammte seine Armee zu diesem ebenso knechtischen als ungerechten Feldzug. Er zog gegen einen Nachbar, der ihm nicht übel gesinnt war, gegen eine Macht, die mit England, das sich seitdem als wahrer Freund Spaniens gezeigt hatte, verbündet war. Und das alles nur, um dem zu gehorchen, der im geheimen seinen Untergang vorbereitete. Wenn man gesehen hat, wie dieselben Spanier mit soviel Tatkraft das Zeichen zum Weltaufstand gaben, so lernt man kennen, wozu die Völker fähig sind, wenn man ihnen ihr gutes Recht verweigert, ihre Meinung auszudrücken und ihr eigenes Schicksal zu beeinflussen.

Im Frühling des Jahres 1801 kam dem Ersten Konsul der Gedanke, einen König zu schaffen, und zwar einen König aus dem Hause Bourbon.*) Er gab ihm Toskana und benannte das Land mit dem gelehrten Namen Etrurien. Damit machte er den Anfang zur großen europäischen Maskerade. Dieser Infant von Spanien wurde nach Paris berufen, um den Franzosen einen Prinzen von der alten Dynastie zu zeigen, der vor dem Ersten Konsul durch die Schenkung gedemütigt war, was er nie durch dessen Verfolgungen hätte werden können. Bonaparte machte mit diesem königlichen Lamm den Versuch, einen König in seinem Vorzimmer warten zu lassen. Im Theater ließ er sich bei dem Vers:

J'ai fait des rois, madame, et n'ai pas voulu l'être

Beifall klatschen, indem er dabei dachte, mehr als nur König zu werden, wenn sich die Gelegenheit dazu bot.

Man erzählte sich von diesem armen König von Etrurien jeden Tag einen neuen Schnitzer. Er wurde ins Museum, ins

*) Erbprinz Ludwig von Parma.



Schlafzimmer der Frau von Staël in Coppet.
(Nach einer Photographie.)



Naturalienkabinett geführt, und man wiederholte als besondere Geistesblitze einige Fragen über Fische und Vierfüßler, die ein wohlerzogenes zwölfjähriges Kind nicht mehr stellen würde. Abends führte man ihn zu Festen, wo sich die Tänzerinnen der Oper unter die Damen der neuen Gesellschaft mischten. Und trotz seiner Ergebenheit zog sie der kleine König beim Tanze den andern Damen vor. Zum Dank schickte er ihnen am nächsten Tage schöne und gute Bücher zu ihrer Bildung.

Der Übergang von den revolutionären zu den monarchischen Gewohnheiten war höchst sonderbar. Da weder in den einen Ungezwungenheit noch in den andern Würde lag, so paßten ihre Lächerlichkeiten sehr gut zu einander. Sie gruppierten sich, jede auf ihre Weise, um die buntscheckige Gestalt, die sich zu gleicher Zeit der Mittel beider Parteien bediente.

Zum letzten Male feierte man dieses Jahr den 14. Juli, den Jahrestag der Revolution. Eine hochtrabende Proklamation brachte all das Gute, das dieser Tag geschaffen hatte, in Erinnerung. Und doch gab es keine dieser Wohltaten, die der Erste Konsul nicht zu zerstören beabsichtigte. Würde man die Proklamationen dieses Mannes zusammenfassen, so würden sie wohl die sonderbarste Sammlung ergeben, die je existiert hat. Es wäre eine wahre Enzyklopädie von allem Widersprechenden, was man überhaupt auf dieser Welt sagen kann. Und wenn dieses Chaos dazu bestimmt wäre, die Welt aufzuklären, so würde es der Menschheit zugleich ein Loblied auf Krieg und Frieden, auf Aufklärung und Beschränktheit, auf Freiheit und Despotismus singen. Es würde Lob und Beleidigungen gegen alle Regierungen und Religionen zugleich hervorbringen.

Um diese Zeit sandte Bonaparte den General Leclerc *) nach San Domingo, und nannte ihn in seinem Dekret „Unsern Schwager". Dieses erste königliche „Wir", das Frankreich an dem

*) General Victor Emanuel Leclerc heiratete die Schwester Napoleons, Pauline Bonaparte, im September 1797.

Emporkommen dieser Familie Anteil nehmen ließ, war mir äußerst unsympathisch. Bonaparte verlangte von seiner hübschen Schwester, daß sie ihren Gemahl begleitete. Der Aufenthalt in San Domingo untergrub jedoch ihre Gesundheit.*) Welch sonderbarer Akt des Despotismus eines Mannes, der für gewöhnlich nicht an strenge Grundsätze in seiner Umgebung gewöhnt war! Aber Bonaparte bediente sich nur der Moral, um diesem zu widersprechen und jenen zu verblüffen.

In der Folge wurde mit dem Negeranführer Toussaint-Louverture Friede geschlossen. Er war ein sehr verbrecherischer Mensch. Dennoch unterzeichnete Bonaparte Verträge mit ihm, aber ohne Rücksicht auf dieselben wurde Toussaint nach Frankreich ins Gefängnis gebracht, wo er auf die elendeste Weise umkam.**) Vielleicht erinnert sich Bonaparte nur dieser Freveltat nicht mehr, weil sie ihm weniger als die andern vorgeworfen worden ist.

In einer großen Fabrik sieht man mit Erstaunen die Gewalt der Maschinen, die ein einziger Wille in Bewegung setzt. Diese Hämmer und Walzen scheinen Personen oder vielmehr gierige Tiere zu sein. Wenn man gegen ihre Kraft ankämpfen will, wird man vernichtet. Aber jene ganze scheinbare Wut ist genau berechnet, und eine einzige Triebkraft setzt alle diese Federn in Bewegung. Unter diesem Gesichtspunkt stellt sich mir Bonapartes Tyrannei dar. Wie diese Walzen das Eisen zermalmen, so läßt er Tausende von Menschen umkommen, und seine Beamten sind zum größten Teil ebenso gefühllos wie diese Maschinen. Die unsichtbare Triebkraft geht von einem ganz gewalttätigen und methodischen Willen aus, der die Menschen zu einem dienstbaren Werkzeug macht. Kurz, um den Vergleich vollständig zu machen: es genügte, die treibende Kraft zum Stillstand zu bringen, damit alles wieder zur Ruhe gelangte.

*) Es war jedoch nicht nur das Klima in San Domingo, das Paulines Gesundheit zerrüttet hatte, sondern das ausschweifende Leben, das sie dort führte.

**) Er starb im Jahre 1802 im Fort Joux bei Besançon.

Vierzehntes Kapitel.

Meine Reise nach Coppet. — Beginn der Friedensverhandlungen mit England.

Meiner Gewohnheit gemäß verlebte ich den Sommer bei meinem Vater in Coppet. Ich fand ihn sehr über den Gang der Ereignisse empört. Er hatte sein ganzes Leben lang die wahre Freiheit geliebt und die Volksanarchie gehaßt. Nun hatte er den Wunsch, gegen die Tyrannei eines Einzelnen zu schreiben, nachdem er so lange gegen die der Menge angekämpft hatte. Mein Vater liebte den Ruhm, und so ruhig sonst sein Charakter war, so mißfiel ihm doch das Abenteuerliche nicht, wenn man sich ihm aussetzen mußte, um die öffentliche Achtung zu verdienen. Ich kannte wohl die Gefahr, die mir drohte, wenn mein Vater ein Werk veröffentlichte, das dem Ersten Konsul mißfiel. Aber ich konnte mich nicht entschließen, diesen Schwanengesang, der noch auf dem Grabe der Freiheit Frankreichs ertönen sollte, zu unterdrücken. Ich ermutigte daher meinen Vater zur Arbeit,*) und wir verschoben die Frage, ob wir das Werk veröffentlichen wollten, auf das nächste Jahr.

Die Nachricht von den Friedenspräliminarien, die zwischen England und Frankreich unterzeichnet worden waren,**) setzten

*) Es waren die „Dernières vues de politique et des finances", die im Spätsommer 1802 erschienen.

**) Am 1. Oktober 1801.

den Erfolgen Bonapartes die Krone auf. Als ich hörte, daß auch England den Ersten Konsul anerkannt hatte, schien es mir ein Unrecht, seine Macht zu hassen. Die Umstände enthoben mich aber bald dieses Skrupels. Die bemerkenswerteste Bedingung dieser Präliminarien war die vollständige Räumung Ägyptens, und so hatte dieser Feldzug kein anderes Resultat aufzuweisen, als daß er Bonaparte in den Mund der Leute brachte. Mehrere Schriften, die außerhalb des Bereiches seiner Macht veröffentlicht wurden, klagen ihn an, er habe Kléber ermorden lassen, weil dieser auf seine Macht eifersüchtig gewesen sei. *) Glaubwürdige Personen haben mir auch gesagt, daß das Duell, in dem der General d'Estaing vom General Reynier getötet wurde, infolge eines Streits über diese Frage provoziert wurde. Dennoch scheint es mir unwahrscheinlich, daß Bonaparte Mittel gefunden hätte, einen Türken zu dingen, um einem französischen General nach dem Leben zu trachten, während er selbst dem Schauplatz des Attentats so fern war. Man darf gegen ihn nichts vorbringen, was nicht bewiesen ist. Befindet sich auch nur ein Fehler dieser Art unter den klarsten Wahrheiten, so wird deren Glanz getrübt. Man darf Bonaparte nicht mit seinen eigenen Waffen bekämpfen.

*) Der General Kléber sollte auf tragische Weise den Tod finden. Selim III. hatte ein Manifest erlassen, in welchem der Feldherr als Ungläubiger und Zerstörer der Religion der Muselmanen hingestellt war. Selim versprach demjenigen alle Schätze der Erde und seinen Schutz, der den französischen Oberbefehlshaber töten würde. Am 14. Juni 1800 kehrte Kléber aus Giseh nach Kairo zurück. Auf dem Wege nach dem Hauptquartier näherte sich ihm ein in Lumpen gehüllter Mann. Er fiel vor dem General nieder, als wollte er seine Gnade von ihm erbitten. Von Mitleid ergriffen, hob ihn Kléber auf; da fühlte er den Dolch in der Brust und stürzte zu Boden. Sein Begleiter eilte ihm zu Hilfe, aber Suleiman El Halebis, so hieß der Mörder, versetzte ihm noch drei tödliche Stiche. Den Mörder ereilte eine furchtbare Strafe. Es wurde ihm die rechte Hand abgebrannt, und dann wurde er aufgespießt. Ohne einen Schmerzensschrei ertrug er die entsetzlichen Qualen und starb mit den Worten auf den Lippen: „lâ 'ilâha illâ llâhu" (Es gibt keinen andern Gott außer Allah).

Ich verzögerte meine Rückkehr nach Paris, um nicht der großen Friedensfeier beiwohnen zu müssen, denn ich kenne keinen peinlicheren Eindruck, als den, den Volksbelustigungen machen, wenn das Herz nicht dabei ist. Man empfindet eine Art von Verachtung für dieses gaffende Volk, das die Knechtschaft, die man ihm bereitet, feiert. Diese schwerfälligen, vor dem Palast ihres Schlächters tanzenden Opfer, dieser Erste Konsul, den man den Vater des Volkes, das er verschlingen wollte, nannte, dieses Gemisch von Dummheit einerseits und List andrerseits; diese fade Heuchelei der Höflinge, die die Anmaßung ihres Herrn zu verschleiern suchten, all das flößte mir einen Abscheu ein, den ich nicht überwinden konnte. Es hieß also sich fügen, denn inmitten der Feierlichkeiten ist man eher der Gefahr ausgesetzt, öffentliche Lustbarkeiten anzutreffen, denen man sonst leichter entgehen kann.

Bonaparte machte damals bekannt, daß der Friede das erste Bedürfnis der Welt sei. Alle Tage unterzeichnete er einen neuen Vertrag mit der gleichen Sorgfalt, wie Polyphem seine Schafe zählte, wenn er sie in seine Höhle trieb. Auch die Vereinigten Staaten von Amerika schlossen mit Frankreich Frieden und schickten als Bevollmächtigten einen Menschen, der kein Wort Französisch sprach. Sie wußten wahrscheinlich nicht, daß die vollständige Kenntnis der Sprache kaum genügte, um die Wahrheit bei einer Regierung herauszufinden, wo man sie so gut zu verbergen verstand. Als Herr Livingston vorgestellt wurde, sagte ihm der Erste Konsul durch die Vermittlung eines Dolmetschers viele Schmeicheleien über die Reinheit der Sitten in Amerika und fügte dann hinzu: „Die alte Welt ist sehr verdorben.“ Dann wandte er sich an Herrn . . .*) und wiederholte ihm zweimal: „Erklären Sie ihm doch, daß die alte Welt sehr verdorben ist,

*) Talleyrand.

Sie haben darin ja Erfahrung, nicht wahr?" Das ist noch eine der sanftesten Redensarten, die Bonaparte in der Öffentlichkeit an einen Höfling richtete, der einen bessern Geschmack als die andern hatte, und gerne eine gewisse Würde in seinen Manieren bewahrte, indem er sein inneres Empfinden dem Ehrgeiz opferte.

Je mehr jedoch die Republik ihrem Untergang entgegenging, desto größere Fortschritte machten die monarchischen Einrichtungen. Man errichtete eine Prätorianergarde; die Diamanten der Krone schmückten den Degen des Ersten Konsuls. Man bemerkte in seinem äußeren Auftreten, wie in der politischen Lage des Tages, eine Mischung des alten und neuen Regimes. Bonaparte trug goldgestickte Kleider. Sein kleiner Körper mit dem großen Kopf hatte etwas außerordentlich Linkisches und Verlegenes zugleich, das in sich alles Unliebenswürdige eines Emporkömmlings mit der Verwegenheit des Tyrannen zu vereinigen schien. Man hat sein Lächeln angenehm gerühmt; ich glaube aber, daß es an jedem andern Menschen mißfallen würde. Denn dieses Lächeln, das aus dem Ernst entspringt und sofort wieder zum Ernst zurückkehrt, gleicht mehr einer Anstrengung als einer natürlichen Bewegung. Der Ausdruck seiner Augen steht nie im Einklang mit seinem Munde. Da er seine Umgebung durch sein Lächeln beruhigte, nahm man die Erleichterung, die er dadurch schaffte, für persönlichen Zauber. Ich erinnere mich, daß mir ein Mitglied des Instituts, ein Staatsrat, in vollem Ernste sagte, daß die Nägel Bonapartes tadellos seien. Ein anderer rief aus: „Die Hände des Ersten Konsuls sind entzückend." „Ach!" antwortete ein junger Edelmann alten Adels, der damals noch nicht Kammerherr war, „sprechen wir nicht von Politik!"

Ein Höfling, der sich über den Ersten Konsul sehr liebevoll aussprach, sagte: „Er besitzt oft eine fast kindliche Weichheit." Wirklich gab Bonaparte sich im häuslichen Kreise oft unschuldigen Spielen hin. Man hat ihn zum Beispiel mit seinen Generalen

tanzen sehen. Es wird sogar behauptet, daß er in München im Schlosse des Königs und der Königin,*) denen diese Heiterkeit jedenfalls sonderbar vorkam, ein spanisches Kostüm aus der Zeit Karls des VII. anzog und einen alten französischen Kontertanz, la Monaco, tanzte.

*) Als er sich im Oktober 1805 dort befand.

Fünfzehntes Kapitel.

Paris im Jahre 1802. — Bonaparte wird Präsident der Italienischen Republik. — Meine Rückkehr nach Coppet.

In jedem Schritt, den der Erste Konsul tat, offenbarte sich immer mehr sein grenzenloser Ehrgeiz. Während man in Amiens den Frieden mit England verhandelte, ließ er in Lyon die zisalpinische Konsulta versammeln, das heißt, die Abgeordneten der ganzen Lombardei und der angrenzenden Staaten, die sich unter dem Direktorium als Republiken konstituiert hatten und die jetzt anfragten, welche neue Staatsform sie annehmen sollten. Da man sich noch nicht an den Gedanken gewöhnen konnte, daß die französische Republik sich unter den Befehl eines einzigen Mannes gestellt hatte, so dachte niemand daran, daß Bonaparte gleichzeitig mit der Würde des Ersten Konsuls von Frankreich die Präsidentschaft Italiens in sich vereinigen wollte. Man war vielmehr auf die Ernennung des Grafen Melzi d'Eril gefaßt, dessen Kenntnisse und hohe Geburt, sowie die Achtung seiner Mitbürger ihn zu diesem Posten bestimmten.

Plötzlich verbreitete sich das Gerücht, daß Bonaparte sich selbst dazu ernennen ließe, und bei dieser Nachricht entdeckte man doch noch etwas Leben in den Gemütern. Man sagte, daß die Verfassung das französische Bürgerrecht demjenigen entzöge, der in fremden Ländern Ämter annähme. Aber war denn er ein

Franzose, der sich der großen Nation bedienen wollte, um Europa zu knechten, und wiederum sich Europa dienstbar machte, um desto besser die große Nation unterdrücken zu können? Bonaparte erlistete die Ernennung zum Präsidenten über alle diese Italiener, die erst wenige Stunden, bevor sie zur Wahl gingen, erfuhren, daß sie ihn ernennen sollten. Man riet ihnen, Herrn von Melzi neben Bonaparte als Vizepräsidenten zu wählen, und versicherte sie, daß sie nur durch den, der immer in ihrer Mitte weilte, regiert werden würden, und daß der andere nur einen Ehrentitel wünsche. Bonaparte sagte selbst in seiner hochtrabenden Weise: „Zisalpiner, ich werde Eure Angelegenheiten nur im Großen im Auge behalten." Und das „im Großen" sollte heißen, „die ganze Macht". Am Tage nach der Wahl fuhr man fort, ernsthaft eine Verfassung auszuarbeiten, als wenn eine solche neben einer solchen Eisenhand existieren könne! Man teilte das Volk in drei Klassen ein, in „possedenti", „dotti", und „commercianti". Die Besitzenden, um ihnen Steuern aufzulegen, die Schriftsteller, um sie zum Schweigen zu bringen, und die Kaufleute, um ihnen alle Häfen zu schließen. Die tönenden Worte des Italienischen passen noch besser zur Marktschreierei als das Französische.

Bonaparte hatte den Namen „Zisalpinische Republik" in „Italienische Republik" umgeändert und bedrohte nun Europa mit seinen zukünftigen Eroberungen im übrigen Italien. Ein solcher Schritt war nicht weniger als friedlich, verhinderte indes nicht die Unterzeichnung des Friedens von Amiens. So sehr wünschte Europa und England selbst den Frieden.

Ich war gerade beim englischen Gesandten, als er die Bedingungen des Friedens erhielt. Er las sie seinen Gästen vor, und ich vermag kaum, das Erstaunen zu beschreiben, das ich bei jedem Artikel empfand. England gab alle seine Eroberungen zurück. Es trat Malta ab, von dem man gesagt hatte, als es von den Franzosen genommen wurde, daß man die Festung nie betreten haben würde, wenn niemand darin gewesen wäre. Es

trat alles ohne Entschädigung an eine Nation ab, die es beständig zur See bekämpft hatte. Welch sonderbare Wirkung der Friedensliebe! Und dieser Mann, der wie ein Wunder solche Vorteile errungen hatte, besaß nicht einmal die Geduld, sie auszunützen und die französische Marine in den Stand zu setzen, sich gegen die englische Flotte zu versuchen.

Kaum war der Friede von Amiens unterzeichnet, als Napoleon durch einen Senatsbeschluß Piemont mit Frankreich vereinigen ließ. Während des Friedensjahres zeichnete sich jeder Tag durch neue Bekanntmachungen aus, die alle danach strebten, einen Bruch des Friedens herbeizuführen. Der Grund dieses Verfahrens ist leicht zu erraten. Bonaparte wollte die Franzosen bald durch einen unerwarteten Frieden, bald durch Kriege blenden, die ihn unentbehrlich machten. Er glaubte, auf alle Fälle könne ein Sturm einer widerrechtlichen Besitzergreifung von Nutzen sein. In den Zeitungen, die beauftragt waren, die Annehmlichkeiten des Friedens zu schildern, hieß es im Frühjahr des Jahres 1802: „Wir sind dem Augenblicke nahe, wo die Politik unnütz sein wird." Sicher, wenn Bonaparte damals gewollt hätte, er hätte dem geängstigten und ruinierten Europa einen zwanzigjährigen Frieden geben können!

Im Tribunat versuchten die Freunde der Freiheit immer noch gegen die beständig wachsende Macht des Ersten Konsuls anzukämpfen; aber die öffentliche Meinung unterstützte sie damals durchaus nicht. Die meisten Tribunen der Opposition verdienten in jeder Hinsicht vollständige Hochachtung; aber drei oder vier, die in ihrer Mitte saßen, hatten sich revolutionäre Ausschreitungen zu Schulden kommen lassen, und nun war die Regierung bemüht, die Schmach einiger auf alle zu übertragen. Die Männer jedoch, die in einer öffentlichen Versammlung zusammenkommen, werden zuletzt doch immer für das Große begeistert, und dieses Tribunat würde, so wie es war, die Tyrannei verhindert haben, wenn man es hätte bestehen lassen. Schon hatte die

Stimmenmehrheit einen Mann zum Kandidaten für den Senat ernannt, der dem Ersten Konsul gar nicht gefiel. Es war Daunou, ein erprobter und aufgeklärter Republikaner, der aber durchaus nicht zu fürchten war. Das war für den Ersten Konsul Grund genug, auf Angabe der Senatoren hin zwanzig der energischsten Mitglieder der Versammlung auszustoßen und sie durch zwanzig der Regierung ergebene Leute zu ersetzen. Von den übrigen achtzig sollten jedes Jahr zwanzig die gleiche Maßnahme treffen. Auf diese Weise ward ihnen eine Lehre erteilt, wie sie sich zu verhalten hatten, wenn sie sich ihre Stellung, das heißt ihre 15 000 Franken Rente bewahren wollten. Denn der Erste Konsul gedachte noch einige Zeit diese verstümmelte Versammlung beizubehalten. Sie sollte noch zwei oder drei Jahre lang seine tyrannischen Handlungen mit dem Mantel der Volkstümlichkeit decken.

Unter den geächteten Tribunen befanden sich mehrere meiner Freunde. Meine Meinung war jedoch in dieser Beziehung von meinen Freundschaftsgefühlen unabhängig. Vielleicht empfand ich dennoch einen stärkeren Unwillen über die Ungerechtigkeit gegen Personen, die mir nahe standen, und ich gebe allerdings zu, daß ich mich zu einigen Sarkasmen hinreißen ließ, die sich gegen die heuchlerische Art und Weise richteten, mit der man die Verfassung auslegte. Man hatte alles versucht, um nicht den geringsten Hauch von Freiheit in sie eindringen zu lassen.

Es bildete sich damals um den General Bernadotte eine Partei von Generalen und Senatoren, die von ihm erfahren wollten, ob man nicht einige Maßnahmen gegen den Usurpator ergreifen könne, der mit großen Schritten vorwärtsging. Bernadotte schlug verschiedene Pläne vor, die alle gesetzlich begründet waren, denn jedes andere Mittel betrachtete er als gegen seine Grundsätze. Für diese Maßnahme jedoch war eine Beratung von wenigstens einigen Senatoren notwendig; aber kein einziger wagte so etwas zu unternehmen.

Während dieser gefährliche Plan besprochen wurde, sah

ich den General Bernadotte mit seinen Freunden sehr oft bei mir. Wenn ihre Absichten entdeckt worden wären, wäre ich verloren gewesen. Bonaparte sagte, daß man bei mir immer ihm weniger ergeben hinausginge, als man hereinkäme; schließlich sah er nur mich als Schuldige an, unter den vielen, die es weit mehr waren als ich, die er jedoch absichtlich schonend behandeln wollte.

Mittlerweile reiste ich nach Coppet und kam bei meinem Vater außerordentlich niedergeschlagen und besorgt an. Briefe von Paris meldeten mir, daß sich der Erste Konsul nach meiner Abreise sehr lebhaft gegen meine gesellschaftlichen Beziehungen zu dem General Bernadotte ausgesprochen habe. Alles deutete darauf hin, daß er entschlossen war, mich dafür zu bestrafen. Vor dem Gedanken jedoch, auch den General Bernadotte seine Ungnade fühlen zu lassen, schreckte er zurück. Er brauchte wohl die militärischen Fähigkeiten des Generals, der in der Armee beliebter war als jeder andere. Vielleicht hielten ihn auch Familienbande*) davon ab, oder auch, weil etwas in Bernadottes Wesen lag, das ihm schwer machte, ganz sein Feind zu sein.

Was den Ersten Konsul mehr noch als die Gesinnungen, die er mir unterschob, verletzte, waren die vielen Fremden, die mich in Paris besucht hatten. Der Sohn des Stathouders, der Prinz von Oranien, hatte mir die Ehre erwiesen, bei mir zu Mittag zu essen, und Bonaparte hatte ihm deswegen Vorwürfe gemacht. Eine Frau, die man ihres literarischen Ruhmes wegen besuchte, war gewiß eine „Geringfügigkeit", daß aber diese Geringfügigkeit ihn nicht lobte und pries, das genügte, um sie zu vernichten.

In diesem Jahre, 1802, wurde die Angelegenheit der Fürsten verhandelt, die Besitztümer in Deutschland hatten. Die ganze

*) Bernadotte war der Schwager Joseph Bonapartes, da er Désirée Clary geheiratet hatte. Bekanntlich war sie vorher schon halb und halb mit Napoleon verlobt gewesen.

Unterhandlung wurde in Paris geführt, wie man sagt, zum großen Vorteil der Bevollmächtigten. Wie dem auch sei, um diese Zeit begann die diplomatische Ausraubung ganz Europas, und sie sollte erst aufhören, als man bis zu den äußersten Grenzen angelangt war. Man sah die größten Lehnsherren des feudalen Deutschlands in Paris, und ihre ehrerbietigen, althergebrachten Formen gefielen dem Ersten Konsul besser als das damals noch ungezwungene Wesen der Franzosen. Diese Herren baten mit einer Unterwürfigkeit um das, was ihnen gehörte, so daß sie dadurch beinahe das Recht auf ihr Eigentum verloren, so sehr hatte es den Anschein, als wenn die Macht des Gesetzes gar nicht in Betracht zu ziehen wäre.

Die Engländer, die doch ein ungemein stolzes Volk sind, waren zu dieser Zeit nicht ganz frei von Neugierde für die Person des Ersten Konsuls, und es sah beinahe so aus, als wenn sie ihm huldigten. Die englische Regierungspartei beurteilte diesen Mann, wie er war. Die Oppositionspartei aber, die die Tyrannei eigentlich noch mehr hassen sollte, da man sie für weit mehr freiheitsbegeistert hält, und sogar Fox selbst, an dessen Fähigkeiten und Güte man nicht ohne Bewunderung und Rührung denken kann, begingen den Fehler, Bonaparte zu viel Achtung zu erweisen. Dadurch ließen sie diejenigen noch länger im Irrtum, die glaubten, Bonaparte und die französische Revolution sei ein und dasselbe, während er doch gerade der entschiedenste Feind des höchsten Grundsatzes dieser Revolution war.

Sechzehntes Kapitel.

Neue Anzeichen des Übelwollens Bonapartes gegen meinen Vater und mich. — Die Angelegenheiten der Schweiz.

Im Beginn des Winters von 1802/1803 las ich in der Zeitung, daß in dem an geistreichen Franzosen so reichen Paris ebenso viel berühmte Männer Englands weilten, und ich empfand dabei den lebhaften Wunsch, in ihrer Mitte zu weilen. Ich will durchaus nicht verhehlen, daß mir der Aufenthalt in Paris immer als der angenehmste von allen erschienen ist. Ich bin dort geboren, habe meine Kindheit und meine früheste Jugendzeit da verlebt. Nur dort kann ich die Generation wiederfinden, die meinen Vater gekannt hat, und die Freunde, die mit uns die Gefahren der Revolution durchgemacht haben. Diese Liebe zum Vaterland, die die stärksten Geister ergriffen hat, wird in uns noch lebhafter, wenn sich die geistigen Neigungen mit den Empfindungen des Herzens und der Phantasie verbindet. Nur in Paris gibt es eine französische Konversation, und die Konversation war seit meiner Kindheit mein größtes Vergnügen. Ich empfand einen solchen Schmerz, bei dem Gedanken, dieses Aufenthaltes beraubt zu werden, daß nicht einmal die Vernunft ihn beschwichtigen konnte. Ich stand damals noch in der Vollkraft meines Lebens, und gerade das Bedürfnis nach lebhaften Vergnügungen führt meist zur Verzweiflung, denn es erschwert die

Resignation, ohne diese aber kann man die Wechselfälle des Lebens nicht ertragen.

Noch war kein Verbot, mir Pässe für Paris auszustellen, an den Präfekten in Genf gelangt. Aber ich wußte, daß der Erste Konsul zu seiner Umgebung gesagt hatte, ich täte besser, nicht mehr zurückzukehren. Er hatte jetzt bereits die Gewohnheit, seinen Willen über Angelegenheiten solcher Natur in der Unterhaltung kundzugeben, damit man ihm zuvorkäme und er auf diese Weise nicht selbst zu handeln brauchte. Wenn er gesagt hätte, daß der oder jener Mensch sich aufhängen sollte, so würde er es sehr unpassend gefunden haben, wenn der ergebene Untertan nicht sofort dem Winke gefolgt wäre, sich ein Seil gekauft und den Galgen aufgerichtet hätte. Ein anderes Zeichen der Ungnade Bonapartes gegen meine Person war die Art, mit der die französischen Zeitungen meinen Roman „Delphine",*) der zu dieser Zeit erschien, behandelten. Sie nahmen sich heraus, den Roman für unmoralisch zu erklären, und das Werk, das mein Vater gebilligt hatte, verdammten diese höfischen Zensoren. Man konnte in diesem Buche ein jugendliches Feuer, den heißen Wunsch, glücklich zu sein, finden, den zehn Jahre, und zwar zehn Jahre voller Leiden, anders zu lenken mich gelehrt haben. Aber meine Kritiker waren nicht fähig, diese Art Unrecht zu empfinden, und sie gehorchten ganz einfach derselben Stimme, die ihnen befohlen hatte, das Werk meines Vaters zu vernichten, ehe man das Werk der Tochter angriff. Wirklich erfuhren wir von allen Seiten, daß der wahre Grund des Zorns des Ersten Konsuls die letzte Schrift meines Vaters war, in der der ganze Aufbau seiner Monarchie vorgezeichnet war.

Mein Vater teilte meinen Geschmack für den Aufenthalt in

---

*) Er erschien im Jahre 1802 in Genf in vier Bänden und hatte großen Erfolg wegen seiner Schönheiten und feinen Beobachtungen. Man sagt, Frau von Staël habe sich in „Delphine" ebenso wie in „Corinne" selbst charakterisieren wollen.

Paris, und auch meine Mutter hatte dies zu Lebzeiten empfunden. Ich war außerordentlich traurig, von meinen Freunden getrennt zu sein, und meinen Kindern nicht das Verständnis für die schönen Künste einflößen zu können, das sich nur schwer auf dem Lande erwerben läßt. Da man sich in dem Briefe des Konsuls Lebrun*) noch nicht bestimmt gegen meine Rückkehr ausgesprochen, sondern nur spitze Andeutungen gemacht hatte, so schmiedete ich hundert Pläne für meine Reise nach Paris. Ich wollte versuchen, ob der Erste Konsul, der bis dahin noch immer die öffentliche Meinung in Betracht gezogen hatte, dem Aufsehen trotzen würde, das meine Verbannung erregte. Mein Vater machte sich immer Vorwürfe, zu der Verschlechterung meines Schicksals beigetragen zu haben; er faßte den Plan, selbst nach Paris zu gehen, um mit dem Ersten Konsul zu meinen Gunsten zu sprechen. Ich muß gestehen, daß ich im ersten Augenblick den Beweis seiner Aufopferung annahm. Ich hatte eine so hohe Meinung von dem Einfluß, den seine Gegenwart ausüben müsse, daß es mir unmöglich schien, ihm zu widerstehen. Sein Alter, der schöne Ausdruck seines Blicks, so viel Seelenadel und Feinheit des Geistes schienen mir selbst Bonaparte fesseln zu müssen.

Ich wußte damals noch nicht, in welchem Grade der Erste Konsul gegen das Buch meines Vaters erzürnt war. Zum Glück für mich aber fiel mir ein, daß gerade die Vorzüge meines Vaters in dem Ersten Konsul nur noch einen lebhafteren Wunsch erwecken würden, ihn zu demütigen. Und er hätte sicher, wenigstens scheinbar, die Mittel dazu gefunden. Denn in Frankreich hat die Macht viele Anhänger, und wenn man auch bisweilen Widerspruch in diesem Lande fand, so geschah es nur, weil die Schwachheit der Regierung ihm den Sieg leicht machte. Es kann nicht genug betont werden, daß die Franzosen vor allem den Erfolg lieben, und der Macht gelingt es in diesem Lande leicht, das Unglück lächerlich zu machen.

*) Er war dritter Konsul.


Bonaparte
Premier Consul de la Republique Française.



Zum Glück erwachte ich endlich aus meinen Illusionen und weigerte mich endgültig, das edelmütige Opfer, das mein Vater bringen wollte, anzunehmen. Als er mich so entschlossen sah, merkte ich, wieviel ihm dieses Opfer gekostet hätte. Fünfzehn Monate später verlor ich meinen Vater durch den Tod. Wenn er damals die Reise, die er beabsichtigte, ausgeführt hätte, so würde ich sie wohl als Ursache seiner Krankheit angesehen haben, und die Gewissensbisse darüber hätten meinen Kummer noch verschlimmert.

Im Winter 1802/1803 ergriff auch die Schweiz die Waffen gegen die einheitliche Verfassung, die man ihr aufgezwungen hatte. Es ist eine eigenartige Manie der französischen Revolutionäre, alle Länder zwingen zu wollen, sich politisch auf die gleiche Weise zu organisieren wie Frankreich. Ohne Zweifel bestehen Grundsätze, die für alle Länder gemeinsam sind, nämlich die, welche die bürgerlichen und politischen Rechte den freien Völkern sichern. Ob das aber nun eine begrenzte Monarchie wie England, eine vereinigte Republik wie Nordamerika oder wie die dreizehn schweizerischen Kantone ist, das hat nichts zu sagen. Und soll man Europa etwa auf eine einzige Idee beschränken, wie das römische Volk auf einen einzigen Mann, um in einem Tage alles aufbauen und umstürzen zu können?

Sicherlich legte der Erste Konsul keiner Verfassungsform irgendwelche Bedeutung bei, wie er überhaupt keine Verfassung achtete. Für ihn war vor allem von Wichtigkeit, aus der Schweiz so viel wie möglich für sein eigenes Interesse herauszuziehen, und er ging in dieser Hinsicht vorsichtig zu Werke. Er vereinigte die verschiedenen Vorschläge, die man ihm machte, und bildete daraus eine Verfassung, welche die alten Bräuche mit den neuen Anforderungen harmonisch verschmolz. Und da er sich zum Vermittler der Konföderation ernennen ließ, zog er aus der Schweiz mehr Leute heraus, als wenn er sie direkt regiert hätte. Er ließ die Abgeordneten der verschiedenen Kantone und Haupt-

städte der Schweiz nach Paris kommen und hatte am 29. Januar 1803 mit zehn dieser Deputierten eine siebenstündige Konferenz.*) Er bestand darauf, die demokratischen Kantone wieder in ihre alten Rechte einzusetzen, und äußerte in dieser Hinsicht hochtrabende Grundsätze über die Grausamkeit, daß man die in den Bergen zerstreuten Hirten ihres einzigen Vergnügens, der Volksversammlungen, beraubte. Dabei erwähnte er auch — und das berührte ihn am meisten — die Gründe, warum er gerade den aristokratischen Kantonen Mißtrauen entgegenbrächte. Er betonte besonders die Bedeutung der Schweiz für Frankreich. Seine eigenen Worte sind in einem Bericht über diese Unterhaltung niedergelegt. „Ich erkläre," sagte er, „daß, seitdem ich an der Spitze der Regierung stehe, sich keine Macht für die Schweiz interessiert hat. Ich habe die helvetische Republik in Lunéville anerkennen lassen. Österreich kümmerte sich keineswegs um sie. In Amiens versuchte ich dasselbe zu erreichen. England jedoch weigerte sich, da es nichts mit der Schweiz zu tun hat. Wenn es befürchtet hätte, daß ich mich zu Ihrem Landammann machen lassen wollte, so wäre ich es geworden. Man hat behauptet, daß England den letzten Aufstand begünstigt hätte. Wenn sein Kabinett einen offiziellen Schritt unternommen, wenn man in dieser Beziehung nur ein Wort in der Londoner Zeitung geäußert hätte, so würde ich Sie vereinigt haben."

Welch unglaubliche Sprache! Auf diese Weise könnte die Existenz eines Volkes, das sich durch heldenhafte Anstrengungen seine Unabhängigkeit in Europa gesichert und sie sich fünf Jahrhunderte lang durch Mäßigung und Weisheit erhalten hat, durch eine willkürliche Laune eines so launenhaften Wesens vernichtet werden! Bonaparte fügte in derselben Unterhaltung hinzu, daß es für ihn unangenehm sei, eine Verfassung zu schaffen, weil

*) Der Erste Konsul hatte bereits im März 1801 mit dem Schweizer Bevollmächtigten Stapfer einen Unterredung über denselben Gegenstand.

ihn das der Gefahr aussetzte, „ausgepfiffen" zu werden, was er nicht wolle. Dieser Ausdruck trägt den Stempel einer vorgeblichen Leutseligkeit, die er oft zu zeigen pflegt. Roederer und Desmeunier schrieben die Mediationsakte nach seinem Diktat, und das alles ereignete sich, während seine Truppen die Schweiz besetzten. Nachher hat er sie zurückgezogen, und man muß zugeben, daß dieses Land von Napoleon besser behandelt wurde als das übrige Europa, obgleich es politisch und militärisch ganz von ihm abhängig war. Daher wird sich auch bei einer allgemeinen Erhebung die Schweiz ruhig verhalten. Die Völker Europas aber waren zu einem solchen Maße von Geduld geneigt, daß ein Bonaparte kommen mußte, um diese zu erschöpfen.

Die Londoner Zeitungen griffen den Ersten Konsul ziemlich heftig an. Das englische Volk war zu aufgeklärt, um nicht zu bemerken, wohin alle Handlungen dieses Mannes hinausgingen. Jedesmal, wenn man ihm eine Übersetzung englischer Zeitungen brachte, machte er dem Lord Whitworth *) eine Szene, und dieser antwortete ihm ebenso kaltblütig wie vernünftig, daß selbst der König von Großbritannien nicht vor dem Spott der Zeitungsschreiber sicher sei, und daß die Verfassung nicht erlaube, in dieser Hinsicht ihre Freiheit zu beschränken. Indes ließ die englische Regierung einen Prozeß gegen Peltier, **) wegen einiger Artikel in seiner Zeitung einleiten, die gegen den Ersten Konsul gerichtet waren. Peltier wurde die Ehre zuteil, von Mackintosh ***) verteidigt zu werden, der bei dieser Gelegenheit eine der geschicktesten Verteidigungsreden hielt, die je in neuerer Zeit gehalten worden sind. Ich werde später darüber sprechen, unter welchen Umständen diese Verteidigungsrede in meine Hände gelangte.

*) Er war englischer Gesandter in Paris.
**) John Peltier, Notar und Pamphletist.
***) Einer der berühmtesten Advokaten in England.

Siebzehntes Kapitel.

Der Bruch des Friedens von Amiens. — Bonapartes Plan einer Landung in England. — Beginn meiner Verbannung.

Ich befand mich gerade in Genf, wo ich durch Zufall, und weil es mir gefiel, in Gesellschaft von Engländern war, als die Nachricht von der Kriegserklärung zu uns gelangte. Bald verbreitete sich auch das Gerücht, daß man die englischen Reisenden gefangen nehmen würde. Da das europäische Völkerrecht so etwas nicht aufzuweisen hat, glaubte ich in keiner Weise daran, und meine Zuversicht hätte beinahe mehreren Freunden von mir geschadet. Glücklicherweise brachten sie sich noch rechtzeitig in Sicherheit. Aber Leute, die der Politik ganz fern standen, wie Lord Beverley, ein Vater von elf Kindern, der mit Frau und Töchtern von Italien kam, sowie viele andere Personen mit französischen Pässen, die sich zu ihrem Studium an die Universität begaben, oder nach dem Süden gingen, um zu gesunden, wurden verhaftet, obgleich sie im Schutze der Gesetze reisten, die bei allen Völkern üblich sind. Sie schmachteten dann zehn Jahre lang in Provinzstädten, wo sie das traurigste Leben führten, das man sich vorstellen kann. Diese skandalöse Handlung war ganz ohne Nutzen. Kaum 2000 Engländer, unter denen sich nur ein geringer Teil Militärpersonen befand, wurden ein Opfer

dieser Laune des Tyrannen, dem es gefiel, arme Menschen leiden zu lassen, aus Wut gegen die unbesiegbare Nation, der sie angehörten.

Im Sommer des Jahres 1803 begann die große Posse der Landung in England. Flachboote wurden von einem Ende Frankreichs zum andern kommandiert. Man baute deren in den Wäldern in der Nähe der großen Heeresstraßen. Die Franzosen, die in allem einen großen Nachahmungseifer haben, schnitten Bretter auf Bretter, machten Phrase auf Phrase. Einige errichteten in der Picardie einen Triumphbogen, auf dem geschrieben stand: „Straße nach London." Andere schrieben: „An Bonaparte den Großen! Wir bitten Sie, uns auf dem Schiffe mitzunehmen, das Sie nach England und mit Ihnen das Schicksal und die Rache des französischen Volkes bringen wird." Dieses Schiff, das Bonaparte besteigen sollte, hat genug Zeit gehabt, sich im Hafen abzunützen! Andere setzten an der Reede in ihre Fahne die Devise: „Ein guter Wind und dreißig Stunden." *) Kurz, in ganz Frankreich hörte man diese Gascognaden, deren Geheimnis Bonaparte allein kannte.

Im Herbst glaubte ich mich von Bonaparte vergessen. Man schrieb mir von Paris, daß er ausschließlich mit seiner Expedition nach England beschäftigt sei, daß er bald nach der Küste abzureisen gedächte und sich selbst einschiffen wollte, um die Landung persönlich zu leiten. Ich glaubte zwar nicht an diesen Plan, aber ich hoffte im stillen, er würde es für gut befinden, daß ich einige Meilen von Paris mit den wenigen Freunden lebte, die eine in Ungnade befindliche Frau dort besuchen dürften. Auch glaubte ich, daß der Erste Konsul einen Skandal vermeiden würde, denn da ich doch in Europa ziemlich bekannt war, war es wahrscheinlich, daß man von meiner Verbannung sprach. Ich hatte nach meinen Wünschen geurteilt und kannte den Charak-

*) Muß heißen d r e i Stunden (Originalmanuskript).

ter des Mannes noch nicht genau, der ganz Europa beherrschen sollte. Er war weit entfernt davon, diejenigen, die sich in irgendwelcher Weise auszeichneten, zu schonen. Er wollte alle nur dazu benutzen, um aus ihnen ein Piedestal für seine Statue, oder um sie seinen Plänen dienstbar zu machen.

Ich kam in einem kleinen, zehn Stunden von Paris gelegenen Orte auf dem Lande an, *) mit der Absicht, mich jeden Winter in diesem stillen Fleckchen niederzulassen, so lange die Tyrannei dauern würde. Hier wollte ich nur meine Freunde sehen und bisweilen ins Theater und in die Museen gehen. Das war alles, was ich von einem Aufenthalt in Paris wünschte, wo sich ein Zustand von Mißtrauen und Spionage zu entwickeln begann. Ich konnte wirklich nichts Unangenehmes für den Ersten Konsul darin sehen, daß man mich in einer solchen freiwilligen Verbannung ließ. In der Tat beunruhigte man mich während des ersten Monats meines Aufenthalts nicht, bis eine Frau, **) wie es viele von dieser Sorte gibt, die sich auf Kosten einer andern, die berühmter wie sie ist, beliebt machen wollen, dem Ersten Konsul mitteilte, daß ein Strom von Leuten täglich zu mir wallfahrte. Daran war natürlich kein wahres Wort. Die Verbannten, die man besuchte, waren diejenigen, die im 18. Jahrhundert fast ebenso viel Macht besaßen, als die Könige selbst, die sie auswiesen; denn wenn man der Macht widersteht, ist es nur, weil sie nicht tyrannisch ist, und das kann sie nur bei einer allgemeinen Unterwerfung sein. Wie dem auch sei, Bonaparte benutzte den Vorwand oder den Grund, der sich ihm bot, um mich zu verbannen.

Einer meiner Freunde benachrichtigte mich, daß in wenigen

---

*) In Mafliers bei Beaumont-sur-Oise. Diese Besitzung lag nicht weit von dem Schlosse der Frau Récamier und dem Aufenthaltsort Benjamin Constants.

**) Frau von Genlis. Sie stand mit Bonaparte im geheimen Briefwechsel.

Tagen ein Gendarm kommen würde, um mir den Befehl zur Abreise zu überbringen. In Ländern, wo der Privatmann wenigstens dem Brauche nach vor jeder Ungerechtigkeit geschützt ist, kann man sich kaum vorstellen, in welchem Zustand man durch solch eine polizeiliche Nachricht von gewissen Gewaltakten verletzt wird. Ich bin übrigens sehr leicht zu erschüttern. Meine Phantasie stellt sich die Leiden lebhafter vor als die erhofften Freuden, und obgleich ich oft empfunden habe, daß Kummer durch neue Umstände vergessen wird, so scheint es mir doch immer, daß mich nichts davon befreien kann, wenn er sich wirklich einstellt. Es ist wirklich leicht, unglücklich zu sein, besonders, wenn man nach einem bevorrechteten Los des Lebens strebt.

Ich zog mich nun sofort zu einer wirklich gutmütigen und geistreichen Dame *) zurück, der ich, das muß ich allerdings gestehen, von einem Mann empfohlen war, der eine wichtige Stellung bei der Regierung einnahm. **) Ich werde nie den Mut vergessen, mit dem er mir selbst ein Asyl anbot. Und er würde noch heute dieselbe gute Absicht haben und ebenso handeln, trotzdem er seine Existenz dadurch verlöre.

Je weiter die Tyrannei fortschreitet, desto mehr stellt man sie sich als ein Gespenst vor, aber sie faßt mit der Kraft eines wirklichen Wesens an. Ich kam also auf dem Landgute einer Dame an, die ich kaum kannte, in eine Gesellschaft, die mir ganz fremd war. Im Herzen trug ich einen nagenden Kummer, den ich nicht merken lassen wollte. In der Nacht lauschte ich allein mit einer mir seit zehn Jahren ergebenen Dienerin, ob wir nicht Schritte eines Gendarmen zu Pferd vernähmen. Tagsüber versuchte ich heiter zu sein, um meine Lage zu verbergen.

---

*) Madame de la Tour.

**) Michel Louis Etienne Graf Regnaud de Saint-Jean d'Angély hatte an der Verfassung vom Jahre VIII mitgearbeitet und war zum Staatsrat ernannt worden.

Von diesem Landgute aus schrieb ich an Joseph Bonaparte einen Brief, der in Wahrheit alle meine Traurigkeit ausdrückte. Ein Zufluchtsort, der zehn Stunden von Paris gelegen war, bildete den einzigen Gegenstand meiner Wünsche! Mit Verzweiflung fühlte ich, daß, wenn ich einmal verbannt würde, es auch für lange Zeit sei, vielleicht für immer. Joseph und sein Bruder Lucien taten in edelmütiger Weise alles, was in ihren Kräften stand, um mich zu retten, und wie man sehen wird, waren sie nicht die einzigen, die sich um mich bemühten.

Madame Récamier, die durch ihr schönes Gesicht so berühmt ist, und deren Charakter durch diese Schönheit selbst ausgedrückt wird, machte mir den Vorschlag, auf ihrem zwei Meilen von Paris gelegenen Gute Saint-Brice, zu wohnen. Da ich nicht wußte, daß ich einer Person schaden könnte, die der Politik so fern stand, nahm ich das Anerbieten an. Ich glaubte sie auch trotz ihres edlen Charakters vor allem geschützt. Bei ihr verkehrte die angenehmste Gesellschaft und zum letztenmal genoß ich dort alles, was ich jetzt verlassen sollte.

In diesen unheilschwangeren Tagen erhielt ich die Verteidigungsrede Mackintosh's. *) Ich las diese Blätter, in denen er das Charakterbild eines Jakobiners entwirft, der während der Revolution gegen Kinder, Greise und Frauen entsetzlich handelte, sich jetzt aber unter der Rute des Korsen krümmt und sich den letzten Rest der Freiheit rauben läßt, für die er vorgab, zu kämpfen. Diese außerordentlich fließend geschriebene Stelle rührte mich im Grunde meiner Seele. Große Schriftsteller können bisweilen, ohne es selbst zu wissen, das Los der Unglücklichen aller Zeiten und Länder erleichtern. Frankreich hüllte sich in so tiefes Schweigen, daß diese Stimme, die plötzlich ein Echo in meinem Herzen fand, mir wie vom Himmel gekommen erschien. Sie kam aus einem freien Land!

---

*) Vgl. Kapitel 16.

Nachdem ich einige Tage bei Frau Récamier verbracht hatte, ohne etwas von meiner Verbannung zu hören, war ich überzeugt, daß Bonaparte darauf verzichtet hätte. Es ist nichts selbstverständlicher, als daß man sich vor irgendeiner Gefahr sicher glaubt, wenn man keine Anzeichen davon um sich herum bemerkt. Ich war so weit von dem Gedanken einer feindlichen Absicht selbst gegen diesen Mann entfernt, daß es mir ganz unmöglich schien, er werde mich nicht in Ruhe lassen.

Einige Tage später kehrte ich daher in mein Landhaus zurück und war überzeugt, daß er seine Beschlüsse gegen mich aufschieben und sich damit zufrieden gäbe, mich vorläufig einmal in Angst versetzt zu haben. Dies genügte auch wirklich, nicht meine Meinung zu ändern oder sie zu widerrufen, sondern um den letzten Rest republikanischer Gewohnheiten in mir zu unterdrücken, die mich im vorigen Jahre mit allzu großer Freiheit hatten sprechen lassen.

Eines Tages, es war Ende September, *) saß ich bei Tische, in einem Zimmer, von wo man die Landstraße und das Eingangstor aus beobachten konnte. Um vier Uhr hielt ein Reiter in einem grauen Überrock vor dem Gitter und läutete. Er behauptete, daß ich Ausländerin sei und als solche der Polizei unterstände. Diese Achtung für die persönliche Freiheit dauerte jedoch nicht lange, und bald nach mir wurden andere Franzosen und Französinnen ohne jede gerichtliche Förmlichkeit verbannt. Ich antwortete dem Gendarmerieoffizier, daß eine Abreise innerhalb vierundzwanzig Stunden wohl für Rekruten paßte, aber nicht für eine Frau mit Kindern. Infolgedessen machte ich ihm den Vorschlag, mich nach Paris zu begleiten, wo ich mich drei Tage aufhalten müßte, um die für meine Reise nötigen Anordnungen zu treffen. Ich bestieg also mit meinen Kindern und diesem Offizier, den man als den gelehrtesten der Gendarmen

*) Es war nach der Berichtigung Gautiers am 15. Oktober 1803.

gewählt hatte, meinen Wagen. Wirklich sagte er mir auch einige Schmeicheleien über meine Schriften. „Sie sehen ja," antwortete ich ihm, „wohin es führt, eine Frau von Geist zu sein. Raten Sie bitte allen Ihren Angehörigen davon ab, wenn Sie dazu Gelegenheit haben." Ich versuchte, mich stolz zu zeigen, aber ich fühlte, wie mein Herz sich dabei zusammenkrampfte.

Ich hielt mich einige Augenblicke bei Madame Récamier auf, bei der ich den General Junot*) fand. Aus Freundschaft zu ihr versprach er am Morgen des folgenden Tages mit dem Ersten Konsul zu sprechen. Er tat es wirklich mit der größten Wärme. Man sollte meinen, daß ein Mann, der durch seine militärischen Fähigkeiten Bonaparte nützlich ist, so viel Einfluß auf ihn habe, um eine Frau zu retten. Aber die Generale Bonapartes haben keinen Einfluß, weil sie selbst von ihm für ihre eigene Person zahllose Gunstbezeugungen erhalten. Wenn sie Geld oder Stellungen verlangen, so findet das Bonaparte berechtigt, denn es geschieht im Sinne seiner Macht, wenn sie von ihm abhängig werden. Aber wenn sie, was selten geschieht, das Unglück verteidigen oder sich einer Ungerechtigkeit widersetzen wollen, so läßt man sie schnell merken, daß sie nur Arme sind, die die Sklaverei zu unterstützen haben, indem sie sich selbst unterwerfen.

Ich kam in Paris in einem neugemieteten Hause an, das ich noch nicht bewohnt hatte. Ich hatte es sorgfältig in einem Stadtteil und in einer Lage ausgesucht, die mir gefielen. Schon sah ich mich im Geiste in meinem Salon mit einigen Freunden, deren Unterhaltung meiner Meinung nach das größte Vergnügen ist, das der menschliche Geist genießen kann. Dieses Haus betrat ich nun mit der Gewißheit, es wieder verlassen zu müssen. Die Nächte verbrachte ich damit, durch die Räume zu gehen, in denen

---

*) Jean Andoche Junot. Er war vom Ersten Konsul zum Gouverneur von Paris ernannt worden.

ich noch größeres Glück beklagte, als ich vorher gehofft hatte. Jeden Morgen, wie im Märchen vom Ritter Blaubart, kam mein Gendarm, um mich zu drängen, am nächsten Tage abzureisen, und jeden Tag hatte ich die Schwäche, noch um einen Tag Frist zu bitten. Meine Freunde kamen zu mir zum Diner, und manchmal waren wir heiter, wie um den Leidenskelch bis auf den letzten Tropfen zu leeren, indem wir uns gegenseitig in einem Augenblick, wo wir uns für lange Zeit trennen mußten, so liebenswürdig wie möglich begegneten.

Meine Bekannten sagten, daß sie durch den Mann, der jeden Tag kam, um mich zur Abreise aufzufordern, an die Zeit der Schreckensherrschaft erinnert würden, wo die Gendarmen kamen, um ihre Opfer zu fordern.

Man ist vielleicht erstaunt, daß ich die Verbannung mit dem Tode vergleiche. Aber große Männer des Altertums und der Neuzeit sind dieser Strafe unterlegen, und man begegnet mehr Leuten, die dem Tod eher ins Auge sehen, als dem Verlust des Vaterlands. In allen Gesetzbüchern wurde die Verbannung auf Lebenszeit als eine der schwersten Strafen angesehen. Und die Laune eines einzigen Menschen legt spielend eine Strafe auf, die gewissenhafte Richter nur ungern über Verbrecher verhängen! Durch besondere Umstände fand ich ein Asyl mit finanziellen Hilfsquellen in der Heimat meiner Eltern, in der Schweiz. Ich war also in dieser Hinsicht weniger zu beklagen als ein anderer, und trotzdem habe ich grausam gelitten. Ich werde daher nicht unnütz auf der Welt sein, wenn ich verkünde, daß man nie und nimmer den Herrschern das Willkürrecht der Verbannung zusprechen sollte. Nie wird ein Abgeordneter oder ein Schriftsteller seine Gedanken frei ausdrücken, wenn er verbannt werden kann, sobald seine Offenheit mißfallen hat. Kein Mann wird wagen, aufrichtig zu sprechen, wenn es ihm das Glück seiner ganzen Familie kosten kann. Besonders die Frauen, die dazu bestimmt sind, die Begeisterung zu unterstützen und zu belohnen,

werden versuchen, die edlen Gefühle in sich zu ersticken, wenn daraus folgt, daß sie entweder von den Gegenständen ihrer Zärtlichkeit entfernt werden, oder ihnen ihr Leben opfern, indem sie ihnen in die Verbannung folgen.

Am Vorabend des letzten Tages, der mir gewährt war, machte Joseph Bonaparte noch einen Versuch zu meinen Gunsten, und seine Frau,*) die sehr einfach und sanft ist, hatte die Freundlichkeit, mich zu besuchen, um mir den Vorschlag zu machen, einige Tage auf ihrem Landgute Mortfontaine zu verbringen. Ich nahm ihn dankbar an, und war von der Güte Josephs gerührt, der mich in seinem Hause empfing, während sein Bruder mich verfolgte. In Mortfontaine verlebte ich drei Tage, allerdings in ziemlich peinlicher Lage, obwohl der Herr und die Dame des Hauses außerordentlich gefällig und liebenswürdig waren. Ich sah nur Leute von der Regierung um mich, atmete nur die Luft der Gewalt, die sich zu meiner Feindin erklärte, aber die Höflichkeit und Dankbarkeit verboten mir, meine Gefühle kundzugeben. Ich hatte nur meinen ältesten Sohn bei mir, der noch zu sehr Kind war, als daß ich mich mit ihm über derartige Dinge hätte unterhalten können. Daher brachte ich ganze Stunden damit zu, den Garten von Mortfontaine zu betrachten, der einer der schönsten in ganz Frankreich ist, und dessen damals noch friedlich lebender Besitzer zu beneiden war. Seitdem hat man Joseph auf Throne verbannt, wo er sicher seinen schönen Zufluchtsort bedauert hat.

---

*) Joseph Bonaparte hatte am 1. August 1794 in Marseille die reiche Fabrikantentochter Marie Julie Clary geheiratet.

Achtzehntes Kapitel.

Abreise nach Deutschland. — Ankunft in Weimar.

Ich war noch im Ungewissen über den Entschluß, den ich wegen meiner Reise fassen sollte. Sollte ich zu meinem Vater zurückkehren oder nach Deutschland gehen? Mein Vater hätte sein vom Sturm niedergeschlagenes armes Vögelchen mit unaussprechlicher Liebe aufgenommen. Aber ich fürchtete das Unangenehme, als eine Zurückgeschickte in ein Land wiederzukommen, von dem man mir vorgeworfen hatte, daß ich es langweilig fände. Auch hatte ich den Wunsch, mich in Deutschland, wo man mir eine gute Aufnahme versprach, von der Schmach zu erholen, die mir der Erste Konsul angetan hatte. Ich wollte den Unterschied zeigen, der zwischen der wohlwollenden Aufnahme der alten Dynastien und der Impertinenz derjenigen bestand, die im Begriff war, Frankreich zu unterjochen. Zu meinem Unglück trug diese Regung der Eigenliebe den Sieg davon, denn ich hätte meinen Vater wiedergesehen, wenn ich nach Genf zurückgekehrt wäre.*)

Ich bat Joseph Bonaparte um Auskunft, ob ich nach Preußen gehen könne, denn ich mußte die Gewißheit haben, daß außerhalb Frankreichs der französische Gesandte gegen mich nicht

*) Jacques Necker starb am 9. Aril 1804 in Coppet, ohne daß seine Tochter ihn noch einmal gesehen hatte.

als Französin Einspruch erhob, während man mich in Frankreich selbst als Ausländerin verfolgte. Joseph begab sich nach Saint-Cloud. Ich mußte seine Antwort in einem Gasthof erwarten, der zwei Meilen von Paris entfernt lag, da ich nicht wagte, nach meiner Wohnung in der Stadt zurückzukehren. Es verging ein ganzer Tag, ohne daß ich eine Antwort erhielt. Da ich nicht die Aufmerksamkeit auf mich lenken wollte, indem ich noch länger in dem Gasthof blieb, suchte ich ebenfalls in einer Entfernung von zwei Meilen um die ganze Stadt herum eine andere Unterkunft. Dieses umherstreifende Leben, nicht weit von meinen Freunden und meiner Wohnung, verursachte mir einen Schmerz, an den ich mich nicht ohne Schaudern erinnern kann. Ich kann mir noch genau das Zimmer vorstellen, ebenso das Fenster, an dem ich den ganzen Tag stand, um auf den Boten zu warten. Tausend peinliche Einzelheiten, die das Unglück mit sich bringt, der allzu große Edelmut einiger Freunde und die versteckte Berechnung einiger anderer, all das erschütterte mein Herz so grausam, daß ich dies keinem meiner Feinde gönnen möchte.

Endlich erschien der Bote, auf den ich noch etwas Hoffnung gesetzt hatte. Joseph schickte mir einige Empfehlungsbriefe für Berlin, und nahm auf edle und zarte Weise von mir Abschied. Nun mußte ich also abreisen. Benjamin Constant hatte die Güte, mich zu begleiten. Da er jedoch auch sehr gern in Paris weilte, litt ich unter dem Opfer, das er mir brachte. Jeder Schritt der Pferde tat mir weh, und wenn die Postillione sich rühmten, mich schnell gefahren zu haben, konnte ich nicht anders, als über diesen traurigen Dienst, den sie mir erwiesen, seufzen. Auf diese Weise legte ich vierzig Meilen zurück, ohne die Herrschaft über mich selbst wieder erlangt zu haben. Endlich hielten wir in Châlons. Benjamin Constant erleichterte mir hier ein wenig die Last, die mich bedrückte, durch eine lebhafte und geistreiche Unterhaltung.

Am nächsten Tage setzten wir unsern Weg nach Metz fort, wo ich Rast machen wollte, um Briefe meines Vaters zu erwarten. Dort verbrachte ich vierzehn Tage, und traf einen der liebenswürdigsten und geistreichsten Männer, den überhaupt Frankreich und Deutschland hervorbringen können, Herrn Charles Villers.*) Seine Gesellschaft bezauberte mich, aber sie rief in mir neues Bedauern darüber wach, das größte aller Vergnügen, eine Unterhaltung, in der die vollständige Übereinstimmung im Fühlen und Denken herrscht, so selten genießen zu können.

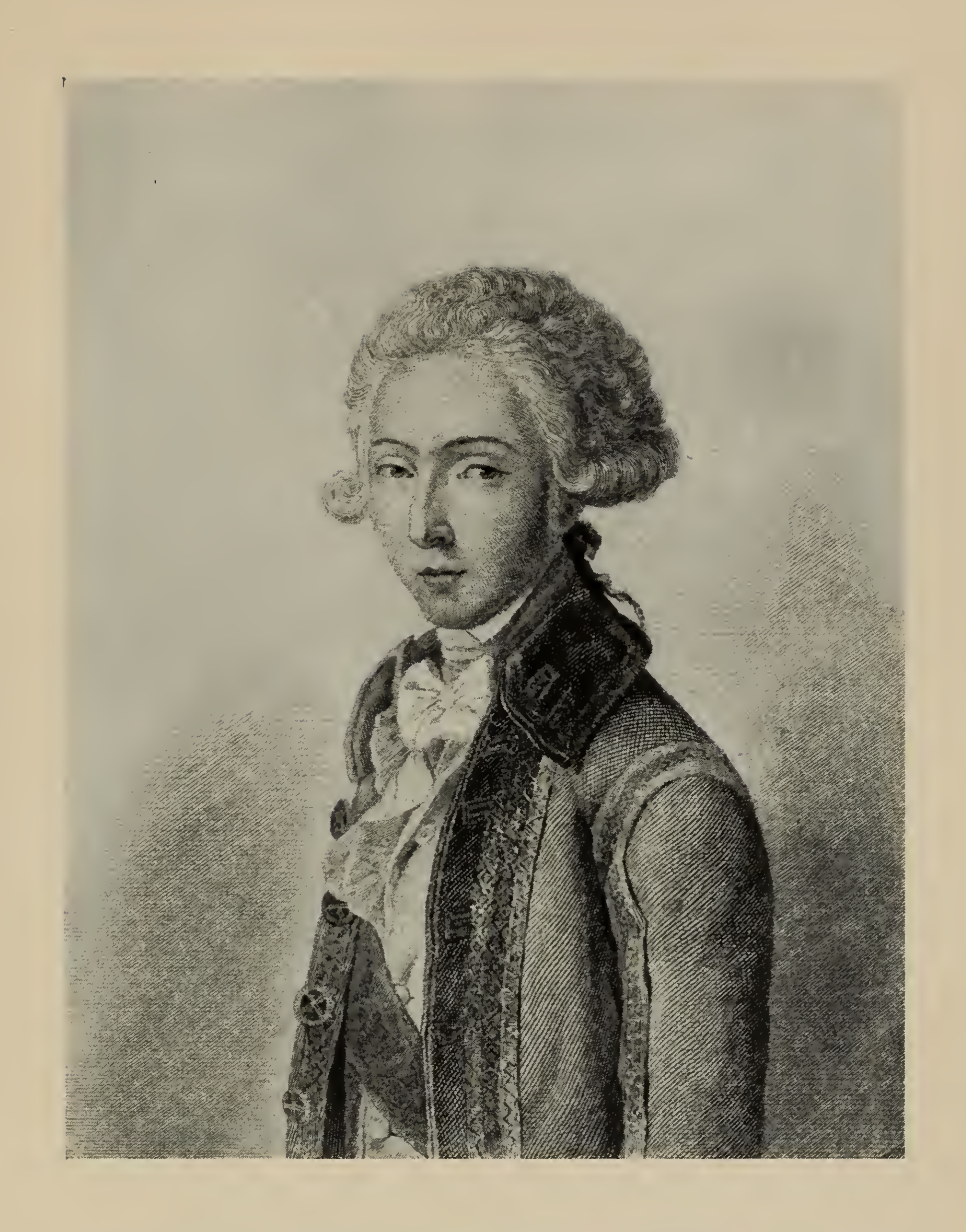
Mein Vater war über die Behandlung, die man mir in Paris zuteil werden ließ, empört. Er stellte sich seine Familie vor, wie sie auf diese Weise verfolgt wurde, und wie sie ein Land, dem sie so gut gedient hatte, wie Verbrecher verlassen mußte. Er selbst riet mir, den Winter in Deutschland zu verbringen und nicht vor dem Frühling zu ihm zurückzukehren. Ach! Ach! Ich rechnete darauf, ihm die Früchte der neuen Ideen, die ich auf dieser Reise sammeln wollte, zu bringen. Seit mehreren Jahren schon sagte er oft, daß er nur noch wegen meiner Schriften und Briefe an der Welt hinge. Sein Geist war so lebhaft und scharfsinnig, daß das Vergnügen, mit ihm zu reden, zum Denken anregte. Ich beobachtete nur, um es ihm zu erzählen; ich hörte nur, um es ihm zu wiederholen. Seit ich ihn verloren habe, sehe und fühle ich nur noch halb so viel als früher, als ich noch das Bestreben hatte, ihm dadurch zu gefallen, daß ich ihm meine Eindrücke schilderte.

In Frankfurt wurde meine Tochter, die damals fünf Jahre alt war, gefährlich krank. Ich kannte keinen Menschen in der Stadt. Die Sprache war mir fremd; selbst der Arzt, dem ich mein Kind anvertraute, sprach kaum ein paar Worte Französisch. Ach! wie nahm mein Vater damals an meinem Unglück teil! Welche Briefe schrieb er mir! Wieviel Ratschläge von Ärzten,

*) Bekannter Philosoph und Verteidiger der Kant'schen Lehre.

die er eigenhändig abgeschrieben hatte, sandte er mir von Genf aus! Niemals sind Mitgefühl und gesunder Menschenverstand so Hand in Hand gegangen, wie bei ihm! Niemand wurde so tief durch die Leiden seiner Freunde gerührt, wie er, der immer bereit war, ihnen zu helfen, immer vorsichtig, um die richtigen Mittel zu wählen; kurz, er war in allem bewunderns-wert. Ich sage das aus wahrem Herzensbedürfnis, denn was bedeutet für ihn jetzt selbst die Stimme der Nachwelt?

Ich kam in Weimar an und faßte wieder ein wenig Mut, als ich trotz der Schwierigkeiten der Sprache ungeheure geistige Reichtümer außerhalb Frankreichs entdeckte. Ich lernte das Deutsche lesen, hörte Goethe und Wieland, die zum Glück für mich sehr gut Französisch sprachen. Ich begriff den Geist und das Genie Schillers, trotzdem es ihm große Schwierigkeiten ver-ursachte, sich in einer fremden Sprache auszudrücken. Die Ge-sellschaft des Herzogs und der Herzogin von Weimar gefiel mir außerordentlich, und ich verbrachte dort drei Monate, während welchen das Studium der deutschen Literatur meinem Geiste die Anregung gab, die er nötig hat, um mich nicht selbst aufzureiben.



Ludwig Anton Heinrich von Bourbon,
Herzog von Enghien.
(Nach einem Gemälde im Musée de Versailles.



Neunzehntes Kapitel.

Berlin. — Der Prinz Louis Ferdinand.

Ich reiste nach Berlin und sah dort die reizende Königin Luise, die seitdem so viel Unglück hat erleiden müssen. Der König empfing mich sehr gütig, und ich kann sagen, daß ich während der sechs Wochen, die ich in Berlin verlebte, nicht einen einzigen Menschen hörte, der nicht die Gerechtigkeit der Regierung lobte. Ich glaube nicht, daß für jedes Land konstitutionelle Formen nötig sind, die ihm durch die beständige Mitwirkung des Volkes die Vorteile sichern, die es in der Tugend eines guten Königs besitzt. Preußen besaß ohne Zweifel unter der Regierung seines jetzigen Herrschers die meisten dieser Vorteile. Es bestand indes noch nicht jeder Volksgeist, der erst durch das Unglück entstanden ist. Das militärische Regiment hatte verhindert, daß die öffentliche Meinung an Kraft gewonnen, und die Fehler einer Verfassung, in der ein jeder nach seinem Verdienst geschätzt wird, hatte den Staat von talentvollen Männern entblößt, die fähig gewesen wären, ihn zu verteidigen. Die Gunst eines Königs kann, da sie ja willkürlich ist, unmöglich genügen, Wetteifer zu entwickeln. Umstände, die rein zu den innern Angelegenheiten des Hofes gehören, können einen verdienstvollen Mann vom Staatsruder entfernen und einen mittelmäßigen Mann hinstellen. Auch hält man in diesen Ländern, wo die königliche Macht auf

keinen Widerstand stößt, krampfhaft an alten und veralteten Gebräuchen fest. Selbst die Gerechtigkeit veranlaßt einen König, sich mit Schranken zu umgeben und jeden auf seinem Posten zu belassen. Es kam in Preußen fast nie vor, daß ein Mann wegen Unfähigkeit seines bürgerlichen oder militärischen Amtes entsetzt wurde. Welche Vorteile hatte da die französische Armee, die fast ganz aus Leuten bestand, die aus der Revolution hervorgegangen waren wie die Soldaten des Kadmus aus den Drachenzähnen! Welche Vorteile hatte sie über die alten Festungskommandanten und über die preußischen Heere, denen nichts Neues bekannt war! Ein gewissenhafter König, der nicht das Glück — ich betone das besonders — der nicht das Glück hat, ein Parlament wie England zu besitzen, hängt noch am Althergebrachten, aus Furcht, seinen eigenen Willen zu oft zur Geltung zu bringen? Und gerade in unserer Zeit muß man die alten Gebräuche aufgeben, um überall Charakterstärke und Geisteskraft zu suchen. Wie dem auch sei, Berlin war eine der glücklichsten und aufgeklärtesten Städte der Welt.

Die Schriftsteller des 18. Jahrhunderts taten ohne Zweifel Europa viel Gutes durch den Geist der Mäßigung und die Neigung zur Literatur, die ihre Werke den meisten Herrschern einflößten. Dennoch ist die Wertschätzung, die die Freunde der Aufklärung dem französischen Geiste darbrachten, eine der Ursachen gewesen, die Deutschland so lange in Irrtümer hat versinken lassen. Viele Leute betrachteten die französische Armee als die Verbreiterin der Ideen Montesquieus, Rousseaus und Voltaires. Wenn wirklich einige Spuren der Meinungen dieser großen Männer in den Werkzeugen der Macht Bonapartes geblieben waren, so war dies nur, um sich von dem, was sie Vorurteile nannten, zu befreien, und nicht, um einen einzigen neuschöpferischen Grundsatz aufzustellen. Es gab jedoch in Berlin und in Norddeutschland im Frühling des Jahres 1804 noch viele ehemalige Anhänger der französischen Revolution, die noch nicht

bemerkt hatten, daß Bonaparte ein eingefleischterer Feind der Hauptgrundsätze dieser Revolution war als der preußische Adel.

Mir wurde die Ehre zuteil, dem Prinzen Louis Ferdinand vorgestellt zu werden, der durch sein kriegerisches Feuer sich so hinreißen ließ, daß er beinahe durch seinen Tod das Unglück seines Vaterlandes übertraf.*) Er war ein Mann voller Feuer und Begeisterung, der aber, aus Mangel an Ruhm, zu sehr die Aufregungen liebte, die das Leben bewegen. Was ihn am meisten bei Bonaparte empörte, war dessen Weise, alle Leute, die er fürchtete, zu verleumden, und selbst die, welche ihm dienten, in der Meinung anderer herabzusetzen, um sie auf alle Fälle um so abhängiger zu machen. Der Prinz sagte oft zu mir. „Ich erlaube ihm, zu töten, aber jemanden moralisch zu morden, das empört mich.“ In der Tat, man stelle sich nur einmal den Zustand vor, in dem wir uns befanden, als dieser große Verleumder Herr aller Zeitungen des europäischen Kontinents war, und von den tapfersten Männern schreiben konnte — was er auch oft getan hat — daß sie feig, von den reinsten Frauen, daß sie verachtenswert seien, ohne daß man imstande war, solche Behauptungen zu widerlegen oder zu bestrafen.

---

*) Prinz Louis Ferdinand von Preußen suchte und fand den Tod im Gefecht bei Saalfeld am 10. Oktober 1806. Er war von einem überlegenen Feind geschlagen und vernichtet worden und wollte diese Schmach nicht überleben.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Verschwörung Moreaus und Pichegrus.

Die Nachricht von der Verschwörung Moreaus, Pichegrus und Georges Cadoudals war eben in Berlin eingetroffen.*) Sicher bestand unter den Oberhäuptern der republikanischen und royalistischen Partei ein lebhafter Wunsch, die Macht des Ersten Konsuls umzustoßen, um sich der Herrschaft zu widersetzen, die er noch tyrannischer gestalten wollte, wenn er sich zum Kaiser machen würde. Man hat vielleicht nicht ohne Grund behauptet, daß diese Verschwörung, die der Tyrannei Bonapartes so gut gedient hat, durch ihn selbst begünstigt wurde, da er mit machiavellistischer Kunst Vorteile daraus ziehen wollte. Er schickte einen verbannten Jakobiner nach England, der seine Rückkehr nach Frankreich nur durch Dienste erlangen konnte, die er dem Ersten Konsul erwies. Dieser Mann kam nach England, wie Sinon nach Troja, der vorgab, von den Griechen verfolgt zu werden. Er sah einige Emigranten, die weder schlecht noch fähig genug

*) Diese Verschwörung hatte die Ermordung des ersten Konsuls zum Zweck. Pichegru kam im Jahre 1804 mit Georges Cadoudal heimlich von England nach Paris, wurde jedoch verraten und verhaftet. Man fand ihn im Temple erdrosselt. Georges Cadoudal hingegen hielt sich sieben Monate in Paris versteckt, wurde dann im Luxembourg aufgegriffen, verhaftet und nach einem Prozeß zum Tode verurteilt. Er wurde am 25. Juni 1804 in Paris erschossen.

waren, um einen solchen Betrug nur zu ahnen. Es war ihnen daher ein Leichtes, einen ehemaligen Offizier, kurz, einige Bruchstücke einer Regierung, unter der man nicht einmal wußte, was eine Partei war, in die Falle zu locken. Hierauf schrieb er eine Broschüre, in der er sich sehr wichtig über alle die lustig machte, die ihm geglaubt hatten. Sie hätten wahrhaftig so viel Scharfsinn besitzen und nicht das mindeste Vertrauen einem Menschen schenken sollen, der schlechte Handlungen begangen hatte. Aber ein solcher Scharfsinn ging ihnen infolge ihrer ehrlichen Grundsätze ab. Ein jeder sieht die Dinge auf seine Weise an. Wenn aber jemand falsch oder grausam gewesen ist, so kann Gott allein verzeihen, denn er allein hat das Recht, im menschlichen Herzen zu lesen, um zu wissen, ob es sich geändert hat. Der Mensch aber soll sich für immer von seinem Mitmenschen fernhalten, der seine Ehre verloren hat.

Dieser verkleidete Agent Bonapartes behauptete nun, daß es viele aufrührerische Elemente in Frankreich gäbe. Er suchte auch in München den englischen Geschäftsträger, Herrn Drake, auf, den er ebenfalls in feiner Weise täuschte.*) Ein englischer Bürger sollte einem solchen Gewebe von Listen des Jakobinismus und der Tyrannei fern stehen.

Georges und Pichegru, die ganz auf der Seite der Bourbonen standen, kamen im geheimen nach Frankreich, und setzten sich mit Moreau ins Einvernehmen, der zwar Frankreich vom Ersten Konsul befreien, aber nicht dem französischen Volke das

*) Der Polizeiagent Méhée de la Touche war vom Ersten Konsul beauftragt worden, dem englischen Geschäftsträger Drake zu schreiben, daß er mit Hilfe eines Bedienten des Kabinetts Napoleons alle wichtigen Papiere wegnehmen und ihm zugehen lassen könne. Dazu bedürfe es jedoch des Versprechens von 100 000 Pfund Sterling. Außerdem müsse ein royalistischer französischer Agent gesandt werden, der dem betreffenden Aufseher die Mittel verschaffen könne, sich in Sicherheit zu bringen. Die ganze Intrigue gelang vollkommen, und Drake mußte infolgedessen auf Befehl des Königs von England seinen Abschied nehmen.

Recht streitig machen wollte, die Regierungsform zu wählen, die ihm zusagte. Pichegru suchte um eine Unterredung mit dem General Bernadotte nach, dieser aber verweigerte sie ihm, da er nicht mit der Art und Weise, wie das Unternehmen geführt wurde, einverstanden war. Er wollte vor allem die konstitutionelle Freiheit Frankreichs verbürgt wissen. Moreaus Charakter ist sehr moralisch, gerecht und aufgeklärt, und seine militärischen Fähigkeiten sind unbestreitbar, aber er ließ sich in der Unterredung zu weit hinreißen und beschimpfte den Ersten Konsul, ehe er sicher war, ihn stürzen zu können. Es ist ein sehr natürlicher Fehler eines edlen Charakters, selbst auf eine unüberlegte Weise seine Meinung auszudrücken. Der General Moreau zog jedoch die Blicke Bonapartes zu sehr auf sich, als daß ihm ein solches Verhalten nicht schadete. Um aber einen Mann gefangen zu nehmen, der so viele Schlachten gewonnen hatte, mußte ein Vorwand gefunden werden; und er fand sich in seinen Worten, da man ihm keine Taten nachweisen konnte.

Die republikanischen Formen bestanden noch. Man nannte sich „Bürger", als wenn nicht die fürchterlichste Ungleichheit in ganz Frankreich geherrscht hätte! Denn man befreite die einen vom Joche des Gesetzes, während die andern der Willkür unterworfen waren. Man zählte die Tage noch nach dem republikanischen Kalender; man rühmte sich, daß man mit dem ganzen kontinentalen Europa in Frieden lebe. Man erstattete, wie auch jetzt noch, Berichte über die Anlegung von Straßen und Kanälen, über den Bau von Brücken und Wasseranlagen und hob die Wohltaten der Regierung bis in den Himmel. Es lag demnach kein offenbarer Grund vor, die Ordnung der Dinge zu ändern, in der man sich so wohl fühlte. Man hatte also eine Verschwörung nötig, in der Engländer und Bourbonen genannt wurden, um von neuem die revolutionären Elemente des Volkes anzufachen und ihre Aufmerksamkeit auf die Einsetzung einer ultra-monarchischen Macht zu lenken, unter dem Vorwand, daß man die Rück-

kehr der alten Herrscher verhindern wolle. Das Geheimnis dieser scheinbar sehr verwickelten Berechnung ist sehr einfach. Man mußte den Revolutionären Angst vor den Gefahren machen, die ihre Interessen liefen, und ihnen vorschlagen, daß sie sie durch ein letztes Aufgeben ihrer Grundsätze in Sicherheit brächten. Und so geschah es auch.

Pichegru war ganz einfach Royalist geworden, wie er Republikaner gewesen war. Er hatte seinen Ansichten wieder die frühere Richtung gegeben. Sein Charakter stand höher als sein Geist; der eine war jedoch nicht minder dazu geschaffen wie der andere, die Menschen für sich einzunehmen. Georges Cadoudal hatte mehr Feuer, aber er war weder durch seine Erziehung noch von Natur aus zum Anführer geschaffen. Als man wußte, daß sie in Paris waren, ließ man zuerst Moreau verhaften. Man verhörte ihn unter Ausschluß der Öffentlichkeit und erklärte, daß derjenige, der Pichegru oder Georges einen Zufluchtsort böte, mit dem Tode bestraft würde. So wurden von neuem alle Maßnahmen des Jakobinertums angewandt, um das Leben eines einzigen Mannes zu verteidigen! Nicht allein glaubt dieser Mann in seinen Augen zu viel Bedeutung zu haben, um nichts zu schonen, wenn es sich um seine Person handelt, sondern es war ihm auch darum zu tun, die Gemüter zu ängstigen und an die Schreckenstage zu erinnern. Endlich wollte er auch das Bedürfnis einflößen, sich in seine Arme zu werfen, um den Wirren zu entgehen, die er selbst durch alle seine Maßnahmen wachsen ließ.

Man entdeckte den Zufluchtsort Pichegrus. Georges wurde in einem Kabriolett gefangen genommen. Da er in einem Hause nicht mehr sicher war, so fuhr er auf diese Weise in der ganzen Stadt umher, um sich der Verfolgung zu entziehen. Der Polizeibeamte, der Georges gefangen nahm, bekam zur Belohnung das Kreuz der Ehrenlegion. Ich meine, die französischen Soldaten hätten ihm eine ganz andere Belohnung wünschen sollen!

Der Moniteur war gelegentlich der Gefahren, denen der

Erste Konsul entronnen war, voller Glückwunschadressen. Diese beständige Wiederholung der gleichen Phrasen, die aus allen Winkeln Frankreichs ankamen, bilden eine Einstimmung in die Unterwürfigkeit, wie es vielleicht bei keinem andern Volke ein Beispiel gibt. Wenn man den Moniteur durchblättert, kann man je nach der Epoche, Aufsätze über Freiheit, über Despotismus, über Philosophie und Religion finden, in denen die Departements und die „guten" Städte Frankreichs alle Anstrengungen machen, das gleiche in verschiedenen Ausdrücken zu sagen. Und man wundert sich, daß so geistreiche Leute wie die Franzosen es bei den Erfolgen der Zeitungsschreiber bewenden ließen und nicht einmal Lust zeigten, eigene Ideen zu haben. Man möchte fast behaupten, daß ihnen der Wetteifer in Worten genügte. Diese vorgeschriebenen Lobgesänge mit den sie begleitenden Ausrufungszeichen legten Zeugnis davon ab, daß in Frankreich alles ruhig war, und daß die kleine Anzahl Agenten des falschen Albion gefangen waren. Einem General machte es allerdings Spaß zu erzählen, die Engländer hätten Baumwollballen aus Kleinasien an die Küste der Normandie geworfen, um in Frankreich die Pest zu verbreiten. Aber eine solch wahrhaft lächerlich erfundene Geschichte wurde nur als Schmeichelei für den Ersten Konsul angesehen. Und da der Anführer der Verschwörung, wie auch ihre Agenten, in der Gewalt der Regierung waren, so konnte man glauben, daß die Ruhe in Frankreich wieder hergestellt sei. Bonaparte hatte jedoch sein Ziel noch nicht erreicht.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Ermordung des Herzogs von Enghien.

Ich wohnte in Berlin am Spreeufer in einer Wohnung im Erdgeschoß. Eines Morgens weckte man mich, um mir mitzuteilen, daß der Prinz Louis Ferdinand zu Pferd unter meinem Fenster warte und mich zu sprechen wünsche. Über diesen frühen Morgenbesuch sehr überrascht, stand ich eiligst auf, um den Prinzen zu begrüßen. Er sah außerordentlich gut zu Pferd aus, und die Aufregung ließ sein edles Gesicht noch mehr hervortreten. „Wissen Sie schon," sagte er, „daß der Herzog von Enghien auf Badener Gebiet gefangen, weggeführt, einem Kriegsgericht ausgeliefert und vierundzwanzig Stunden nach seiner Ankunft in Paris erschossen worden ist?" — „Welcher Wahnsinn!" antwortete ich; „Sehen Sie denn nicht, daß nur die Feinde Frankreichs dieses Gerücht verbreiten?" Wirklich ging mein Haß gegen Bonaparte, so groß er auch war, nicht so weit, daß ich an die Möglichkeit eines solchen Frevels glauben konnte. „Da Sie an meinen Worten zweifeln," antwortete der Prinz Louis, „will ich Ihnen den Moniteur schicken, in dem Sie das Urteil lesen können." Mit diesen Worten verließ er mich, und der Ausdruck seines Gesichts verkündete Rache oder Tod. Eine Viertelstunde später hatte ich den Moniteur vom 21. März (30. Pluviôse) in Händen, der ein Urteil enthielt, das vom Kriegsgericht in Vincennes gegen

den „besagten Louis d'Enghien" ausgesprochen worden war. So bezeichneten die Franzosen den Enkel der Helden, die ihrem Vaterlande Ruhm erworben hatten. Auch wenn man die Vorurteile der hohen Geburt, die die Wiedereinführung der monarchischen Formen mit sich bringen würde, ableugnete, so darf man deswegen doch nicht die Erinnerung an die Schlachten von Lens*) und Rocroy**) in den Schmutz ziehen. Dieser Bonaparte, der selbst Schlachten gewonnen hat, weiß sie nicht einmal zu schätzen. Für ihn gibt es weder eine Vergangenheit noch eine Zukunft. Sein gebieterischer und verachtender Charakter will nichts Heiliges in der öffentlichen Meinung anerkennen. Er kennt nur Achtung vor der bestehenden Gewalt.

Der Prinz Louis schrieb mir einen Brief, der mit folgenden Worten begann: „Besagter Louis von Preußen läßt Frau von Staël fragen, usw." Er fühlte die Schmach, die dem königlichen Blute, dem er entstammte, und dem Andenken der Helden angetan worden war, in deren Reihen er so brennend wünschte sich zu stellen! Wie konnte sich nach einer solchen Handlung auch nur ein einziger europäischer Fürst mit einem solchen Manne wie Bonaparte verbinden? Der Not gehorchend, wird man sagen! Es gibt ein Heiligtum der Seele, in das die Herrschaft der Notwendigkeit niemals eindringen darf! Was wäre die Tugend auf Erden, wenn es nicht so wäre? Sie würde ein freies Vergnügen sein, das nur für die friedliche Muße des Privatmannes paßt.

Ein Bekannter erzählte mir, daß er wenige Tage nach dem Tode des Herzogs von Enghien um die Festungswerke von Vincennes spazieren gegangen sei. Die noch frisch aufgeworfene Erde bezeichnete die Stelle, wo man den Prinzen begraben hatte. Kinder spielten mit Wurfsteinen über diesem begrasten Grabhügel, dem einzigen Denkmal für diese irdischen Reste! Ein alter In-

*) Sie fand am 21. August 1648 statt.

**) Am 19. Mai 1643.

valide mit weißem Haar saß nicht weit davon und beobachtete eine Zeitlang die Kinder. Schließlich stand er auf, nahm sie bei der Hand und sagte, während ihm die Tränen über die Wangen liefen: „Spielt bitte nicht hier, liebe Kinder!“ Diese Tränen waren die einzigen Ehren, die man dem Sprossen des großen Condé erwies, und die Erde wies die Spuren davon nicht lange auf.

Einen Augenblick lang wenigstens schien die öffentliche Meinung unter den Franzosen zu erwachen, und der Unwille war allgemein. Als aber diese edlen Flammen erloschen waren, nahm der Despotismus um so größere Gewalt an, da man vergeblich versucht hatte, ihm zu widerstehen. Während einiger Tage jedoch war der Erste Konsul ziemlich unruhig über die Stimmung des Volkes. Selbst Fouché tadelte diese Handlung. Er hatte jenes für die neue Regierung so charakteristische Wort gesprochen: „Das ist schlimmer als ein Verbrechen, das ist ein Fehler!“ In diesem Wort ist eine Fülle von Gedanken enthalten! Zum Glück kann man es der Wahrheit entsprechend so auslegen, daß der größte Fehler das Verbrechen sei. Bonaparte fragte einen sehr rechtschaffenen Senator: „Was denkt man vom Tode des Herzogs von Enghien?“ — „Herr General,“ antwortete dieser, „man ist darüber sehr betrübt.“ — „Das wundert mich nicht,“ erwiderte Bonaparte; „ein Fürstenhaus, das so lange in einem Lande regiert hat, interessiert immer!“ Damit wollte er das natürlichste aller Gefühle des menschlichen Herzens dem Parteiinteresse zuschreiben. Ein andermal richtete er dieselbe Frage an einen Tribunen, der voller Freude, ihm einen Gefallen zu tun, antwortete: „Nun, Herr General, wenn unsere Feinde so grausame Maßnahmen gegen uns ergreifen, warum sollen wir da nicht das gleiche tun?“ Dabei bemerkte er nicht, was er damit sagte, wenn er diese Maßregel „grausam“ nannte.

Der Erste Konsul tat so, als wenn er aus Staatsinteresse

zu dieser Handlung genötigt gewesen wäre. Zu jener Zeit unterhielt er sich eines Tages mit einem geistreichen Manne über die Stücke Corneilles. „Sehen Sie," sagte er, „das öffentliche Wohl, oder besser das Staatsinteresse vertritt bei den modernen Menschen die Stelle des Verhängnisses. Es gibt Leute, die von Natur aus zu einer Schandtat unfähig sind, aber die politischen Umstände zwingen sie oft dazu. Corneille ist der einzige, der in seinen Tragödien gezeigt hat, daß er das Staatsinteresse kannte. Daher würde ich ihn zu meinem Premierminister gemacht haben, wenn er zu meinen Zeiten gelebt hätte." Diese ganze scheinbare Gutmütigkeit in der Unterhaltung hatte nur den Zweck, zu beweisen, daß bei der Hinrichtung des Herzogs von Enghien von Leidenschaft nicht die Rede gewesen sei, und daß die Umstände allein alles begründeten und rechtfertigten, mit andern Worten also: das Staatsoberhaupt allein hat das Urteil zu sprechen! Daß keine Leidenschaft in seinem Entschluß hinsichtlich des Herzogs von Enghien vorlag, ist allerdings der Wahrheit entsprechend. Man möchte diese Tat gern der Wut zuschreiben, dem ist aber durchaus nicht so. Der Herzog von Enghien hatte in nichts den Zorn des Ersten Konsuls herausgefordert. Bonaparte hoffte zuerst, den Herzog von Berry gefangen zu nehmen, der, wie man behauptete, in der Normandie landen sollte, sobald Pichegru ihn davon benachrichtigt hätte, daß die Zeit dazu gekommen sei.*) Aber dieser Prinz steht dem Throne näher als der Herzog von Enghien; übrigens hätte er die bestehenden Gesetze verletzt, wenn er nach Frankreich gekommen wäre. So wäre es in jeder Beziehung für Bonaparte besser gewesen, wenn er diesen statt dem Herzog von Enghien hätte töten lassen. In Ermangelung des einen jedoch wählte er den andern, und behandelte die Sache vollkommen kaltblütig. Zwischen dem Haftbefehle und dem Todesurteil waren

---

*) Vgl. die Anmerkung auf S. 100.

mehr als acht Tage verflossen. Bonaparte aber befahl die Hinrichtung des Herzogs von Enghien lange vorher ebenso ruhig, wie er seitdem Millionen von Menschen seiner ehrgeizigen Laune geopfert hat.

Man fragt sich jetzt, was wohl die Gründe jener schrecklichen Tat gewesen sind, und ich glaube, sie sind nicht schwer zu erraten. Vor allem wollte Bonaparte die revolutionäre Partei beruhigen, indem er mit ihr ein blutiges Bündnis schloß. Ein ehemaliger Jakobiner rief, als er diese Nachricht erhielt: „Um so besser, der General Bonaparte hat es wie der Konvent gemacht!" Lange Zeit hindurch wollten die Jakobiner, daß nur ein Mann, der für den Tod des Königs gestimmt hatte, der erste Beamte der Republik werden könne. Ihrer Meinung nach war das ein Unterpfand, das er der Republik gab. Bonaparte erfüllte die Bedingung, ein Verbrechen begangen zu haben! In anderen Ländern hingegen ist es Brauch, an Stelle dieser Bedingung Besitztümer zu fordern. Er gab damit den sicheren Beweis, daß er niemals der Sache der Bourbonen dienen werde. So verbrannten die Anhänger ihrer Partei, die sich jetzt an ihn anschlossen, endgültig ihre Schiffe hinter sich.

Am Vorabend des Tages, an dem er sich von denselben Leuten krönen lassen wollte, die das Königtum abgeschafft hatten, und er wieder einen Adel durch die Gönner der Gleichheit schuf, glaubte er ihnen durch den Mord eines Bourbonen eine furchtbare Bürgschaft zu geben. Bonaparte wußte, daß sich in der Verschwörung Pichegrus und Moreaus Republikaner und Royalisten gegen ihn verbündet hatten. Dieses sonderbare Bündnis, das der Haß gegen ihn zusammenhielt, hatte ihn in Erstaunen gesetzt. Mehrere Männer, die ihm Ämter und Würden verdankten, waren dazu bestimmt, der Umwälzung zu dienen, welche seine Macht stürzen sollte. Nun war es Bonaparte vor allem darum zu tun, daß alle seine Beamten sich unwiderruflich ver=

loren glaubten, wenn ihr Gebieter gestürzt würde. Kurz, es lag ihm besonders daran, im Augenblick, wo er sich die Krone aufs Haupt setzen wollte, einen solchen Schrecken einzuflößen, daß ihm niemand zu widerstehen wagte. Und so verletzte er mit einer einzigen Tat alles: das europäische Völkerrecht, die Verfassung, wie sie jetzt noch bestand, das Anstandsgefühl des Volkes, die Menschlichkeit und die Religion! Schlimmeres als eine solche Handlung konnte er nicht begehen, und infolgedessen mußte man von einem derartigen Menschen alles befürchten.

Eine Zeitlang glaubte man in Frankreich, daß die Ermordung des Herzogs von Enghien das Zeichen zu einer neuen revolutionären Politik sei, und daß das Schafott wieder in Kraft treten würde. Aber Bonaparte wollte den Franzosen nur eines zeigen, nämlich, daß er alles vermochte, und man ihm dankbar sein könne, daß er nichts Übles tat, wie man andern für eine Wohltat dankt. Man fand ihn gnädig, wenn er die Leute leben ließ. Man hatte ja gesehen, wie leicht es war, töten zu lassen! Rußland, Schweden und besonders England beklagten sich über die gewaltsame Verletzung des Deutschen Reiches. Die deutschen Fürsten selbst schwiegen, und der schwache Herrscher, auf dessen Gebiet das Attentat begangen worden war, verlangte in einem diplomatischen Schreiben, daß man nicht mehr von dem „Zwischenfall, der sich ereignet hatte," sprach. Zeigt diese nachsichtige und umschriebene Rede, die eine derartige Handlung mit solchen Worten bezeichnet, nicht die Niedrigkeit der Fürsten, die ihre Souveränität nur in ihrem Einkommen bestehen ließen, und die einen Staat wie ein Kapital betrachteten, von dem man sich die Zinsen so ruhig wie möglich bezahlen ließ?

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Krankheit und Tod des Herrn Necker.

Mein Vater erfuhr noch die Ermordung des Herzogs von Enghien, und die letzten Zeilen, die ich von seiner Hand erhielt, drücken seine ganze Entrüstung über diese Freveltat aus.

Ich befand mich in größter Sorglosigkeit, als ich auf meinem Tische zwei Briefe fand, die mich benachrichtigten, daß mein Vater gefährlich erkrankt sei. Der Kurier, der sie gebracht hatte, verschwieg mir die Nachricht von seinem Tode, mit der er beauftragt war. So reiste ich voller Hoffnung ab*) und bewahrte mir diese trotz aller Umstände, die sie mir hätten entreißen sollen. Als mir aber in Weimar die ganze Wahrheit bekannt wurde, gesellte sich zu meiner Verzweiflung das Gefühl eines unbeschreiblichen Schreckens. Ich sah mich ohne Schutz auf dieser Welt, und war nun gezwungen, in mir selbst eine Stütze gegen das Unglück zu suchen. Es blieb mir zwar noch vieles, an dem mein Herz hing, aber die Bewunderung und Zärtlichkeit, die ich für meinen Vater empfand, übten auf mich eine Macht aus, der nichts gleich kam. Der Schmerz, der größte aller Propheten, zeigte mir, daß ich von nun an nie mehr so von Herzem glücklich sein werde, wie ich es gewesen war, als dieser stark empfindende Mann noch über mein

*) Frau von Staël befand sich in Berlin und war im Begriff, nach Weimar abzureisen.

Schicksal wachte. Und seit dem 10. April des Jahres 1804 ist kein Tag vergangen, ohne daß ich nicht alle meine Leiden mit diesem Schmerz in Zusammenhang gebracht hätte. So lange mein Vater lebte, litt ich nur in der Einbildung, denn er fand in der Wirklichkeit immer die Mittel, mir Gutes zu erweisen. Nun ich ihn aber verloren hatte, war ich direkt meinem Schicksal überlassen. Nur der Hoffnung, daß er im Himmel für mich beten werde, verdanke ich das Wenige, was mir noch an Kraft bleibt. Es ist nicht die kindliche Liebe, sondern die genaue Kenntnis seines Charakters, die mich behaupten läßt, daß ich nie die menschliche Natur so der Vollendung nahe gesehen habe, wie bei ihm. Und wäre ich nicht von einem Leben im Jenseits überzeugt, so würde ich bei dem Gedanken wahnsinnig werden, daß ein solches Wesen zu leben aufhören könnte. Seine Gefühle und Gedanken waren so unsterblich, daß ich ihn oft, wenn mich mein Kummer der Wirklichkeit entrückt, zu hören glaube.

Auf meiner verhängnisvollen Reise von Weimar nach Coppet beneidete ich alles, was in der Natur lebte: die Vögel, die Fliegen, die um mich herumflogen. Einen Tag, nur einen einzigen Tag, verlangte ich noch, um noch einmal mit meinem Vater zu reden, noch einmal sein Mitleid zu erwecken! Ich beneidete die Bäume des Waldes, die Jahrhunderte überdauern. Aber das unerbittliche Schweigen des Grabes hat etwas, das den Menschen verwirrt, und obgleich alles natürlich vor sich geht, so übt es doch einen gewaltigen Eindruck auf uns aus, der sich nie verwischen läßt. Als ich mich dem Wohnort meines Vaters näherte, zeigte mir ein Freund auf den Bergen ein Wolkengebilde, das wie ein großes Gesicht eines Mannes aussah und gegen Abend verschwand. Es schien mir ein Symbol des Himmels für den Verlust zu sein, den ich erlitten hatte! Er war wirklich groß, dieser Mann! In keiner Lage des Lebens hat er je das Wichtigste seiner Interessen der geringsten seiner Pflichten vorgezogen. Die Tugenden dieses Mannes waren so durch die



General Moreau.

(Stich von E. G. Herhan nach einem Gemälde von J. Guerin aus der Sammlung Kircheisen.)



Güte eingegeben, daß er keine Grundsätze nötig hatte, und seine Grundsätze waren so fest, daß er keine Güte brauchte!

Als ich in Coppet ankam, erfuhr ich, daß mein Vater sich während der neuntägigen Krankheit, die ihn mir entriß, beständig über mein Geschick beunruhigt hatte. Er machte sich wegen seines letzten Buches Vorwürfe, weil er glaubte, es sei die Ursache meiner Verbannung gewesen. Mit zitternder Hand schrieb er daher, als er im Fieber lag, einen Brief an den Ersten Konsul und versicherte ihn, daß ich keinen Anteil an der Veröffentlichung seines letzten Werkes, ja, daß ich im Gegenteil gewünscht hatte, es nicht drucken zu lassen. Diese Stimme eines Sterbenden hätte soviel Feierliches! Diese letzte Bitte eines Mannes, der in Frankreich eine so große Rolle gespielt hatte, der jetzt als einzige Gnade um die Rückkehr seiner Kinder in ihre Heimat flehte, der bat, man möchte die Unklugheit einer damals noch jungen Frau vergessen, das alles schien mir unwiderstehlich! Obgleich ich den menschlichen Charakter kannte, so ging es mir doch wie allen denen, die das Aufhören einer großen Qual herbeisehnen: ich hoffte aussichtslos! Der Erste Konsul empfing diesen Brief, und hielt mich wahrscheinlich für sehr albern, weil ich glauben konnte, daß er davon gerührt würde. Und in dieser Hinsicht muß ich ihm zustimmen!

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Prozeß Moreau.

Der Prozeß Moreau zog sich immer mehr in die Länge, und obgleich die Zeitungen darüber das größte Schweigen bewahrten, so genügte die Bekanntmachung der Verteidigungsrede, um die Gemüter zu erregen, und nie hat sich die öffentliche Meinung so gegen Bonaparte gezeigt, als zu dieser Zeit.

Die Franzosen haben mehr wie ein anderes Volk das Bedürfnis nach vollkommener Preßfreiheit. Sie müssen gemeinsam denken und fühlen. Sie brauchen den elektrischen Strom, der von den Gemütsbewegungen ihrer Nachbarn ausgeht, um ebenfalls bewegt zu werden, und ihre Begeisterung entwickelt sich durchaus nicht auf eine getrennte Weise. Es ist daher für denjenigen, der ihr Tyrann sein will, sehr gut, der öffentlichen Meinung nicht die geringste Kundgebung zu erlauben. Überdies verband Bonaparte zu jener Zeit mit dieser Idee, die allen Despoten gemein ist, eine besondere List, nämlich die Kunst, durch scheinbar freie Zeitungen eine künstliche Meinung bekannt zu machen. Sie schreiben alles in so schönen Phrasen, wie ihnen befohlen wird. Allerdings muß man gestehen, daß nur unsere französischen Schriftsteller jeden Tag auf diese Weise dieselben Sophismen schwatzen, und sich obendrein in einer solchen Unterwürfigkeit wohlfühlen können.

Während der Untersuchung dieser berühmten Affäre machten die Zeitungen Europa bekannt, daß Pichegru sich selbst im Temple erhängt hätte. Alle Zeitungen brachten einen ärztlichen Bericht, der trotz der Sorgfalt, mit dem er abgefaßt war, sehr wenig glaubwürdig schien. Kann man sich, wenn es wahr ist, daß Pichegru als Opfer eines Meuchelmordes gefallen ist, das Schicksal eines braven Generals vorstellen, der durch Feiglinge in seinem Kerker, ohne sich wehren zu können, überrascht wird? Dabei war er seit mehreren Tagen zu der Einsamkeit des Gefängnisses verdammt, die den Mut der Seele schwächt. Er wußte nicht einmal, ob seine Freunde erführen, auf welche Art er umgekommen sei, ob sein Mord gerächt werde, oder ob man sein Andenken nicht noch obendrein beschimpfe.

Pichegru hatte während des ersten Verhörs viel Mut gezeigt, und man sagt, er habe damit gedroht, zu beweisen, daß Bonaparte den Bewohnern der Vendée das Versprechen gegeben hatte, die Bourbonen wieder einzusetzen. Einige behaupteten sogar, daß man ihn und zwei andere Verschworene, von denen der eine, namens Picot, vor Gericht seine verstümmelten Hände zeigte, gefoltert hätte, und man wage darum nicht, dem französischen Volke einen seiner ehemaligen Verteidiger vor Augen zu führen, den man jetzt wie einen Sklaven gemartert hatte. Ich stimme dieser Vermutung nicht bei, denn in den Handlungen Bonapartes muß man immer die Berechnung suchen, die sie beeinflußt hat. Bei den letzten Voraussetzungen aber fällt diese Berechnung weg, während vielleicht das gleichzeitige Erscheinen Moreaus und Pichegrus vor den Schranken des Gerichts die öffentliche Meinung vollends entflammt hätte. Schon hatte sich eine große Menge auf den Tribünen eingefunden. Mehrere Offiziere, an deren Spitze der General Lecombe, ein rechtschaffener Mann, bezeugten das lebhafteste und mutigste Interesse für den General Moreau. Als er sich vor Gericht begab, präsentierten die Gendarmen, die mit seiner Überwachung

beauftragt waren, respektvoll das Gewehr vor ihm. Schon begann man zu fühlen, daß die Ehre auf seiten des ungerecht Verfolgten war. Aber Bonaparte lenkte die Gemüter durch ein neues bevorstehendes Ereignis ab, denn er ließ sich plötzlich während der stärksten Gärung zum Kaiser proklamieren, und verbarg dadurch inmitten der Aufregung seine Schritte besser, als er es in ruhigen Zeiten hätte tun können.

Der General Moreau hielt vor Gericht eine der besten Reden, welche die Geschichte aufzuweisen hat. Er erinnerte, wenn auch in bescheidener Weise, an die Schlachten, die er gewonnen hatte, seitdem Bonaparte Frankreich regierte. Er entschuldigte sich, daß er sich so oft mit zu großer Offenheit ausgedrückt habe und verglich indirekterweise den Charakter eines Bretonen,*) mit dem eines Korsen. Kurz, in einem so gefährlichen Augenblicke zeigte er ebenso viel Geist wie Geistesgegenwart. Regnier war während der Abwesenheit Fouchés, der in Ungnade gefallen war, Polizei- und Justizminister **). Er begab sich sogleich nach der Gerichtssitzung nach Saint-Cloud. Der Kaiser fragte ihn, wie die Rede Moreaus gewesen sei. „Kläglich," antwortete Regnier. „In diesem Fall," sagte der Kaiser, „lassen Sie sie drucken und in ganz Paris verbreiten." Als aber schließlich Bonaparte sah, wie sehr sich sein Minister getäuscht hatte, kam er schließlich auf Fouché zurück, dem einzigen Menschen, der ihm wirklich zur Seite stehen konnte. Dieser trug, zum Unglück für die Welt, eine geschickte Mäßigung zur Schau, und verfolgte dabei doch eine Politik, die weder Grenzen noch Schranken kannte.

Ein ehemaliger Jakobiner, ***) der Bonaparte mit Leib und

*) Moreau entstammte einer niederbretonischen Familie.

**) Seit 1802 war das Polizeiministerium mit dem der Justiz vereinigt, 1804 wurde jedoch Fouché wegen der Ungeschicklichkeit seiner Nachfolger wieder Polizeiminister.

***) Der Staatsrat Réal. Er hatte die Voruntersuchung im Prozeß Moreau geführt.

Seele ergeben war, wurde beauftragt, mit den Richtern zu sprechen, um sie zu bewegen, Moreau zum Tode zu verurteilen. „Das ist nötig," sagte er zu ihnen, „aus Rücksicht auf den Kaiser, der ihn hat verhaften lassen. Sie brauchen sich jedoch um so weniger Gewissensbisse zu machen, als der Kaiser fest entschlossen ist, ihn zu begnadigen." — „Und wer wird uns begnadigen, wenn wir uns mit einer solchen Schändlichkeit bedecken?" fragte einer der Richter,*) dessen Namen man noch nicht nennen darf, aus Furcht, ihn dadurch einer Gefahr auszusetzen.

Der General Moreau wurde zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt, Georges und mehrere seiner Freunde traf die Todesstrafe. Einer der Herren de Polignac**) bekam zwei Jahre, die andern vier Jahre Gefängnis, und beide befinden sich noch im Kerker, ebenso wie verschiedene andere, die die Polizei festgenommen hatte, als die befohlene Strafe verhängt wurde. Moreau wünschte, daß seine Gefängnisstrafe in dauernde Verbannung umgewandelt werden sollte. „Dauernd" soll hier lebenslänglich heißen, denn das ganze Unglück der Welt ist auf das Haupt eines einzigen Mannes gehäuft. Bonaparte gab zu dieser

*) Etienne Clavier, Richter am Kriminalgericht des Seinedepartements. Nach dem Prozeß Moreau verlor er diese Stellung und beschäftigte sich nur noch mit Literatur. — Nach einer Notiz des Originalmanuskriptes soll es der Bruder des Generals Lecourbe gewesen sein.

**) Der Herzog Armand Jules Marie Héraclius de Polignac und sein jüngerer Bruder, der Graf Jules Auguste Armand Marie de Polignac waren beide in die Verschwörung Cadoudals und Pichegrus verwickelt. Der Herzog wurde zuerst vier Jahre in der Festung Ham, dann im Temple und zuletzt noch vier Jahre in Vincennes gefangen gehalten. Dann wurde ihm erlaubt, ein Haus im Faubourg Saint-Jacques zu bewohnen. Er und sein Bruder nahmen dann im Jahre 1812 an der Verschwörung Malets teil und hörten auch später nicht auf, für die Sache der Bourbonen zu konspirieren. Der Graf de Polignac wurde nach der Moreauschen Affäre zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt, indes wurde diese Strafe wegen der Beziehungen, die die Polignacs mit den Royalisten unterhielten, verlängert. Nachdem der Graf in verschiedenen Gefängnissen gesessen hatte, gelang es ihm, zu entkommen.

Verbannung seine Zustimmung, da sie ihm in jeder Beziehung zusagte. Oft bewiesen die Bürgermeister der Städte, die unterwegs Moreaus Verbannungspaß durchsahen, ihm die respektvollste Hochachtung. „Meine Herren," sagte einer zu seinen Zuhörern, „machen Sie dem General Moreau Platz," und er verbeugte sich vor ihm wie vor dem Kaiser. Es gab noch ein Frankreich in dem Herzen dieser Männer, aber man dachte schon nicht mehr daran, im Sinne seiner Überzeugung zu handeln. Und wer weiß, ob es deren noch eine gibt, so sehr hat man sie unterdrückt! Bei Moreaus Ankunft in Cadix bezeigten jene Spanier, die wenige Jahre später ein so großes Beispiel von Heldenmut geben sollten, dem Opfer der Tyrannei alle möglichen Ehrenbezeugungen. Als Moreau vor der englischen Flotte vorbeisegelte, grüßten ihn die Schiffe, als wenn er der Kommandeur einer verbündeten Armee gewesen wäre. Auf diese Weise nahmen es die sogenannten Feinde Frankreichs auf sich, seine Schuld gegen einen seiner berühmtesten Verteidiger abzutragen. Als Bonaparte Moreau gefangen nehmen ließ, sagte er: „Höre, wir beiden können nicht auf dem gleichen Boden bleiben. Gehe du also, da ich der Stärkere bin!" Und ich glaube, Moreau wäre gegangen! Aber seine ritterlichen Manieren wirken in öffentlichen Angelegenheiten „kindisch". Bonaparte glaubt und besitzt auch die Kunst, einige machiavellistische Neulinge der neuen Generation zu überzeugen, daß jedes edle Gefühl Kinderei sei. Es wäre bald an der Zeit, ihm beizubringen, daß auch die Tugend etwas Männliches an sich hat, und zwar etwas Männlicheres als das Verbrechen mit seiner ganzen Kühnheit.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Anfänge des Kaiserreichs.

Der Antrag zur Berufung Bonapartes auf den Thron wurde im Tribunat durch ein Konventsmitglied, einen ehemaligen Jakobiner,*) gestellt. Er wurde durch Jaubert, einem Advokaten und Handelsdeputierten von Bordeaux, sowie von Siméon, einem geistvollen und verständigen Mann, der unter der Republik als Royalist verfolgt worden war, unterstützt. Bonaparte wollte, daß die Anhänger des alten Regimes und diejenigen der gegenwärtigen Interessen des Volkes sich vereinigten, um ihn zu wählen. Man kam überein, daß in ganz Frankreich Listen geöffnet würden, wo jeder seinen Wunsch bezüglich der Erhebung Bonapartes auf den Thron ausdrückte. Aber ohne das Ergebnis abzuwarten, nahm er den Titel eines Kaisers durch Senatsbeschluß an, und dieser unglückliche Senat hatte nicht einmal die Kraft, der neuen Monarchie konstitutionelle Schranken zu setzen. Ein Tribun, dessen Namen ich gern nennen möchte,**) hatte die Ehre, den speziellen Antrag zu stellen. Um dieser Idee geschickt zuvorzukommen, ließ Bonaparte einige Senatoren zu sich

*) Jean François Curu, der spätere Graf de la Bedissière.

**) Es war Jean Antoine Gaudin Gallois. Er wurde im Jahre 1799 Tribun und im Jahre 1802 zum Präsidenten des Tribunats ernannt.

kommen und sagte zu ihnen: „Es wird mir ungeheuer schwer, mich so hervorzuheben, denn ich ziehe bei weitem meine jetzige Lage vor. Nichtsdestoweniger ist die Fortdauer der Republik nicht mehr möglich. Man ist diese Art Regierungsform satt! Ich glaube, die Franzosen wünschen das Königtum. Zuerst hatte ich daran gedacht, die Bourbonen zurückzuberufen, aber das wäre nur ihr und mein Verderben gewesen. Mein Gewissen sagt mir, daß schließlich nur e i n Mann an die Spitze des Staates gestellt werden muß. Vielleicht aber ist es besser, noch zu warten. . . . Ich habe Frankreich in vier Jahren um ein Jahrhundert älter gemacht. Die Freiheit ist ein gutes Gesetzbuch, aber die modernen Völker bekümmern sich nur um den Privatbesitz. Wenn Sie ebenfalls meiner Meinung sind, so ernennen Sie ein Komitee, organisieren Sie die Verfassung, und," fügte er lächelnd hinzu, „das sage ich Ihnen, ergreifen Sie Vorsichtsmaßregeln gegen meine Tyrannei. Ja! tun Sie das, glauben Sie mir nur!"

Diese scheinbare Gutmütigkeit betörte die Senatoren, und sie wünschten schließlich auch nichts anderes, als betört zu werden. Einer von ihnen, ein ziemlich bedeutender Schriftsteller, jedoch einer jener Philosophen, die immer menschenfreundliche Gründe finden, um mit der bestehenden Herrschaft zufrieden zu sein, sagte zu einem meiner Freunde: „Es ist bewundernswert, mit welcher Einfachheit der Kaiser sich alles sagen läßt! Neulich habe ich ihm während einer ganzen Stunde ohne Unterbrechung auseinandergesetzt, daß man unbedingt die neue Dynastie auf einer Verfassung begründen müsse, die die Rechte der Nation sichere." „Und was hat er Ihnen geantwortet?" fragte man ihn. „Er hat mich mit großer Güte auf die Schulter geklopft und gesagt: „Sie haben vollkommen recht, mein lieber Senator, aber vertrauen Sie nur mir, es ist jetzt nicht der Augenblick dazu!" Und dieser Senator gab sich, wie so viele andere, mit dem Vergnügen zufrieden, gesprochen zu haben, ohne daß seine Meinung den geringsten Anklang fand. Das Bedürfnis der Eigenliebe

siegt bei den Franzosen oft sogar über das Bedürfnis nach Titel und Würden.

Eine sehr sonderbare Sache, die Bonaparte mit viel Scharfsinn durchschaut hat, ist, daß die Franzosen, die doch Lächerliches mit so viel Geist aufnehmen, nicht mehr verlangen, als sich selbst lächerlich zu machen, wenn dabei ihre Eitelkeit in anderer Weise ihre Rechnung findet. Nichts fordert mehr den Spott heraus, als die Schöpfung eines ganz neuen Adels, wie ihn Bonaparte zur Stütze seines neuen Thrones errichtete. Die Prinzessinnen und Königinnen, die noch gestern Bürgerinnen waren, konnten sich selbst des Lachens nicht erwehren, wenn man sie „Eure Majestät" anredete. Andere, die die Sache ernster nahmen, ließen sich den Titel „Monseigneur" von morgens bis abends hersagen, wie der „Bourgeois gentilhomme". Man stöberte die alten Archive durch, um die besten Dokumente über die Etikette zu finden. Verdienstvolle Männer beschäftigten sich ernsthaft mit der Zusammenstellung von Wappen. Kurz, es gab keinen Tag, an dem nicht irgend eine Szene stattfand, die den Stücken Molières würdig gewesen wäre. Nur der Schrecken, der den Hintergrund des Gemäldes bildete, verhinderte, daß das Groteske der Szene im Vordergrund verhöhnt wurde, wie es hätte sein sollen.

Der Ruhm der französischen Generale brachte alles zum Ansehen. Die kriechenden Höflinge sonnten sich im Schatten des Militärs, das zweifellos die ernsten Ehren eines freien Staates, aber nicht die wertlosen Auszeichnungen eines solchen Hofes verdiente. Denn Tapferkeit und Genie sind Gaben des Himmels, und diejenigen, die sie besitzen, haben keine anderen Ahnen nötig. Die Belohnungen für dem Vaterlande geleistete Dienste dürfen nur in Auszeichnungen bestehen, die Republiken oder begrenzte Monarchien gewähren, und jedermann soll darauf gleichen Anspruch haben. Aber nichts zeigt den rohen Despotismus mehr, als die Menge von Ehrenbezeugungen, die von einem einzigen

Manne ausgehen, und die in seiner Laune ihren Ursprung haben.

Man riß über den neugebackenen Adel unaufhörlich Witze und zitierte von den neuen Damen eine Menge Aussprüche, die nicht gerade auf die Gewohnheit vornehmer Manieren schließen ließen. Es gibt in der Tat nichts Schwereres zu erlernen, als jene Höflichkeit, die weder zeremoniell noch vertraulich ist. Das erscheint zwar leicht, aber es muß aus dem Menschen selbst kommen, denn niemand erwirbt es, wenn er nicht von Kindheit an daran gewöhnt ist, oder selbst so viel Seelenadel besitzt. Bonaparte selbst ist verlegen, wenn er repräsentieren muß, und im Familienkreise, oft auch in Gegenwart von Freunden, kommt er gerne auf die vulgären Ausdrücke und Manieren seiner revolutionären Jugend zurück. Bonaparte wußte sehr wohl, daß die Pariser über die neuen Adligen spotteten, aber er wußte auch, daß sie ihre Meinung nur durch schlechte Witze und nicht durch energische Handlungen ausdrückten. Die Tatkraft der Unterdrückten geht nicht über die Zweideutigkeit des Witzes hinaus. Und wie man im Orient auf das Gleichnis beschränkt ist, so war man in Frankreich noch tiefer gesunken, denn man hielt sich an albernes Silbengeklirr. Ein einziges Wortspiel verdient indes etwas mehr als eine kurze Berühmtheit. Als man nämlich eines Tages eine Prinzessin von Geblüt anmeldete, fügte jemand hinzu: „Vom Blute Enghiens." *) Damit war allerdings die neue Dynastie getauft worden.

Bonaparte glaubte damit, daß er sich mit einem Adel seiner Schöpfung umgeben hatte, noch nicht genug getan zu haben. Er wollte auch noch die neue Aristokratie mit der alten verschmelzen. Mehrere Adlige, die durch die Revolution ruiniert waren, gaben sich dazu her, am Hofe Ämter anzunehmen. Mit welch

*) Das Wortspiel kann nur Französisch genau wiedergegeben werden. Es heißt: comme l'on annoncait un jour une princesse du sang, quelqu'un ajouta „du sang d'Enghien".

grober Beleidigung Bonaparte ihnen für ihre Bereitwilligkeit dankte, ist bekannt. „Ich habe ihnen," sagte er, „Stellungen in meiner Armee angeboten, aber sie haben keine gewollt. Ich habe ihnen auch Ämter in der Verwaltung angeboten; sie haben sie verweigert. Als ich ihnen jedoch meine Vorzimmer öffnete, sind sie in Haufen herbeigeströmt!" Einige Edelleute jedoch haben bei dieser Gelegenheit mutigen Widerstand gezeigt. Aber wie viele andere haben sich als Bedrohte hingestellt, ehe sie noch etwas zu befürchten hatten. Und soviel andere haben für sich selbst oder für ihre Familie um Hofämter gebeten, die sie alle hätten ablehnen sollen. Nur die Laufbahn des Offiziers oder des Verwaltungsbeamten kann einen überzeugen, daß man seinem Vaterlande nützlich ist, wer auch das Oberhaupt sein mag, das es regiert. Aber die Ämter am Hofe machen einen von einem Menschen und nicht vom Staate abhängig.

Um über das Kaiserreich abzustimmen, wurden wie ehemals für das Konsulat auf Lebenszeit Listen eröffnet. Dabei zählte man diejenigen für Stimmen, die nicht unterzeichnet hatten, und entsetzte die kleine Anzahl Leute, die es wagten, ein „Nein" zu schreiben, ihrer Ämter. Der General Lafayette, ein beständiger Freund der Freiheit, *) bezeigte von neuem seinen unbeugsamen Widerstand, und das war um so wertvoller, als man in diesem tapfern Lande den Mut nicht mehr zu schätzen wußte. Man muß wohl diesen Unterschied machen, wenn man sieht, wie in Frankreich die Furcht selbst den unerschrockensten Krieger beherrscht! Bonaparte wollte sich nicht einmal dem Gesetz der monarchischen Erbfolge fügen, und behielt sich vor, nach orientalischer Sitte einen Nachfolger zu wählen und zu adoptieren. Da er noch keine Kinder hatte, wollte er seiner

*) Der General Marie Joseph Paul Roch Yves Gilbert du Motier, Marquis de Lafayette, nahm 1792 mutig die Verteidigung der königlichen Familie auf sich. Er hatte zwar für die Ernennung Napoleons zum Konsul gestimmt, war jedoch gegen seine Proklamation zum Kaiser.

Familie keinerlei Recht einräumen. Und obgleich er seine Brüder und Schwestern auf Throne erhob, zu denen sie sicherlich kein Recht hatten, so machte er sie sich durch genau berechnete Dekrete, welche um die neuen Throne Fesseln schlugen, seinem Willen dienstbar.

Der 14. Juli wurde in diesem Jahre (1804) noch gefeiert, weil, wie man sagte, das Kaiserreich bestrebt sei, das Andenken an die Wohltaten der Revolution hochzuhalten. Bonaparte hatte gesagt, die Stürme hätten die Wurzeln der Regierung befestigt. Jetzt behauptete er, daß der Thron eine Bürgschaft für die Freiheit sein werde. Auch wiederholte er in allen Tonarten, daß durch die monarchische Ordnung in der Regierung Frankreichs die Ruhe Europas gesichert sei. Wirklich erkannte ganz Europa, das berühmte England ausgenommen, seine neue Würde an. Die Ritter der alten königlichen Brüderschaft nannten ihn „mein Bruder". Wie er ihnen für ihre verhängnisvolle Nachgiebigkeit dankte, hat man ja gesehen. Wenn Bonaparte aufrichtig den Frieden gewollt hätte, so wäre selbst der alte König Georg,*) dieser gerechte Mann, dessen Regierung die schönste der englischen Geschichte gewesen ist, gezwungen gewesen, ihn als Seinesgleichen anzuerkennen. Wenige Tage nach seiner Krönung jedoch sprach Bonaparte Worte, die alle seine Pläne enthüllten: „Man scherzt," sagte er, „über meine neue Dynastie; in fünf Jahren aber wird sie die älteste von ganz Europa sein!" Und von diesem Augenblick an hat er nicht aufgehört, nach diesem Ziele zu streben.

Er brauchte einen Vorwand, um immer weiter vorwärts zu kommen, und dieser Vorwand war die Freiheit der Meere. Es ist unerhört, wie leicht man dem klügsten Volke der Welt eine Dummheit als Feldzeichen aufzudrücken vermag. Dies gehört auch zu den Gegensätzen, die unerklärlich wären, wenn das

---

*) Georg III. von England.

unglückliche Frankreich nicht infolge einer verhängnisvollen Verkettung von schlechten Grundsätzen und unglücklichen Ereignissen Religion und Moral eingebüßt hätte. Kein Mensch ist ohne Religion eines Opfers fähig, und wenn keine Moral da ist, so spricht niemand die Wahrheit, und die öffentliche Meinung befindet sich unaufhörlich im Irrtum. Daraus folgt, daß man, selbst wenn man noch Ehrgefühl hat, nicht den Mut findet, sein Gewissen zu befragen, und auch bei einer bewundernswerten Klugheit in der Ausführung sich nie Rechenschaft über den Zweck ablegt.

Auf den Thronen des kontinentalen Europas saßen nur sehr achtenswerte Herrscher, als Bonaparte den Entschluß faßte, sie zu stürzen. Das militärische und politische Talent dieser Leute war erloschen, aber die Völker waren glücklich. Obgleich die Grundsätze der freien Verfassungen in den meisten Staaten nicht angenommen wurden, so hatten doch die philosophischen Ideen, die seit fünfzig Jahren in Europa verbreitet waren, dazu beigetragen, die Menschen vor der Intoleranz zu schützen, und den Despotismus zu mildern. Katharina II. und Friedrich II. suchten die Achtung der französischen Schriftsteller zu erwerben, und diese beiden Monarchen, deren Genie alles hätte unterwerfen können, lebten mit der Meinung aufgeklärter Leute und suchten diese Meinung für sich zu gewinnen. Die natürliche Neigung der Gemüter strebte nach dem Genuß und der Anwendung liberaler Ideen, und es gab fast keinen Menschen, der an seiner Person oder an seinem Eigentum Schaden litt. Zweifellos waren die Freunde der Freiheit im Recht, wenn sie fanden, daß man den Fähigkeiten Gelegenheit geben müsse, sich zu entwickeln, und daß es unrecht sei, wenn ein ganzes Volk von einem einzigen Menschen abhinge. Auch darin hatten sie Recht, daß die Volksvertretung das einzige Mittel sei, um die vorübergehenden Wohltaten zu verbürgen, die ein guter Monarch dem Volke angedeihen lassen kann.

Was aber hatte Bonaparte dem französischen Volke geboten? Und brachte er etwa den fremden Völkern mehr Freiheit? Kein einziger Fürst hätte sich im Laufe eines ganzen Jahres die willkürlichen Unverschämtheiten erlaubt, die Bonaparte sich täglich gestattete. Er hatte ihnen ihre Ruhe, ihre Unabhängigkeit, ihre Sprache, ihre Gesetze, ihr Vermögen, ihr Blut, ihre Kinder gegen das Unglück und die Schmach vertauscht, sie als Nation vernichtet, um als Menschen verachtet zu sein. Schließlich begann er an eine Universalmonarchie zu denken, die größte Geißel, von der das Menschengeschlecht bedroht werden kann, und die sichere Ursache ewigen Krieges!

Keine Art Frieden behagte Bonaparte. Er findet nur Vergnügen an gewaltsamen, durch eine Schlacht herbeigeführten Krisen. Wohl hat er verstanden, Waffenstillstände abzuschließen, aber er hat sich nie ernstlich gesagt: es ist genug! Sein Charakter, der sich mit dem der andern Menschen nicht vereinbart, ist wie das griechische Feuer: keine Kraft könnte ihn auslöschen.

Um nun eine solche Tyrannenherrschaft erträglich zu machen, mußte der Ehrgeiz aller derjenigen befriedigt werden, die sich verpflichteten, sie aufrechtzuerhalten. Und dazu genügte kaum das Geld, das durch die Kriegskontributionen von ganz Europa eingekommen wäre. Bonaparte suchte daher nach andern Schätzen in der Eitelkeit der Menschen.

Die Hauptursache der französischen Revolution war die Liebe zur Gleichheit gewesen. Die Gleichheit vor dem Gesetz gehört zur Gerechtigkeit und folglich auch zur Freiheit, aber das Bedürfnis, alle höheren Stellungen abzuschaffen, zeugt von kleinlicher Eigenliebe. Bonaparte kannte den Einfluß dieses Fehlers in Frankreich sehr genau, und wir werden gleich sehen, wie er sich seiner bediente. Die Männer, die an der Revolution teilgenommen hatten, wollten nicht, daß es noch eine Kaste über ihnen gäbe. Als Bonaparte sie an sich fesselte, hatte er ihnen die Ämter und Titel versprochen, die er den Adligen genommen.

„Ihr wollt Gleichheit“, sagte er zu ihnen; „Ich tue besseres: ich verschaffe Euch die Ungleichheit zu Euren Gunsten! Die Herren de la Trémoille, de Montmorency usw. werden ganz einfache Bürger im Staate sein, während die höchsten Ämter und Titel des ancien régime von den vulgärsten Namen am Hofe vertreten werden, wenn es dem Kaiser gefällt.“ Welch seltsame Idee! Sollte man da nicht meinen, daß ein Volk, das so schnell alles Unpassende erfaßt, in ein homerisches Gelächter ausgebrochen wäre, als es alle jene Republikaner als Herzöge, Grafen und Barone verkleidet, die Manieren der großen Herren studieren sah, wie man eine Rolle der Komödie auswendig lernt? Man hat zwar einige Couplets auf jene Emporkömmlinge, waren es nun Könige oder Diener, gemacht, aber der Glanz der Siege und die Macht des Despotismus haben wenigstens für einige Jahre alles vergessen lassen.

Jenen Republikanern, die einst die Belohnungen der Fürsten verachtet hatten, waren ihre Röcke nicht weit genug, um die großen deutschen, russischen und italienischen Medaillen daran zu hängen, mit denen man sie ausstaffierte. Einen militärischen Orden wie die eiserne Krone oder das Kreuz der Ehrenlegion durften Krieger wohl annehmen, denn sie erinnerten sie an die erhaltenen Wunden und großen Taten; paßten jedoch Kammerherrnschlüssel und -bänder, kurz all jener Hofkram für Männer, die Himmel und Erde in Bewegung gesetzt hatten, um das alles abzuschaffen? Es gibt eine englische Karikatur, die Bonaparte darstellt, wie er eine Jakobinermütze zerschneidet, um einen großen Orden der Ehrenlegion daraus zu machen. Welch treffendes Bild für diese von Bonaparte erfundene Ritterschaft, die sich nur der Gunst ihres Gebieters rühmen konnte! Das französische Heer betrachtete sich nur noch als die Soldaten eines Mannes nachdem sie die Verteidiger der Nation gewesen waren. Ach! damals waren sie viel größer!

Bonaparte hatte auf eine sehr verwirrte Weise Geschichte

gelesen. Wenig ans Studium gewöhnt, legte er sich weit weniger Rechenschaft darüber ab, was er aus Büchern gelernt hatte, als darüber, was er selbst an den Menschen beobachtete. Nichtsdestoweniger war in ihm noch ein Rest von Achtung vor Attila und Karl dem Großen, vor den Feudalgesetzen und dem Despotentum des Orients zurückgeblieben, und er wandte sie ohne Überlegung bald hier bald dort an. Dennoch irrte er sich niemals in dem, was seiner Macht augenblicklich von Nutzem war. Da er übrigens zitierte, tadelte, lobte und Schlußfolgerungen zog, wie es der Zufall wollte, so sprach er oft ganze Stunden lang und hatte noch obendrein den Vorteil, daß ihn niemand unterbrach, wenn dies nicht durch unwillkürliche Beifallsrufe geschah, die bei solchen Gelegenheiten fast immer entschlüpfen. Sonderbar ist es, daß einige bonapartistische Offiziere ihrem Befehlshaber dieses verworrene Geschwätz abgehorcht haben, das wahrhaftig nur an der Spitze von 800 000 Mann etwas gilt.

Um sich ein orientalisches und karolingisches Reich zugleich zu schaffen, kam es Bonaparte in den Sinn, in den von ihm eroberten Ländern Lehen zu errichten, mit denen er seine Generale oder seine obersten Würdenträger belehnte. Er gründete Majorate, dekretierte Substitutionen, leistete dem einen dadurch einen Dienst, daß er seine Vergangenheit unter dem unbekannten Titel eines Herzogs von Rovigo *) verbergen konnte, während er im Gegenteil den Marschällen Macdonald, Bernadotte und Massena die Namen nahm, die sie durch ihre Taten mit Ruhm bedeckt hatten. So betrog er die Menschen um das Recht ihres guten Rufes und blieb, wie er es wünschte, allein im Besitz des militärischen Ruhmes von Frankreich!

Aber nicht genug damit, daß er die republikanische Partei herabwürdigte, sondern er wollte auch den Royalisten die Würde

---

*) Jean Julien Marie Savary, Herzog von Rovigo, war ein eifriger Republikaner gewesen.



Frau von Staël
(Nach einem Gemälde von P. L. Bouvier aus der Stadtbibliothek von Zürich.)



nehmen, die sie in ihrer Beharrlichkeit und ihrem Unglück bewiesen. Er ließ die meisten Ämter seines Hofes durch Adlige des ancien régime besetzen, und die neue Rasse fühlte sich geschmeichelt, daß sie mit der alten auf der gleichen Stufe stand. Da Bonaparte auch selbst die Eitelkeit des Emporkömmlings mit den riesenhaften Fähigkeiten des Eroberers vereinigte, liebte er die Schmeicheleien der ehemaligen Höflinge, denn sie verstanden sich besser auf diese Kunst, als die neuen Männer, wenn diese auch noch so sehr bemüht waren. Jedesmal wenn ein Edelmann des alten Hofes an die Etikette von einst erinnerte, eine tiefere Verbeugung, eine gewisse Art an die Tür eines Vorzimmers anzuklopfen, eine besondere Zeremonie beim Überreichen einer Depesche, beim Falten eines Briefes, oder diese oder jene Form am Ende eines Schreibens vorschlug, ward er aufgenommen, als hätte er einen bedeutenden Schritt zum Wohle der Menschheit getan.

Die Vorschriften zur kaiserlichen Etikette sind das bemerkenswerteste Dokument für die Niedrigkeit, zu der man die Menschheit herabwürdigen kann. Niedrigdenkende Staatsmänner sagen, die Menschen müßten auf diese Weise betrogen werden. Betrügt man denn wirklich noch in unsern Tagen die Menschen? Vergessen wir nicht zu wiederholen, daß man Bonaparte gehorchte, weil er Frankreich militärischen Ruhm verschaffte! Aber alle jene wunderlichen Possen, die er vor seinem Triumphwagen spielen ließ, gefielen nur seinen ergebenen Dienern, die er noch ganz anders hätte leiten können, wenn das in seinem Sinn gelegen hätte. Bonaparte sah oft in seinem Hofe sein Reich. Er wollte lieber als Fürst, als als Held behandelt sein, und vielleicht fühlte er im Innern seines Herzens mehr Anrecht auf den ersteren Titel als auf den zweiten.

Darf der französische Adel, der am Hofe Bonapartes Ämter bekleidete, etwa behaupten, man habe ihn dazu gezwungen? Nein, denn es sind viel mehr Gesuche eingegangen und abge-

wiesen als Stellen verliehen worden. Und diejenigen, die sich in dieser Hinsicht nicht den Wünschen Bonapartes unterordnen wollten, waren nicht gezwungen, an seinem Hofe zu verkehren. Adrien und Mathieu de Montmorency, deren Namen und Charaktere alle Blicke auf sich zogen, ferner Elzéar de Sabran, der Herzog und die Herzogin de Duras und mancher andere, wenn sie auch nicht sehr zahlreich waren, haben die Stellungen nicht angenommen, die Bonaparte ihnen anbot. Und obwohl es großen Mutes bedarf, um dieser Flut zu widerstehen, die in Frankreich alles vermag, so haben jene Personen doch ihren Stolz bewahrt, ohne genötigt gewesen zu sein, auf ihr Vaterland zu verzichten. Im allgemeinen ist es fast immer möglich, sich einer Sache zu entziehen; und es muß auch so sein, denn es gibt keine Entschuldigung für ein Handeln gegen seine Prinzipien.

Das Gleiche gilt natürlich nicht für jene Adligen, die sich bei der Armee geschlagen haben. Sie dürfen nicht auf dieselbe Stufe gestellt werden, wie die persönlichen Höflinge der Dynastie Bonapartes. Die Krieger hatten tausend Gründe zu ihrer Entschuldigung, ja besseres noch als Entschuldigung, und es kommt ganz darauf an, was sie dazu bestimmte und wie sie sich verhielten. Denn schließlich hat es zu jeder Zeit der Revolution ein Frankreich gegeben, und die erste Pflicht eines Bürgers ist gewiß immer, seinem Vaterlande zu dienen.

Kein Mensch hat es je besser und geschickter verstanden, die Fäden der Abhängigkeit zu knüpfen, wie Bonaparte. Er kannte besser wie irgendjemand die großen und die kleinen Hilfsmittel des Despotismus. Mit großer Beharrlichkeit beschäftigte er sich mit der Toilette der Damen, damit die Ehemänner, die durch die Ausgaben ihrer Frauen ruiniert wurden, desto öfter genötigt waren, seine Hilfe in Anspruch zu nehmen. Er wollte ferner die Franzosen durch die Pracht seines Hofes erstaunen. Der alte Soldat, der vor der Tür Friedrichs des Großen seine Pfeife rauchte, genügte, um diesem Fürsten die Achtung von ganz Europa

zu erwerben. Bonaparte besaß gewiß genügend militärische Fähigkeiten, um mit den gleichen Mitteln dieselben Resultate zu erzielen, aber er wollte nicht allein der Herr, sondern auch der Tyrann sein! Und um Europa und Frankreich zu unterdrücken, mußte er zu allen Mitteln seine Zuflucht nehmen, die das Menschengeschlecht erniedrigen. Der Elende, es ist ihm nur zu gut gelungen!

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Unterdrückung meines Werkes „L'Allemagne". — Verbannung außerhalb Frankreichs.

Da ich nicht mehr im Schlosse Chaumont bleiben konnte, dessen Besitzer von Amerika zurückgekehrt waren, so siedelte ich auf ein Landgut, namens Fossé, über, das mir ein edler Freund zur Verfügung gestellt hatte.*) Diese Besitzung gehörte einem Offizier aus der Vendée, der seinen Wohnsitz zwar nicht besonders pflegte, dessen leutselige Güte aber alles erleichterte, und dessen origineller Geist alles erheiterte. Kaum waren wir angekommen, als ein italienischer Musiker, den ich bei mir hatte, damit er meiner Tochter Unterricht erteile, anfing, die Gitarre zu spielen. Meine Tochter begleitete auf der Harfe die sanfte Stimme meiner Freundin, der Madame Récamier. Erstaunt, diese Gruppe Troubadours zu finden, die die Einsamkeit des Gutsherrn zu beleben kamen, standen die Bauern um unsere Fenster herum. Dort habe ich die letzten Tage in Frankreich mit einigen Freunden verlebt, deren Andenken meinem Herzen teuer ist. Ein trauliches Zusammensein an diesem einsamen Ort und die so süße Beschäftigung mit den schönen Künsten fügte gewiß nie-

*) Es war Herr Charles Marie d'Yrumberry, Graf von Salaberry. Er hatte in der Armee Condés gedient, und sich nach der Pazifikation im Jahre 1800 auf sein Schloß Fossé zurückgezogen, wo er unter polizeilicher Aufsicht lebte.

mandem ein Leid zu. Wir sangen oft ein reizendes Lied, das die Königin von Holland*) komponiert hatte, und dessen Refrain hieß: „Fais ce que je dois, advienne que pourra.“**) Nachdem wir gegessen hatten, kam es uns in den Sinn, uns alle um einen grünen Tisch herum zu setzen, und uns gegenseitig zu schreiben, anstatt zusammen zu plaudern. Diese abwechselnde Unterhaltung machte uns so viel Freude, daß wir es kaum erwarten konnten, vom Tische, wo wir zusammen plauderten, aufzustehen, um uns zu schreiben. Wenn zufällig Freunde ankamen, konnten wir es nicht ertragen, daß unsere Gewohnheiten unterbrochen wurden, und unsere kleine Post, so nannten wir unsern Briefwechsel, ging ruhig weiter. Die Bewohner der benachbarten Stadt waren ein wenig über diese neuen Manieren erstaunt, und nahmen sie für Pedanterie, während wir uns doch mit diesem Spiel nur die Langeweile vertreiben wollten.

Eines Tages kam ein Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft, der in seinem ganzen Leben an nichts anders als an die Jagd gedacht hatte, um meine Söhne mit in seine Wälder zu nehmen. Er blieb einige Zeit an unserem schweigsamen und doch so tätigen Tische sitzen. Madame Récamier schrieb mit ihrer schönen Hand diesem dicken Jäger ein Briefchen, damit er sich in unserem Kreis nicht so fremd fühle. Mit vielen Entschuldigungen verweigerte er die Annahme, indem er versicherte, daß er bei Licht nichts Geschriebenes lesen könne. Wir lachten natürlich ein wenig über die Niederlage, die die gutgemeinte Koketterie unserer schönen Freundin erlitt, und dachten, daß ein Billet von ihrer Hand nicht immer das gleiche Schicksal hätte. So ging unser Leben dahin, ohne daß uns die Zeit, wenigstens was mich betrifft, zur Last geworden wäre.

---

*) Hortense de Beauharnais, die mit dem Bruder Napoleons, Louis Bonaparte, König von Holland verheiratet war. Sie war sehr musikalisch und hat verschiedene Lieder und Romanzen komponiert.

**) „Tue recht und scheue niemand.“

Da die Oper „Cendrillon" in Paris viel Aufsehen erregte, wollte ich sie mir ebenfalls, und zwar in einem schlechten Provinztheater in Blois ansehen. Als ich mich zu Fuß dahin begab, folgten mir die Einwohner der Stadt mehr aus Neugierde, eine Verbannte zu sehen, als aus irgendeinem andern Grunde. Diese Art Erfolg, den ich dem Unglück mehr noch als meinen Fähigkeiten verdankte, ärgerte den Polizeiminister. Kurze Zeit darauf schrieb er dem Präfekten des Departements Loir-et-Cher,*) daß ich von einem ganzen Hofstaate umgeben sei. „Gewiß," antwortete ich dem Präfekten, „aber wenigstens habe ich ihn mir nicht mit Gewalt zugelegt."

Schon längst war ich entschlossen, mich über Amerika nach England zu begeben. Vorher wollte ich jedoch die Drucklegung meines Buches über Deutschland beenden. Die Jahreszeit schritt vor. Wir hatten schon den 15. September, und ich vermutete, daß ich infolge der Schwierigkeit, mich mit meiner Tochter einzuschiffen, noch den Winter in Gott weiß welcher Stadt, vierzig Meilen von Paris zurückgehalten würde. Ich wünschte sehnlichst, nach Vendôme zu gehen, wo ich einige geistreiche Menschen kannte, und von wo aus die Verbindung mit der Hauptstadt leicht war. Ich, die ich früher eines der glänzendsten Häuser in Paris geführt hatte, empfand jetzt eine lebhafte Genugtuung darüber, mich in Vendôme niederlassen zu können. Aber das Schicksal gewährte mir nicht einmal dieses bescheidene Glück!

Am 23. September korrigierte ich die letzten Druckbogen meines Werkes „L'Allemagne". Nach sechsjähriger Arbeit war es mir eine wahre Freude, das Wort „Ende" unter meine drei Bände zu setzen. Ich machte ein Verzeichnis der hundert Leute, denen ich das Buch nach den verschiedenen Teilen Frankreichs und Europas schicken wollte. Ich legte diesem Werke großen Wert bei, weil ich es für sehr geeignet hielt, Frankreich mit

*) Herrn von Corbigny, einen sehr liebenswürdigen und aufgeklärten Mann.

neuen Ideen bekannt zu machen. Es schien mir, als sei es von einem höhern, nicht feindlichen Gefühl inspiriert, und man fände darin eine Sprache, die man nicht mehr spräche!

Da ich einen Brief meines Buchhändlers *) in Händen hatte, der mir mitteilte, daß die Zensur die Veröffentlichung meines Werkes gestattet habe, glaubte ich nichts fürchten zu müssen, und reiste mit meinen Freunden auf eine Besitzung des Herrn Mathieu von Montmorency, die fünf Meilen von Blois gelegen ist. Das Wohnhaus dieser Besitzung steht mitten im Walde, und ich ging dort oft mit dem Manne spazieren, den ich am meisten auf der Welt achte, seitdem ich meinen Vater verloren habe. Das schöne Wetter, der herrliche Wald, die geschichtlichen Erinnerungen, die dieser Ort, wo die Schlacht von Fretteval **) zwischen Philipp August und Richard Löwenherz stattgefunden hat, ins Gedächtnis rief; das alles trug dazu bei, meine Seele in die weichste und ruhigste Stimmung zu versetzen. Mein würdiger Freund, der auf dieser Welt nur tätig gewesen ist, um sich den Himmel zu verdienen, sprach damals, wie auch später, in unsern Unterhaltungen nie von den Ereignissen des Tages, sondern suchte meinem Herzen nur Gutes zu erweisen.

Am folgenden Tage reisten wir wieder ab und kamen in der weiten Ebene von Vendôme, wo man keine einzige menschliche Wohnung antrifft, vollkommen vom Wege ab. Diese Gegend ist wie das Meer, das überall den gleichen Anblick zu bieten scheint. Es war bereits Mitternacht, und wir wußten nicht, welchen Weg wir in dem öden Lande einschlagen sollten, dessen Fruchtbarkeit ebenso eintönig anmutet, wie irgendwo anders die Unfruchtbarkeit. Da machte uns ein junger Mann zu Pferd, der unsere Verlegenheit zu ahnen schien, den Vor-

*) Nicolle.

**) Im Jahre 1194.

schlag, die Nacht im Schlosse seiner Eltern zu verbringen.*) Wir nahmen natürlich diese Einladung an, durch die uns wirklich ein großer Dienst erwiesen wurde, und befanden uns plötzlich inmitten von asiatischem Luxus und französischer Eleganz. Die Besitzer des Hauses hatten lange in Indien gelebt, und ihr Schloß war mit all den Dingen ausgeschmückt, die sie von ihren Reisen mitgebracht hatten. Dieser Aufenthalt erregte meine Neugierde, und ich fühlte mich in wunderbarer Stimmung.

Am folgenden Tage übergab mir Herr von Montmorency einen Brief von meinem Sohne.**) Dieser drang in mich, nach Hause zurückzukehren, weil mein Werk bei der Zensur auf neue Schwierigkeiten stieß. Meine Freunde, die sich mit mir im Schlosse befanden, beschworen mich, abzureisen. Ich ahnte nicht im geringsten, was sie mir verbargen, und verließ mich auf das, was mir August schrieb. So vertrieb ich mir die Zeit, indem ich die Seltenheiten Indiens betrachtete, ohne zu ahnen, was mich erwartete.

Endlich bestieg ich den Wagen, und mein braver, geistreicher Vendéer, den nie eigene Leiden berührt hatten, drückte mir mit Tränen in den Augen die Hand. Jetzt erst verstand ich, daß man mir irgendwelche neue Verfolgungen verheimlichte. Herr von Montmorency, den ich fragte, teilte mir dann auch mit, daß der Polizeiminister seine Beamten beauftragt habe, die 10 000 Exemplare meines Werkes einzustampfen. Mich

---

*) Es war das Schloß Conan, das dem späteren Präfekten des Departements Var, Herrn Chevalier, gehörte.

**) Der junge Staël war, da er seine Mutter nicht ankommen sah, ihr entgegen geritten, um sie sanft auf die Nachricht vorzubereiten, die ihrer harrte. Er hatte sich jedoch ebenfalls wie sie in den Ebenen verirrt und kam erst in der Nacht im Schlosse an, in dem Frau von Staël Unterkunft gefunden hatte. Er ließ Herrn von Montmorency wecken, übergab ihm den für seine Mutter bestimmten Brief und ritt wieder von dannen, um die Papiere seiner Mutter in Sicherheit zu bringen.

selbst treffe der Befehl, Frankreich innerhalb drei Tagen zu verlassen. Meine Kinder und meine Freunde hatten jedoch nicht gewollt, daß ich eine solche Nachricht bei Fremden erführe. Sie hatten glücklicherweise alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, damit mein Manuskript nicht beschlagnahmt würde, und es gelang ihnen, es einige Stunden, bevor man es von ihnen forderte, in Sicherheit zu bringen.

Dieser neue Schmerz ergriff mich in tiefster Seele. Ich hatte bei der Veröffentlichung meines Buches auf einen ehrenhaften Erfolg gehofft. Hätte mir die Zensur die Erlaubnis zur Veröffentlichung verweigert, so wäre mir das sehr einfach vorgekommen. Aber nachdem ich alle ihre Beanstandungen erdulden mußte, nachdem ich alle Änderungen, die sie von mir verlangten, vorgenommen hatte, nun erfahren zu müssen, daß mein Buch eingestampft worden war, daß ich mich von meinen Freunden trennen mußte, das ließ mich Tränen vergießen! Noch einmal versuchte ich es, mich zu beherrschen, und dachte darüber nach, was man in einer Lage machen könnte, wo das Schicksal meiner ganzen Familie von dem Entschlusse abhing, den ich faßte. Als ich dem Hause, das ich bewohnte, näher kam, übergab ich meine Schreibmappe, die noch einige Notizen über mein Buch enthielt, meinem jüngsten Sohne. Er sprang damit über eine Mauer, um durch den Garten in die Wohnung zu gelangen. Eine Engländerin, Fräulein Randall, meine beste Freundin, kam zu mir, um mich von allem, was sich ereignet hatte, zu benachrichtigen. Von weitem bemerkte ich Gendarmen, die um meine Wohnung herumstrichen, aber es schien nicht, als ob sie mich suchten. Ohne Zweifel waren sie im Begriff, andere Unglückliche zu verfolgen, wie Rekruten, Verbannte, unter Aufsicht stehende Personen, kurz, alle die unterdrückten Klassen, die die jetzige Regierung in Frankreich geschaffen hat.

Der Präfekt des Departements Loir-et-Cher, kam, um mir mein Manuskript abzuverlangen. Um Zeit zu gewinnen, gab

ich ihm eine schlechte Abschrift, die ich noch aufbewahrt hatte, und er gab sich damit zufrieden. Später erfuhr ich, daß man ihn sehr schlecht behandelt hatte, um ihn zu bestrafen, weil er gegen mich rücksichtsvoll gewesen war. Der Kummer, den er über die Ungnade des Kaisers empfand, war, wie man sagte, eine der Ursachen der Krankheit, die ihn im besten Mannesalter dahinraffte. O, unglückliches Land, wo die Verhältnisse so sind, daß ein geistreicher, befähigter Mann dem Kummer über eine Ungnade unterliegt!

In den Zeitungen las ich, daß amerikanische Schiffe in den Häfen des Ärmelkanals lägen, und so entschied ich mich, von meinem Paß nach Amerika Gebrauch zu machen. Dabei hatte ich die stille Hoffnung, daß es mir möglich sein würde, in England Rast zu machen. Auf jeden Fall brauchte ich einige Tage zu meinen Reisevorbereitungen, und um diese wenigen Tage zu erlangen, war ich genötigt, mich an den Polizeiminister zu wenden. Wie man bereits gesehen hat, war die französische Regierung gewöhnt, den Frauen wie Soldaten zu befehlen, binnen vierundzwanzig Stunden abzureisen. Nachfolgend gebe ich die Antwort des Ministers, dessen Stil zu beobachten sehr interessant ist *):

Polizeiministerium.
Kabinett des Ministers.

Paris, den 3. Oktober 1810.

Madame, ich habe den Brief erhalten, mit dem Sie mich beehrten. Ihr Herr Sohn wird Ihnen mitgeteilt haben, daß ich nichts dagegen habe, wenn Sie Ihre Abreise um sieben oder acht Tage verschieben. Ich hoffe allerdings, daß Ihnen

*) Dieser Brief ist ebenfalls in der Vorrede des Werkes „L'Allemagne" abgedruckt.

diese Zeit für die noch nötigen Vorbereitungen genügen werde, da ich Ihnen nicht mehr bewilligen kann.

Sie dürfen die Ursachen dieses Befehls nicht etwa darin suchen, daß Sie in Ihren letzten Werken über den Kaiser Schweigen bewahrt haben; nein, er konnte dort keinen seiner würdigen Platz finden! Ihre Verbannung ist eine natürliche Folge Ihres Verhaltens, daß Sie seit mehreren Jahren beständig an den Tag legen. Es schien mir, als ob Ihnen die Luft dieses Landes gar nicht bekäme, und wir sind noch nicht so weit gesunken, daß wir unsere Vorbilder bei Völkern suchen müssen, die Sie bewundern!

Ihr letztes Werk zeugt durchaus nicht von französischer Gesinnung. Ich war derjenige, der den Druck verhinderte! Es tut mir leid, daß dem Buchhändler dadurch ein großer Verlust entstehen wird, aber es ist mir nicht möglich, das Buch erscheinen zu lassen.

Wie Sie wissen, Madame, war es Ihnen nur erlaubt, sich von Coppet zu entfernen, weil Sie den Wunsch ausgedrückt hatten, nach Amerika zu gehen. Wenn mein Vorgänger *) Ihnen erlaubt hat, im Departement Loir-et-Cher zu wohnen, so dürfen Sie diese Nachsicht nicht als eine Zurücknahme der Verfügungen betrachten, die gegen Sie in dieser Hinsicht erlassen worden sind. Heute nötigen Sie mich, dieselben streng durchführen zu lassen, und Sie müssen sich dafür selbst alle Schuld beimessen.

Ich schreibe an Herrn von Corbigny, daß er die Ausführung meiner Befehle übernimmt, wenn die Ihnen gewährte Frist verstrichen ist.

Ich bedaure unendlich, Madame, daß Sie mich gezwungen haben, meinen Briefwechsel mit Ihnen durch eine strenge Maßregel zu beginnen. Es wäre mir angenehm gewesen, Ihnen nur die Versicherung meiner hohen Achtung darzubringen, mit

---

*) Der Polizeiminister Fouché.

der ich, Madame, die Ehre habe, zu sein Ihr sehr ergebener und sehr gehorsamer Diener

(gezeichnet:) Der Herzog von Rovigo.*)

P. S. Ich habe Gründe, Ihnen, Madame, die Häfen von Lorient, La Rochelle, Bordeaux und Rochefort als die einzigen anzugeben, in denen Sie sich einschiffen können. Ich bitte Sie, mir mitzuteilen, welchen von diesen Sie gewählt haben."

Der honigsüße Ton, mit dem man mir sagte, daß mir die Luft des Landes nicht bekäme, und das Ableugnen der wirklichen Ursache, die die Unterdrückung meines Buches herbeigeführt hat, sind bemerkenswert.

Der Polizeiminister hatte sich mündlich freier über meine Angelegenheit ausgesprochen. Er hatte gefragt, warum ich weder den Kaiser noch die Armee in meinem Werke über Deutschland genannt hatte. „Nun," antwortete man ihm, „da das Werk rein literarisch ist, sehe ich keinen Grund, weshalb darin solche Gegenstände behandelt werden müssen." „Denkt man denn," sagte hierauf der Minister, „daß wir achtzehn Jahre lang in Deutschland Krieg geführt haben, damit eine so bekannte Frau ein Buch veröffentlicht, ohne auch nur von uns darin zu sprechen? Das Buch wird vernichtet werden, und die Verfasserin hätten wir in Vincennes einsperren sollen."

Als ich den Brief des Polizeiministers empfing, achtete ich nur auf einen einzigen Satz, nämlich darauf, daß man mir die Häfen des Ärmelkanals verbot. Ich hatte schon erfahren, daß man Verdacht habe, ich wolle nach England gehen, und daß man dies zu verhindern suche. Dieser neue Kummer ging wirklich über meine Kräfte! Wenn ich mein natürliches Vaterland aufgab, brauchte ich wenigstens ein Land meiner Wahl.

*) Zu dieser Zeit hatte der General Savary, Herzog von Rovigo, das Portefeuille des Polizeiministeriums inne, das er bis 1814 behielt.

Und da ich mich von meinen Freunden entfernte, mußte ich mindestens jene Freunde alles Guten und Edlen finden, mit denen man, ohne sich persönlich zu kennen, immer sympathisiert. Ich sah auf einmal alles, was meine Einbildung noch aufrecht erhalten hatte, in ein Nichts zusammenstürzen! Einen Augenblick lang hatte ich den Gedanken, mich auf einem Schiff, das nach Amerika segelte, einzuschiffen, in der Hoffnung, es werde auf seiner Fahrt gekapert werden. Aber ich war zu sehr erschüttert, um mich zu einem so schweren Entschluß zu entscheiden. Und da man mir als einzige Wahl Amerika oder Coppet ließ, entschied ich mich für das letztere, denn es zog mich immer ein tiefes Gefühl nach Coppet, trotzdem ich gerade dort so viele Qualen erdulden mußte.

Meine beiden Söhne versuchten, vom Kaiser in Fontainebleau eine Audienz zu erlangen. Man ließ ihnen jedoch sagen, daß man sie festnehmen würde, wenn sie noch länger blieben. Wie viel mehr war es mir erst untersagt, mich dorthin zu begeben! Ich mußte von Blois aus nach der Schweiz zurückkehren, ohne mich Paris auf weniger als vierzig Meilen nähern zu dürfen. Der Polizeiminister hatte in Korsarenausdrücken gesagt, daß ich bei 38 Meilen als gute Prise betrachtet würde. Wenn der Kaiser das willkürliche Recht der Verbannung ausübt, dürfen also weder die verbannten Personen, noch ihre Freunde, ja nicht einmal ihre Kinder zum Kaiser kommen, um Fürsprache für die Unglückliche einzulegen, die man aus ihrer Mitte und ihren Gewohnheiten herausreißt. Und diese Verbannungen, die jetzt unwiderruflich sind, besonders wenn es sich um Frauen handelt, diese Verbannungen, die der Kaiser selbst mit Recht „Ächtungen" genannt hat, werden über einen Menschen verhängt, ohne daß eine Rechtfertigung möglich wäre, wenn man überhaupt die Tatsache, dem Kaiser mißfallen zu haben, als Unrecht ansehen will.

Obgleich es mir befohlen war, mich immer vierzig Meilen

von Paris entfernt zu halten, mußte ich durch Orléans reisen, eine ziemlich öde Stadt, wo aber sehr fromme Menschen wohnen, die sich dahin zurückgezogen haben. Als ich in der Stadt ein wenig spazieren ging, blieb ich vor dem Denkmal der Jeanne d'Arc stehen und dachte: als sie Frankreich aus der Gewalt der Engländer befreite, war dieses Frankreich viel freier, es war viel mehr Frankreich wie jetzt! Es ist ein sonderbares Gefühl, in einer Stadt herumzuirren, wo man niemand kennt, und selbst nicht bekannt ist. Ich fand eine Art bitterer Freude daran, mir meine Einsamkeit so recht einzuprägen, dieses Frankreich noch einmal zu betrachten, das ich vielleicht für immer verließ, ohne mit jemandem zu sprechen, ohne von dem Eindruck, den das Land selbst auf mich machte, abgelenkt zu werden. Ein paarmal blieben Vorübergehende stehen, um mich anzusehen, weil ich, wie ich glaube, wider meinen Willen einen schmerzlichen Ausdruck im Gesicht hatte. Aber sie gingen bald ihres Weges weiter, denn seit langem ist man daran gewöhnt, leiden zu sehen.

Fünfzig Meilen von der Schweizergrenze ist Frankreich mit Zitadellen, Gefängnissen und Städten, die als solche dienen, bedeckt, die dem Willen eines einzigen Mannes unterliegen. Man sieht dort allenthalben vom Unglück Geächtete, die alle, fern von dem Orte, wo sie gern leben möchten, in Fesseln liegen! In Dijon kamen spanische Gefangene, die sich geweigert hatten, den Eid zu leisten, auf den Marktplatz, um die Mittagssonne zu genießen, weil sie sie ein wenig für ihre Landsmännin nahmen. Sie hüllten sich in einen zerrissenen Mantel, aber sie wußten ihn mit so viel Adel zu tragen, und waren stolz auf ihr Elend, weil es ihrem Stolze entsprang. Sie fanden Gefallen an ihren Leiden, die sie an dem Unglück ihres tapferen Vaterlandes teilnehmen ließen. Manchmal sah man sie in ein Café eintreten, nur um die Zeitungen zu lesen, und durch das Lügengewebe ihrer Feinde hindurch das Schicksal ihrer Freunde zu erforschen.

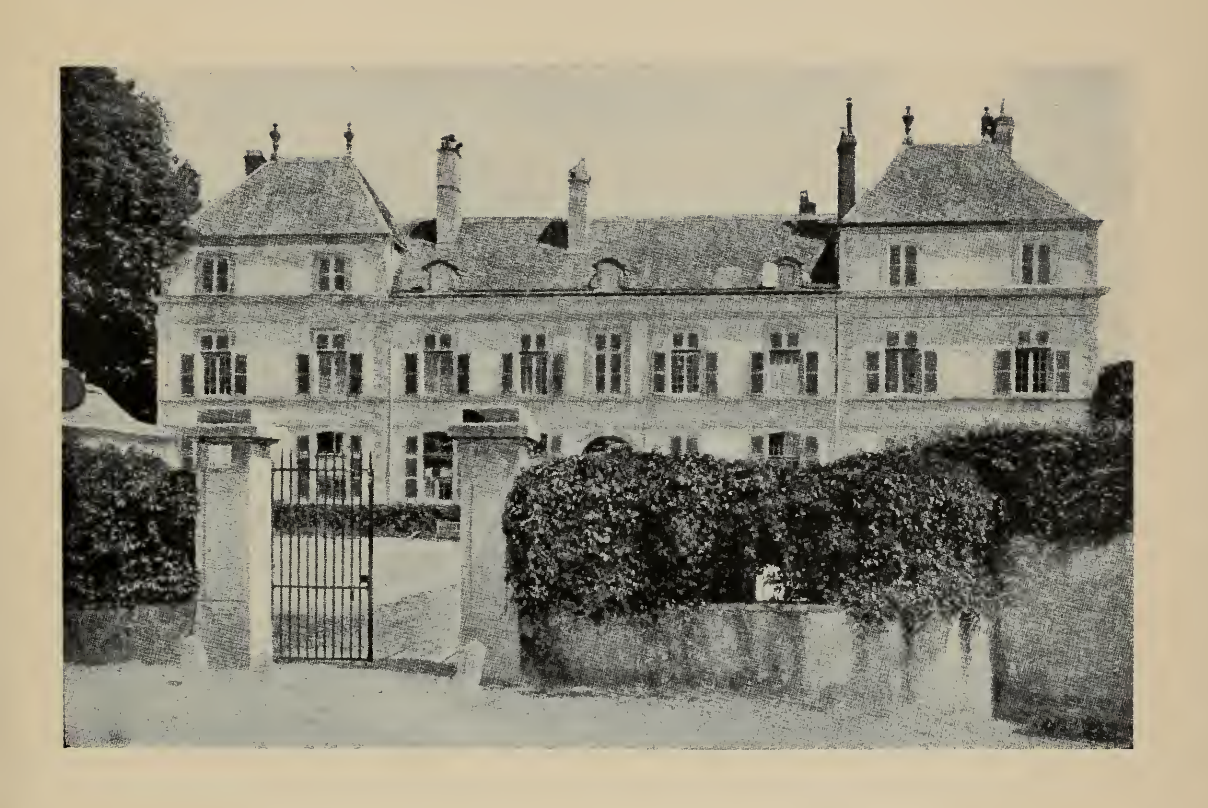
Ihre Gesichtszüge waren alsdann unbeweglich, jedoch nicht ausdrucklos, und man bemerkte die durch den Willen unterdrückte Kraft. Etwas weiter weg, in Auxonne, lebten englische Gefangene, die am Vorabend eines der Häuser der Stadt, in das man sie eingeschlossen hielt, vor dem Feuer gerettet hatten. Auch in Besançon gab es noch Spanier. Unter den französischen Verbannten, denen man in ganz Frankreich begegnet, bewohnte eine ehrenhafte Dame, die ihren Vater nicht verlassen wollte, die Zitadelle von Besançon. Es war Fräulein von Saint-Simon, die seit langem durch alle Gefahren hindurch das Schicksal desjenigen teilte, der ihr das Leben gegeben hatte.

Beim Eintritt in die Schweiz bemerkte man auf dem Gipfel der Berge, die dieses Land von Frankreich trennen, das Schloß Joux, in dem Staatsgefangene gehalten werden, deren Namen oft nicht einmal bis zu ihren Eltern gelangten. In diesem Gefängnis ist Toussaint-Louverture vor Kälte gestorben. Er verdiente allerdings sein Unglück, denn er war grausam. Aber der Mann, der es ihm auferlegte, der Kaiser, hatte nicht das geringste Recht dazu, denn er hatte ihm Freiheit und Leben zugesichert.

Eines Tages ging ich zu Fuß bei entsetzlichem Wetter um das Schloß herum und dachte an den Neger, den man plötzlich in die Alpen gebracht hatte, und für den dieser Aufenthalt eine ewige Hölle war. Ich dachte aber auch an edlere Wesen, die hier eingekerkert gewesen waren, und an diejenigen, die noch jetzt hier schmachteten, und sagte mir, daß, wenn ich da wäre, ich in meinem Leben nicht wieder herauskäme.

Die kleine Anzahl freier Völker, die noch die Erde bewohnen, können sich keine Vorstellung von dem Mangel an Sicherheit machen, an den alle Menschen unter der Herrschaft Napoleons gewöhnt sind. In anderen despotischen Regierungen gibt es Bräuche, Gesetze, eine Religion, die der Herrscher nie verletzt, so absolut seine Gewalt auch sein mag. In Frankreich hingegen, wie auch im übrigen Europa unter französischer Herr-

schaft, würde, da alles neu ist, das Vergangene keine Bürgschaft sein. Man hat alles zu fürchten oder alles zu hoffen, je nachdem man den Interessen des Mannes dient oder nicht, der es wagt, sich selbst, und nur sich selbst, als einziges Ziel des Menschengeschlechts hinzustellen!



Schloss der Frau von Staël in Coppet.
(Nach einer Photographie.)



Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Meine Rückkehr nach Coppet. — Verschiedene Verfolgungen.

Mit hängenden Flügeln wie die Taube Lafontaines kam ich nach Coppet zurück und sah den Regenbogen über meines Vaters Hause stehen. Ich wagte es, dieses Bundeszeichen auf meine Weise auszulegen, denn niemand auf meiner traurigen Reise verbot mir das. Schon hatte ich mich mit dem Gedanken vertraut gemacht, in diesem Schloß zu leben und nicht das Geringste mehr zu veröffentlichen. Da ich jedoch das Talent, das zu besitzen ich mir schmeichelte, zum Opfer brachte, hoffte ich wenigstens in meinen Herzensneigungen Glück zu finden. Man wird jedoch gleich sehen, auf welche Weise man mir mein Privatleben gestaltete, nachdem man mir bereits meine literarische Existenz genommen hatte.

Der erste Befehl, den der Präfekt in Genf erhielt, war, meinen beiden Söhnen zu bedeuten, daß es ihnen verboten sei, ohne Erlaubnis der Polizei nach Frankreich zu gehen. Das sollte eine Strafe dafür sein, daß sie Bonaparte hatten sprechen wollen, um Fürsprache für ihre Mutter einzulegen. Die Moral der gegenwärtigen Regierung besteht also darin, die Familienbande aufzulösen, um alles dem Willen des Kaisers unterzuordnen. Man nennt verschiedene Generale, die erklärt haben,

daß sie ihre Frauen und Kinder in einen Fluß werfen würden, wenn ihnen Napoleon dazu Befehl erteilen würde. Dies kann man sich nur dadurch erklären, daß sie das Geld, das sie vom Kaiser erhalten, der Familie vorziehen, die ihnen die Natur geschenkt hat.

Beispiele einer solchen Denkungsweise gibt es viele, aber nur wenige besitzen die Dreistigkeit, ihren Gedanken Ausdruck zu verleihen.

Ich empfand einen tödlichen Schmerz, als ich zum erstenmal meine Lage auch auf meinen Söhnen, die kaum ins Leben getreten waren, lasten sah. Man fühlt sich in seinem Handeln sehr fest, wenn es auf einer aufrichtigen Überzeugung begründet ist, sobald aber die andern unsertwegen leiden, ist es fast unmöglich, sich keine Vorwürfe zu machen. Meine beiden Söhne enthoben mich jedoch in edler Weise dieses Gefühls, und wir fanden gegenseitig eine Stütze in dem Andenken an meinen Vater.

Einige Tage später schrieb mir der Präfekt von Genf*) einen zweiten Brief, um im Namen des Polizeiministers die Druckbogen meines Buches zu verlangen, die noch in meinem Besitze sein müßten. Der Minister kannte den Wert der von mir zurückbehaltenen Papiere sehr genau, und seine Spione hatten ihn sehr gut bedient. Ich machte ihm nun die Freude, zuzugeben, daß er vortrefflich unterrichtet sei, sagte ihm aber gleichzeitig, daß dieses Exemplar nicht mehr in der Schweiz wäre, und ich es ihm weder geben könne noch wolle. Ich fügte indes hinzu, daß ich mich verpflichtete, es nicht auf dem Kontinent drucken zu lassen. Ein solches Versprechen wurde mir nicht schwer, denn welche Regierung des Kontinents hätte ein Buch veröffentlichen lassen können, das vom Kaiser verboten worden war?

Wenige Zeit später wurde der Präfekt von Genf seines

---

*) Herr von Barante, Vater des Herrn Prosper von Barante, Mitglieds der Pairskammer.

Amtes entsetzt, und man glaubte allgemein, daß es meinetwegen geschehen sei. Er war allerdings ein Freund von mir, aber er war doch niemals von den Befehlen abgewichen, die er erhalten hatte. Obgleich er einer der ehrenhaftesten und aufgeklärtesten Männer in Frankreich war, so hatte er doch das Prinzip, der Regierung, der er diente, gewissenhaft zu gehorchen. Aber weder Ehrgeiz noch persönliche Berechnung veranlaßten ihn zu dem erforderlichen Eifer. Auch das bekümmerte mich, daß ich schuld an der Absetzung eines Mannes sein oder als die Schuldige gelten sollte. Er wurde in seinem Departement allgemein bedauert, und seitdem man glaubte, ich habe irgendwelchen Anteil an seiner Ungnade, floh alles, was auf Ämter Ansprüche machte, aus meinem Hause, wie vor einer furchtbaren, ansteckenden Krankheit. Es blieben mir dennoch in Genf mehr Freunde, als irgendeine andere Stadt in einer französischen Provinz mir geboten hätte, denn das Erbe der Freiheit hat in Genf noch viele edlen Gefühle zurückgelassen. Man kann sich jedoch keine Vorstellung von der Angst machen, die man empfindet, wenn man immer fürchten muß, seine Bekannten bloßzustellen. Ich erkundigte mich daher immer genau über die Verwandtschaft einer Person, ehe ich sie einlud; denn wenn sie nur einen Vetter hatte, der ein Amt wünschte oder besaß, so verlangte man von demjenigen, den man zum Essen einlud, wahrhaftig einen Akt römischen Heldenmuts.

Endlich, es war im März 1811, kam ein neuer Präfekt von Paris an.*) Es war ein Mann, der sich vollständig der neuen Regierung angepaßt hatte, das heißt, er besaß große Kenntnis der Tatsachen und gar keine Grundsätze in Regierungsangelegenheiten. Er nannte jede feststehende Regel

*) Guillaume Antoine Benoît Baron Capelle. Er blieb bis Ende 1813 in Genf und übergab die Stadt den verbündeten Truppen, wofür er von Napoleon ins Gefängnis geworfen wurde.

einen abstrakten Begriff und war mit gutem Gewissen der herrschenden Gewalt ergeben. Als ich ihn zum erstenmal sah, sagte er mir sofort, daß mein Talent wie geschaffen dazu wäre, den Kaiser zu verherrlichen. Er sei ein würdiger Gegenstand für jene Begeisterung, die ich in „Corinne" *) bewiesen hätte. Ich antworte ihm, da ich vom Kaiser verfolgt würde, so erwecke jedes Lob meinerseits, das ihm gelte, den Anschein einer Bittschrift, und ich sei überzeugt, daß der Kaiser selbst mein Lob unter derartigen Verhältnissen lächerlich fände. Der Präfekt bekämpfte kräftig diese Meinung und kam zu wiederholten Malen zu mir, um mich, wie er sagte, in meinem eigenen Interesse zu bitten, für den Kaiser zu schreiben, wenn es auch nur vier Seiten seien. Das würde genügen, versicherte er, um allen meinen Leiden ein Ende zu machen. Und was er mir sagte, das wiederholte er auch allen meinen Bekannten. Eines Tages kam er schließlich, um mir vorzuschlagen, die Geburt des Königs von Rom zu besingen. Darauf antwortete ich ihm lachend, ich wüßte absolut nichts darüber zu sagen und müsse mich darauf beschränken, ihm eine gute Amme zu wünschen. Dieser Scherz machte den Unterhandlungen des Präfekten mit mir über die Notwendigkeit, daß ich zugunsten des gegenwärtigen Herrschers schriebe, ein Ende.

Kurze Zeit darauf verordneten die Ärzte meinem jüngsten Sohne die Bäder von Aix in Savoyen, zwanzig Stunden von Coppet. Ich wählte die ersten Tage des Mai zu diesem Aufenthalt, eine Zeit, wo die Bäder noch nicht überfüllt sind. Ich benachrichtigte den Präfekten von dieser kleinen Reise, und zog mich in ein Dörfchen zurück, wo sich damals noch keine einzige Person meiner Bekanntschaft befand. Kaum hatte ich dort zehn Tage verbracht, als ein Bote des Präfekten von Genf

*) Dieser Roman erschien unter dem Titel „Corinne, ou l'Italie" Paris 1807, in drei Bänden und erzielte viele Auflagen.

ankam, um mir zu befehlen, daß ich zurückkehre. Der Präfekt des Departements Mont-Blanc, wo ich mich aufhielt, fürchtete wiederum, daß ich mich von Aix entfernte, um nach England zu gehen, um, wie er meinte, gegen den Kaiser zu schreiben. Und obgleich London nicht sehr nahe bei Aix in Savoyen liegt, so setzte er doch seine Gendarmen in Bewegung, um zu verbieten, daß man mir Postpferde für die Reise gebe. Jetzt möchte ich lachen über die geschäftige Tätigkeit eines Präfekten wegen eines so armseligen Dinges wie ich. Damals aber starb ich vor Angst beim Anblick eines Gendarmen. Ich fürchtete immer, aus einer so strengen Verbannung bald ins Gefängnis zu kommen, was ich mir schrecklicher als den Tod vorstellte. Ich wußte: wenn ich einmal festgenommen war, wenn der Kaiser einmal diesem Skandal getrotzt hatte, dann würde er sich nicht mehr zu meinen Gunsten beeinflussen lassen, wenn überhaupt jemand den Mut hätte, für mich zu sprechen. An einem Hofe, wo man jede Minute des Tages wegen der geringsten Kleinigkeit für sein Leben zittert, war so etwas jedoch nicht wahrscheinlich.

Ich kam nach Genf zurück. Der Präfekt bedeutete mir, daß er mir nicht allein verbiete, mich unter irgendwelchem Vorwand nach den mit Frankreich vereinigten Ländern zu begeben, sondern er riet mir auch, nicht in der Schweiz zu reisen, und mich nie weiter als zwei Meilen von Coppet zu entfernen. Da ich in der Schweiz wohne, wandte ich ein, sähe ich nicht ein, mit welchem Recht eine französische Behörde mir verbieten könne, in ein fremdes Land zu reisen. Er fand mich zweifellos ein wenig albern, daß ich in einer solchen Zeit über eine Rechtsfrage stritt, und wiederholte mir seinen Rat, der seltsamerweise nicht weit von einem Befehle war. Ich bestand auf meiner Meinung. Am folgenden Tag jedoch erfuhr ich, daß einer der bedeutendsten Schriftsteller Deutschlands, Herr von Schlegel,*) der seit acht

*) August Wilhelm von Schlegel.

Jahren die Erziehung meiner Söhne auf sich genommen hatte, den Befehl erhalten hatte, nicht nur Genf, sondern sogar Coppet zu verlassen. Ich wollte noch einmal vorstellig werden, daß der Präfekt von Genf in der Schweiz keine Befehle zu erteilen hätte, aber man sagte mir, wenn es mir lieber wäre, daß die Befehle durch die Hand des französischen Gesandten gingen, so stände mir das frei. Dieser Gesandte würde sich dann an den Landammann, und der Landammann an den Kanton Waadt wenden, der alsdann Herrn Schlegel von mir entfernen könne. Wenn ich diesen Umweg des Despotismus gemacht hätte, würde ich zehn Tage gewonnen haben, aber sonst nichts. Ich wollte wissen, warum man mir und meinen Kindern die Gesellschaft unseres Freundes, des Herrn von Schlegel, entzog. Der Präfekt, der wie die meisten Beamten des Kaisers die Gewohnheit hatte, süße Worte mit sehr harten Maßregeln zu verbinden, sagte, es geschähe in meinem eigenen Interesse, wenn die Regierung Herrn von Schlegel aus meinem Hause entfernte, da er mir antifranzösische Gesinnung einflößte. Von dieser väterlichen Fürsorge der Regierung wahrhaft gerührt, fragte ich, was wohl Herr von Schlegel gegen Frankreich verbrochen hätte. Da warf mir der Präfekt Schlegels literarische Meinungen vor und unter anderm eine Broschüre, in der er die Phädra des Euripides mit der Phädra Racines verglichen und der ersteren den Vorzug gegeben hatte. Es war von einem korsischen Monarchen allerdings sehr feinfühlend, so für die kleinsten Nuancen in der französischen Literatur Partei zu ergreifen. In Wirklichkeit aber verbannte man Herrn von Schlegel, weil er mein Freund war, weil seine Unterhaltung meine Einsamkeit belebte, und weil man bereits systematisch darauf ausging, meinen Geist in Fesseln zu schlagen und mich aller geistigen Freunde und aller Freundschaft zu berauben.

Von neuem faßte ich den Entschluß, abzureisen, auf den ich so oft verzichtet hatte, weil es mir Schmerz bereitete, meine

Freunde und die Gräber meiner Eltern zu verlassen.*) Es blieb mir jedoch noch viel Schweres zu beschließen, vor allem, wie, wohin und auf welche Weise ich meine Reise unternähme. Die französische Regierung legte mir wegen der Ausstellung eines Passes nach Amerika so viel Hindernisse in den Weg, daß ich gar nicht mehr wagte, dieses Mittel in Betracht zu ziehen. Übrigens hatte ich Gründe, zu fürchten, daß man im Augenblicke meiner Einschiffung behauptete, man habe entdeckt, ich wolle nach England gehen, und daß man mich dann, wie alle diejenigen, die es versuchten, sich ohne Erlaubnis der Regierung dorthin zu begeben, zu Gefängnis verurteilte. Es schien mir daher weit günstiger, nach Schweden zu gehen, in dieses ehrenhafte Land, dessen neues Oberhaupt**) bereits Zeugnis von der ruhmreichen Führung des Staatsruders ablegte, die er später bewies. Aber welchen Weg sollte ich nach Schweden einschlagen? Der Präfekt hatte mir auf jede Weise zu verstehen gegeben, daß ich überall, wo Frankreich befehle, gefangen genommen würde. Wie aber war es möglich, bis zu einem Orte zu gelangen, der nicht unter seinen Befehlen stand?

Es war also unbedingt nötig, durch Rußland zu reisen, da ganz Deutschland der französischen Herrschaft unterworfen war. Aber um nach Rußland zu gelangen, mußte man Bayern und Österreich durchqueren. Ich vertraute mich daher Tirol an, obgleich es wegen des Mutes, den seine unglücklichen Bewohner gezeigt hatten, mit einem verbündeten Staat vereinigt war.***)

---

*) Frau von Staëls Eltern sind beide im Park von Coppet bestattet.

**) Es ist vermutlich nicht der König Karl XIII. gemeint, sondern der von der Nation gewählte Kronprinz Karl XIV. Johann, der frühere Marschall Bernadotte.

***) Tirol kam im Jahre 1806 an das Königreich Bayern. Nach dem Wiener Frieden von 1809 blieben einige Teile bei Bayern, Welschtirol wurde mit dem Königreich Italien vereinigt, und das Oberpustertal kam an Illyrien.

Trotz der Entwürdigung, die Österreich sich hatte gefallen lassen, schätzte ich doch seinen Monarchen zu hoch, als daß ich annehmen konnte, er werde mich ausliefern. Aber ich wußte auch, daß er mich nicht verteidigen können würde. Welche Macht blieb ihm noch, nachdem er die alte Ehre seines Hauses geopfert hatte? Gleich wie Napoleon die Karte Europas studierte, um sich zum Herrn der Welt zu machen, verbrachte ich nun auch meine Tage mit dem Studium dieser Karte, um zu entfliehen. Und mein Feldzugsplan hatte, ebenso wie der seinige, immer Rußland zum Ziel. Dieser Staat war der letzte Zufluchtsort der Unterdrückten, und auch ihn beabsichtigte der Beherrscher Europas niederzuschmettern.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Meine Reise durch die Schweiz mit Herrn von Montmorency.

Da ich mich entschlossen hatte, über Rußland zu reisen, so brauchte ich einen Paß, der mir neue Schwierigkeiten verursachte. Um nämlich diesen Paß zu bekommen, mußte man nach Petersburg selbst schreiben, eine Formalität, die die politischen Verhältnisse nötig gemacht hatten. Und obgleich ich sicher war, daß ihn mir ein so edler Charakter wie der Kaiser Alexander nicht verweigern würde, mußte ich doch fürchten, man werde in den Bureaus seiner Minister sagen, ich habe einen Paß verlangt. Wenn dies dann der französische Gesandte erfuhr, lief ich Gefahr, verhaftet zu werden, nur weil man mich an der Ausführung meines Planes verhindern wollte. Ich mußte also zuerst nach Wien gehen, um von da aus meinen Paß zu verlangen und ihn dort zu erwarten. Die sechs Wochen die die Sendung des Briefes und die Rückkehr der Antwort erforderten, sollten unter dem Schutze eines Ministeriums dahin gehen, das die Erzherzogin Marie Louise von Österreich Bonaparte zur Frau gegeben hatte.*) Konnte man sich ihm

*) Damals war Klemens Lothar Wenzel Graf von Metternich Premierminister.

anvertrauen? Blieb ich wiederum als Geisel in der Hand Napoleons, so verzichtete ich nicht allein auf die Ausübung meiner persönlichen Fähigkeiten, sondern ich war auch meinen Söhnen in ihrer Laufbahn hinderlich. Sie konnten weder für noch gegen Bonaparte dienen. Eine Verheiratung meiner Tochter war unmöglich, da ich mich entweder von ihr trennen, oder sie mit mir in Coppet einsperren mußte. Und wenn ich gar auf meiner Flucht gefangen genommen würde, so wäre auch das Schicksal meiner Kinder beschlossen gewesen, denn sie würden sich in meinem Unglück nie von mir getrennt haben.

Inmitten dieser ängstlichen Erwartung wollte mich Herr Mathieu von Montmorency, der mir seit zwanzig Jahren ein Freund war, besuchen. Er hatte mich schon mehrere Male während meiner Verbannung aufgesucht. Allerdings teilte man mir auch aus Paris mit, daß der Kaiser jedem, der nach Coppet gehen wolle, sein Mißfallen ausgedrückt habe. Besonders aber habe er sich abfällig über Herrn von Montmorency geäußert, wenn er mich noch einmal besuchen würde. Aber ich hörte nicht auf die Worte des Kaisers, da er oft nur so sprach, um die Leute zu erschrecken, und widerstand nicht ernstlich dem Vorschlage des Herrn von Montmorency. Dieser suchte mich in seinen Briefen so viel wie möglich zu beruhigen. Ich hatte zweifellos unrecht! Aber wer konnte ahnen, daß man dem alten Freund einer verbannten Frau es als Verbrechen anrechnen würde, wenn er sie einige Tage besuchte? Das Leben des Herrn von Montmorency, das ganz der Wohltätigkeit oder seiner Familie gewidmet war, hielt ihn so von aller Politik fern, daß es mir ebenso unmöglich schien, einen solchen Menschen anzugreifen, wie einen Heiligen zu verbannen. Ich fragte mich auch, zu welchem Zweck? Und diese Frage habe ich mir gestellt, wenn es sich um das Verhalten Napoleons handelte. Ich weiß, daß er ohne Zögern alles Schlechte täte, wenn es ihm nur den geringsten Nutzen gewähren würde. Aber nicht

immer errate ich, wie weit sich, im Kleinen wie im Großen sein Egoismus erstreckt.

Obgleich mir der Präfekt hatte sagen lassen, daß er mir riete, nicht in der Schweiz zu reisen, so kehrte ich mich nicht an seinen Rat, der kein förmlicher Befehl sein konnte. Ich ging Herrn von Montmorency bis Orbe entgegen, und von dort aus schlug ich ihm als Ziel unserer Reise in der Schweiz vor, über Freiburg zurückzukehren, um das Trappistenfrauenkloster zu besichtigen, das nicht weit von dem der Männer in Valsainte liegt.

Nachdem wir genötigt gewesen waren, eine Viertelmeile zu Fuß zurückzulegen, kamen wir bei starkem Regen im Kloster an. Schon freuten wir uns, eintreten zu können, als uns der Schaffner, der die Leitung des Frauenklosters hatte, sagte, es könnte niemand empfangen werden. Ich versuchte dennoch, an der Türe des Klosters zu läuten. Eine Nonne erschien hinter der vergitterten Öffnung, hinter der die Laienschwester mit den Fremden sprechen darf. „Was wollen Sie?" fragte sie mich mit klangloser Stimme, als wenn sie nur ein Schatten gewesen wäre. „Ich möchte gerne das Innere Ihres Klosters sehen," sagte ich. — „Das geht nicht," antwortete sie. — „Aber ich bin ganz durchnäßt," erwiderte ich, „und ich muß meine Kleider trocknen." Sie drückte hierauf auf irgendeinen Riegel oder Knopf, wodurch die Türe eines äußeren Raumes aufsprang, in dem es mir erlaubt war, mich auszuruhen. Jedoch erschien kein lebendes Wesen. Kaum hatte ich mich einige Augenblicke hingesetzt, so wurde ich ungeduldig, daß ich nicht ins Innere des Hauses eindringen konnte, und läutete von neuem. Dieselbe Laienschwester erschien. Ich fragte sie, ob noch keine Frau im Kloster empfangen worden sei. Sie antwortete, daß man nur das Kloster betreten könne, wenn man die Absicht habe, Nonne zu werden. „Aber," sagte ich, „wie kann ich wissen, ob ich in Ihrem Kloster bleiben will, wenn es mir nicht erlaubt ist,

es kennen zu lernen?" „Ach!" antwortete sie, „das ist unnötig. Ich bin ganz sicher, Sie haben für unsern Stand keine Neigung," und mit diesen Worten schloß sie das Fenster aufs neue. Ich weiß nicht, woran die Nonne meine weltlichen Neigungen erkannt hatte. Um die Reisenden zu erkennen, die nur aus Neugierde zu ihnen kommen, genügte vielleicht diesen Leuten schon die lebhafte Art zu sprechen, die von ihrer Sprechweise verschieden ist.

Da es zur Vesper läutete, konnte ich in die Kirche gehen, um die Nonnen singen zu hören. Sie befanden sich hinter einem düstern, engen Gitter, durch das man nichts bemerken konnte. Man hörte nur das Klappern der Holzschuhe, die sie trugen, und das Geräusch der Holzsitze, die sie aufhoben, um sich zu setzen. Ihre Gesänge hatten nichts Rührendes, und ich glaubte, an der Art, wie sie beteten und aus der Unterhaltung, die ich nachher mit dem Trappistenpater führte, zu bemerken, daß es nicht religiöse Begeisterung war, wie wir sie verstehen, sondern ernste, strenge Gewohnheit, die allein ein solches Leben erträglich machte. Selbst die rührendste Frömmigkeit erschöpft schließlich die Kräfte, und es gehört eine gewisse Verbitterung der Seele dazu, um ein so hartes Dasein zu führen. Der neue Trappistenabt, der im Kanton Freiburg seinen Wohnsitz hat, hat die Kasteiung des Ordens noch verschärft. Man kann sich keine Vorstellung von den Leiden im Kleinen machen, die man den Mönchen und Nonnen auferlegt. Man geht sogar so weit, daß man ihnen, wenn sie mehrere Stunden hintereinander gestanden haben, verbietet, sich gegen die Mauer zu lehnen und sich den Schweiß von der Stirn zu trocknen. Kurz, man füllt jeden Augenblick ihrer Tage mit Schmerz aus, wie es weltliche Leute durch Genüsse tun. Sie werden selten alt, und die Mönche und Nonnen, denen dieses Los beschieden ist, betrachten ein langes Leben wie eine Strafe des Himmels.

Eine solche Einrichtung wäre eine Barbarei, wenn man

jemanden zwänge, in das Kloster einzutreten, oder wenn man die Leiden verheimlichte, die man dort erduldet. Nein, man verteilt im Gegenteil an diejenigen, die es lesen wollen, gedruckte Schriften, in denen man die Strenge des Ordens eher übertreibt als mildert. Und trotzdem finden sich Novizen, die sich diesem Leben weihen wollen, und diejenigen, die einmal aufgenommen sind, gehen nie wieder, obgleich sie es ohne die geringste Schwierigkeit tun könnten! Alles beruht, wie es scheint, auf dem gewaltigen Gedanken des Todes. Alle Einrichtungen und Vergnügungen der Gesellschaft in dieser Welt sind bestimmt, unsere Gedanken einzig und allein auf das Leben zu richten. Wenn die Todesbetrachtungen sich aber in einem gewissen Grade des menschlichen Herzens bemächtigen, und wenn dazu der feste Glaube an die Unsterblichkeit der Seele tritt, so kennt der Abscheu gegen weltliche Interessen keine Grenzen. Da nun die Leiden der Weg zum zukünftigen Leben zu sein scheinen, so lechzt man gierig danach, wie der Wanderer keine Erschöpfung scheut, um dann desto schneller den Weg, der zu seinem Ziele führt, zurückzulegen. Was mich aber zu gleicher Zeit wunderte und traurig stimmte, war, daß die Kinder mit derselben Strenge aufgezogen wurden. Ihre kurz abgeschnittenen Haare, ihre jungen, schon gefurchten Gesichter, das Trauergewand, mit dem sie bekleidet waren, ehe sie noch das Leben gekannt, ehe sie freiwillig darauf verzichtet hatten, das alles brachte mich gegen die Eltern auf, die sie in diesem Orden untergebracht hatten. Sobald ein solcher Stand nicht durch die freie und feste Wahl derjenigen angenommen wird, der ihn ausübt, flößt er ebenso viel Abscheu, als im andern Fall Ehrfurcht ein.

Der Mönch, mit dem ich mich unterhielt, sprach nur vom Tode. Alle seine Ideen bezogen sich darauf, daß der Tod der allmächtige Beherrscher dieses Lebens sei. Als wir von der Versuchung dieser Welt sprachen, sagte ich zu dem Trappistenmönch, wie sehr ich ihn bewundere, so alles geopfert zu haben,

um sich ihnen zu entziehen. „Wir sind Feiglinge," sagte er, „daß wir uns in eine Festung zurückgezogen haben, weil wir nicht den Mut verspüren, uns in der Ebene zu schlagen." Diese Antwort war ebenso geistreich als bescheiden.

Wenige Tage, nachdem wir diese Orte besucht hatten, befahl die französische Regierung, daß man den Abt, Herrn de l'Estrange, gefangen nähme, die Güter des Ordens einzöge und die Mönche aus der Schweiz verwiese. Ich weiß nicht, was man Herrn de l'Estrange vorwarf; ist es doch ganz unwahrscheinlich, daß ein solcher Mann sich in die Angelegenheiten dieser Welt mischte. Noch weniger taten dies die Mönche, die nie ihre Einsamkeit verließen. Die schweizerische Regierung ließ Herrn de l'Estrange überall suchen, um der Ehre dieser Regierung willen hoffe ich, daß sie dafür sorgte, ihn nicht zu finden. Aber die unglücklichen Behörden der Länder, die man Verbündete Frankreichs nennt, sind sehr oft beauftragt, ihnen bezeichnete Personen zu verhaften, von denen sie nicht wissen, ob sie unschuldige oder schuldige Opfer dem großen Leviathan ausliefern, der es für ratsam findet, sie zu verschlingen.

Man beschlagnahmte die Güter der Trappisten, das heißt, man bemächtigte sich ihres Grabes, denn sie besaßen nichts anderes, und der Orden wurde aufgelöst. Man behauptet, in Genua habe ein Trappist die Rednerbühne bestiegen, um den Treueid, den er dem Kaiser geleistet hatte, zu widerrufen, indem er erklärte, daß er seit der Gefangenschaft des Papstes die ganze Geistlichkeit vom Schwure entbunden glaubte. Am Schlusse des Widerrufs hatte man ihn, wie man sagte, durch eine Militärkommission verurteilen und erschießen lassen. Er war, wie mir scheint, genügend bestraft, als daß der ganze Orden für sein Verhalten verantwortlich gemacht wurde.

Wir erreichten Vevey durch die Berge. Ich schlug Herrn von Montmorency eine Reise bis zur Grenze des Wallis vor, das ich noch nicht gesehen hatte. In Bex, dem letzten schweizeri=

schen Dorfe — denn das Wallis war schon mit Frankreich vereinigt —, machten wir Halt. Eine portugiesische Brigade war von Genf abgegangen, um das Wallis zu besetzen. Welch ein seltsames Geschick für Europa! Portugiesen, die in Genf in Garnison lagen, ergriffen im Namen Frankreichs von einem Teile der Schweiz Besitz!

Ich war sehr begierig, im Wallis die Kretins zu sehen, von denen man mir so oft erzählt hatte. Das Geschick dieser armen, entwürdigten Menschen regt einen unwillkürlich zum Nachdenken an, aber es gehört viel dazu, mit anzusehen, wie das menschliche Gesicht Widerwillen und Schrecken erregt. Bei einigen dieser Blöden beobachtete ich indes eine gewisse Lebhaftigkeit, die sich kundgibt, wenn sie über äußere Eindrücke staunen. Da sie Dinge, die sie schon gesehen haben, nicht wiedererkennen, so sind sie jedesmal von neuem überrascht, und das Schauspiel der Welt ist für sie jeden Tag in allen seinen Einzelheiten neu. Vielleicht ist das eine Art Entschädigung für ihren traurigen Zustand, denn es gibt sicher dafür eine. Vor einigen Jahren wurde ein Kretin, der einen Mord verübt hatte, zum Tode verurteilt. Als man ihn zur Hinrichtung führte, glaubte er, als er sich von so vielem Volk umringt sah, daß man ihn begleitete, um ihn zu ehren. Er ging stolz aufgerichtet, reinigte lachend seinen Rock, um sich würdiger für das Fest zu machen. Durfte man ein solches Wesen für ein Verbrechen bestrafen, das sein Arm begangen hatte?

Drei Stunden von Bex stürzt von einem sehr hohen Berge ein berühmter Wasserfall herab.*) Ich schlug daher meinen Freunden einen Ausflug nach dieser Gegend vor, von dem wir noch vor dem Essen zurückkehrten. Allerdings lag dieser Wasserfall auf Walliser, also auf französischem Gebiet, und ich hatte ganz vergessen, daß man mir in Frankreich nur das Gebiet zu betreten

*) Der Wasserfall heißt „Pissevache", und wird noch heute von den Fremden als beliebter Ausflugsort gewählt.

erlaubte, das zwischen Coppet und Genf liegt. Als ich nach Hause zurückgekehrt war, tadelte mich der Präfekt nicht allein, daß ich gewagt hatte, in der Schweiz zu reisen, sondern er hob als besonderen Beweis seiner Nachsicht hervor, daß er über mein Vergehen, den Fuß auf das Gebiet des französischen Reiches gesetzt zu haben, Schweigen bewahren werde. Wie in der Fabel La Fontaines hätte ich sagen können:

Je tondis de ce pré la largeuer de ma langue,

gestand aber ganz einfach mein Unrecht ein, daß ich diesen schweizerischen Wasserfall hätte besuchen wollen, ohne daran zu denken, daß er sich in Frankreich befände.



Julie von Récamier.

Nach einem Gemälde von J. L. David im Musée du Louvre.



Achtundzwanzigstes Kapitel.

Verbannung des Herrn von Montmorency und der Frau Récamier. — Neue Verfolgungen.

Diese beständigen Schikanen wegen jeder Kleinigkeit verbitterten mir das Leben. Ich konnte mich auch nicht mehr durch die Arbeit zerstreuen, denn die Erinnerung an das Schicksal, das man meinem Buche bereitet hatte, und die Gewißheit, in Zukunft nichts mehr veröffentlichen zu können, wirkten erschlaffend auf meinen Geist, der einen Ansporn braucht, um zur Arbeit fähig zu sein. Dennoch konnte ich mich noch nicht entschließen, für immer die Ufer Frankreichs, das Schloß meines Vaters und die mir treugebliebenen Freunde zu verlassen. Immer wollte ich abreisen, und immer wieder fand ich für mich selbst Vorwände, um zu bleiben, bis der letzte schwere Schlag mein Herz traf. Gott allein weiß, was ich darunter gelitten habe!

Herr von Montmorency verbrachte einige Tage bei mir in Coppet. Aber die Böswilligkeit des Herrn eines so großen Reiches war so gut berechnet, daß Herr von Montmorency bei der Rückkehr des Kuriers, der in Paris seine Ankunft bei mir meldete, seinen Verbannungsbrief erhielt. Der Kaiser wäre nicht zufrieden gewesen, wenn dieser Befehl Herrn von Montmorency nicht bei mir zugekommen wäre, und wenn in dem Briefe des Ministers selbst nicht ein Wort darüber gestanden hätte, daß

ich die Ursache dieser Verbannung sei. Herr von Montmorency suchte auf jede Weise den Eindruck, den diese Nachricht auf mich machen mußte, zu mildern. Aber Bonaparte soll es nur wissen, damit er sich freut, sein Ziel erreicht zu haben: Ich schrie vor Schmerz, als ich erfuhr, welches Unglück ich meinem Freunde zugezogen hatte. Nie war mein Herz, das in all den Jahren so viel durchgemacht hatte, so voller Verzweiflung. Ich wußte nicht, wie ich die herzzerreißenden Gedanken betäuben sollte, die sich mir aufdrängten, und nahm meine Zuflucht zum Opium, nur um für Stunden die furchtbare Angst zu beseitigen, die ich empfand. Herr von Montmorency, ein ruhiger und frommer Charakter, bat mich, seinem Beispiel zu folgen. Ihn stützte das Bewußtsein der Treue, die er mir bewiesen hatte; ich hingegen klagte mich der grausamen Folgen dieser Ergebenheit an, die ihn von seiner Frau und seinen Freunden trennte. Ohne Unterlaß betete ich zu Gott! Aber der Kummer ließ mir keine Ruhe, und das Leben bereitete mir Schmerz.

In diesem Zustande erhielt ich einen Brief von Frau Récamier, jener schönen Frau, der ganz Europa zu Füßen lag, und die nie eine unglückliche Freundin im Stich ließ. Sie teilte mir mit, daß sie die Bäder von Aix in Savoyen gebrauchen wollte, und die Absicht hätte, bei mir vorzusprechen; in zwei Tagen würde sie bei mir sein. Mich fröstelte bei dem Gedanken, daß auch sie das Geschick des Herrn von Montmorency erreichen würde.

So unglaublich es auch scheint, mußte ich alles von einem so barbarischen und kleinlichen Haß fürchten. Ich sandte daher Frau Récamier einen Boten entgegen, um sie zu bitten, nicht nach Coppet zu kommen. So mußte ich sie, die mich immer mit der liebenswürdigsten Fürsorge getröstet hatte, wenige Stunden von mir entfernt wissen. Sie war meinem Hause nahe, und ich durfte sie nicht einmal, vielleicht zum letztenmal, sehen! Ich beschwor sie, nicht in Coppet zu halten. Sie

wollte jedoch meiner Bitte nicht nachgeben, denn sie brachte es nicht übers Herz, an meinem Hause vorüberzugehen, ohne einige Stunden bei mir verbracht zu haben. Ich weinte bitter, als ich sie ins Schloß eintreten sah, wo ihre Ankunft sonst immer ein Fest gewesen war. Am folgenden Tag schon reiste sie zu einer ihrer Verwandten ab, die fünfzig Stunden von der Schweizergrenze wohnte.*) Es war jedoch schon zu spät, die entsetzliche Verbannung traf auch sie! Sie hatte die Absicht gehabt, mich zu besuchen, und das genügte! Ein edles Gefühl des Mitleids hatte ihr dies eingegeben, und sie mußte nun dafür bestraft werden. Das Mißgeschick, das sie dadurch erlitt, ließ die Zerstörung ihrer Lebensgewohnheiten schwer empfinden. Sie verbrachte nun ganze Monate in einer kleinen Provinzstadt, wo sie von ihren Freunden getrennt war und in der ödesten und traurigsten Abgeschlossenheit lebte. Ein solches Geschick habe ich der herrlichsten Frau ihrer Zeit bereitet! Und das Oberhaupt der Franzosen, die doch durch ihre Galanterie berühmt sind, hat die schönste Frau von Paris so rücksichtslos behandelt!

An einem Tage traf er mit der Verbannung in Herrn von Montmorency die hohe Geburt und die Tugend, in Frau Récamier die Schönheit, und auch in mir, wenn ich es sagen darf, den geringen Ruhm, den ich mir durch meine Talente erworben hatte. Vielleicht schmeichelte es ihm auch, das Andenken des Vaters in der Tochter anzugreifen, damit man wohl behaupten könne, daß auf der Welt weder Tote noch Lebende, weder Frömmigkeit noch Liebenswürdigkeit, weder Geist noch Ruhm unter seiner Regierung etwas gelten. Man galt bereits für schuldig, wenn man ihm gegenüber nur die geringste Schmeichelei vernachlässigte, zum Beispiel, wenn man jemand, der bei ihm in Ungnade gefallen war, nicht auch im Stiche ließ.

*) Frau von Dalmassy in Richepanse.

Bonaparte kennt nur zwei Klassen von Menschen, die, welche ihm dienen und die, welche sich vornehmen, nicht etwa, ihm zu schaden, sondern durch sich selbst zu bestehen. Er will nicht, daß in der ganzen Welt auch nur ein selbständiger Wille besteht, der nicht von dem seinigen abhängt. Und diese Willkür erstreckt sich von den geringsten Angelegenheiten eines Haushalts bis auf die Herrschaft der Staaten.

„Frau von Staël," sagte der Präfekt von Genf, „hat sich zu Hause ein angenehmes Leben eingerichtet. Ihre Freunde und viele Ausländer besuchen sie in Coppet. Der Kaiser aber will das nicht dulden." Und warum quälte man mich so? Damit ich ein paar Worte des Lobes über ihn veröffentlichte! Was machte dieses Lob ihm aus, der tausende von schönen Phrasen erhielt, die Furcht und Hoffnung ihm darboten? Bonaparte hat einmal gesagt: „Wenn man mir die Wahl ließe, selbst eine schöne Handlung zu vollbringen, oder meinen Gegner zu verleiten, eine Gemeinheit zu begehen, so würde ich mich nicht besinnen und die Entwürdigung meines Feindes vorziehen." Da hat man die Erklärung für die besondere Sorgfalt, die er aufwendete, um mein Leben zu zerstören! Er wußte, daß ich an meinen Freunden, an Frankreich, an meiner Arbeit, an meinen Liebhabereien und an der Gesellschaft hing. Indem er mir all mein Glück nahm, wollte er mich in die Enge treiben, damit ich eine Plattheit schriebe, in der Hoffnung, dadurch die Erlaubnis zur Rückkehr nach Frankreich zu erhalten. Es kommt mir nicht das Verdienst zu, ein Opfer gebracht zu haben, als ich dies verweigerte. Der Kaiser verlangte von mir eine Erniedrigung und zwar eine zwecklose Erniedrigung. Denn in einer Zeit, wo man den Erfolg vergötterte, wäre die Lächerlichkeit nicht vollständig gewesen, wenn es mir gelungen wäre, auf irgendeine Weise nach Paris zurückzukehren. Um unserm Gebieter zu gefallen, der in der Kunst, stolze Seelen zu erniedrigen, wirklich geschickt ist, sollte ich mich entehren und

meine Rückkehr nach Frankreich erlangen! Er, der nie aufgehört hat, mich zu verfolgen, er mußte sich erst über mein Bestreben, ihn zu loben, lustig gemacht haben, um dann zuletzt zu zeigen, daß mir dieser Eifer nichts nützte! Ich habe ihm dieses wirklich raffinierte Vergnügen versagt. Das ist das einzige Verdienst, das ich mir in dem langen Kampfe, den er zwischen seiner Allmacht und meiner Schwäche entfacht hat, zuzuschreiben habe.

Die Familie des Herrn von Montmorency, die über dessen Verbannung in Verzweiflung war, wünschte, wie das nicht anders zu erwarten war, daß er die Ursache dieser traurigen Verbannung verließ. So sah ich diesen Freund abreisen, ohne zu wissen, ob mir auf dieser Welt jemals wieder die Ehre seines Besuchs zuteil werden würde. So zerriß ich am 31. August 1811 das erste und letzte Band, das mich an mein Vaterland knüpfte. Wenigstens zerriß ich unsere Freundschaftsbande, die nicht mehr bestehen konnten. Aber ich hebe nie das Auge zum Himmel, ohne an meinen verehrungswürdigen Freund zu denken, und ich wage zu glauben, daß auch er mir in seinen Gebeten antwortet. Das Geschick gewährt mir keinen anderen Austausch mit ihm.

Als die Verbannung meiner beiden Freunde bekannt wurde, stürmte eine Menge Ärger aller Art auf mich ein. Aber großes Unglück macht einen gegen alle neuen Qualen unempfindlich. Es verbreitete sich das Gerücht, daß der Polizeiminister eine Wachmannschaft an dem unteren Teil der Straße, die nach Coppet führt, aufstellen ließ, um alle die zu verhaften, die mich besuchen kamen. Der Präfekt von Genf, dem der Kaiser befohlen hatte, mich, wie er sich ausdrückte, zu „vernichten", verfehlte nie, zu verstehen zu geben oder gar offen zu verkünden, daß alle, die von der Regierung etwas zu fürchten oder zu wünschen hätten, mich meiden müßten.

Herr von Saint-Priest, ehemaliger Minister des Königs und

Amtsgenosse meines Vaters, geruhte, mich mit seiner Zuneigung zu beehren. Seine Töchter, die mit Recht fürchteten, daß man ihn aus Genf ausweisen würde, richteten mit mir vereint die Bitte an ihn, mich nicht zu besuchen. Nichtsdestoweniger wurde er mitten im Winter im Alter von 78 Jahren nicht nur aus Genf, sondern aus der Schweiz verbannt. Wie man bereits bei mir gesehen hat, steht es fest, daß der Kaiser ebenso die Leute aus der Schweiz wie aus Frankreich verbannt. Und wenn man den französischen Beamten vorstellt, daß es sich doch um ein fremdes Land handle, dessen Unabhängigkeit anerkannt sei, so zucken sie die Achseln, als wenn man sie durch überspannte Spitzfindigkeit langweilte. Allerdings ist es eine große Spitzfindigkeit, in Europa einen Unterschied zwischen den Königen, die nichts weiter waren als Präfekten, und den wirklichen Präfekten zu vermuten, die direkt ihre Befehle vom Kaiser erhielten. Wenn die sogenannten verbündeten Länder sich von französischen Provinzen unterscheiden, so kommt es daher, daß man sie etwas weniger schonend behandelt als diese. Die Erinnerung, daß Frankreich einst die „Große Nation" genannt wurde, nötigt den Kaiser bisweilen zur Rücksicht. So war es wenigstens, aber es wird jeden Tag weniger!

Als Grund für die Verbannung des Herrn von Saint-Priest gab man an, er habe seine Söhne nicht veranlassen können, aus dem russischen Dienst auszuscheiden. Sie waren während der Emigration sehr edelmütig in Rußland aufgenommen und dort erzogen worden. Ihre unerschrockene Tapferkeit war dort gerechterweise belohnt worden. Nun waren sie mit Wunden bedeckt und nahmen wegen ihrer militärischen Fähigkeiten sehr hohe Stellen ein. Der Ältere ist schon mehr als dreißig Jahre alt. Wie konnte ein Vater verlangen, daß die so gegründete Existenz seiner Söhne der Ehre geopfert wurde, sich auf französischem Boden überwachen zu lassen? Denn das war das beneidenswerte Schicksal, das ihnen vorbehalten blieb. Ich hatte

das traurige Glück, Herrn von Saint-Priest seit vier Monaten nicht mehr gesehen zu haben, als er verbannt wurde. Sonst hätte niemand daran gezweifelt, daß ich es war, die auf ihn die ansteckende Krankheit meiner Ungnade übertragen hatte.

Man hatte nicht nur den Franzosen, sondern auch den Ausländern mitgeteilt, daß sie mich nicht besuchen sollten. Der Präfekt stand Posten, um sogar alte Freunde von mir zu verhindern, mich wiederzusehen. Unter anderm beraubte er mich eines Tages durch seine offiziellen Bemühungen der Gesellschaft eines Deutschen, dessen Unterhaltung mir außerordentlich angenehm war. Diesmal sagte ich dem Präfekten, daß er sich diese gesuchte Verfolgung wohl hätte ersparen können. „Wie!" antwortete er; „ich habe das nur getan, um Ihnen einen Dienst zu erweisen. Ich habe Ihren Freund merken lassen, daß er Sie bloßstellt, wenn er Sie besucht." Ich mußte über diese klugdurchdachte Begründung lachen. „Ja," fuhr er mit unerschütterlichem Ernst fort, „da der Kaiser sieht, daß man Ihnen vor ihm den Vorzug gibt, wird er es Sie entgelten lassen." Ich antwortete ihm: „So verlangt also der Kaiser, daß meine vertrautesten Freunde und vielleicht auch bald meine Kinder mich verlassen, um ihm zu gefallen? Das scheint mir ein wenig stark. Übrigens," fügte ich hinzu, „sehe ich nicht ein, wieso man eine Person in meiner Lage bloßstellt. Ihre Worte erinnern mich an einen Revolutionär, an den man sich während der Schreckenszeit mit der Bitte wandte, einen Freund vom Schafott zu retten. Ich fürchte, ihm zu schaden, antwortete der Revolutionär, wenn ich für ihn spreche." Der Präfekt lachte über mein Zitat, setzte aber sein Gerede fort, das immer sehr gerecht erscheint, wenn es von 400 000 Bajonetten unterstützt wird. Ein Mann in Genf sagte mir: „Finden Sie nicht, daß der Präfekt seine Meinungen mit großer Offenheit ausdrückt?" „Ja," antwortete ich, „er sagt aufrichtig, daß er dem mächtigen Mann ergeben ist. Er sagt mutig, daß er zur stärksten Partei

gehört. Ich kann in einem solchen Geständnis nicht viel Verdienst finden."

Einige unabhängige Personen in Genf bezeugten mir stets das größte Wohlwollen, das ich nie vergessen werde. Aber bis hinab zu den Zollbeamten glaubte man sich in einem diplomatischen Zustand mir gegenüber zu befinden, und die Präfekte, die Unterpräfekte und deren Vettern usw. wären von panischem Schrecken ergriffen worden, wenn ich ihnen nicht so viel wie möglich die Angst vor meinen Besuchen erspart hätte. Jedesmal, wenn ein Kurier kam, verbreitete sich das Gerücht, daß wieder andere Freunde von mir aus Paris verbannt worden seien, weil sie mit mir Beziehungen unterhalten hatten. Es war daher meine Pflicht, keinen bedeutenden Franzosen mehr zu sehen, und oft fürchtete ich sogar, den Leuten des Landes, in dem ich wohnte und deren mutige Freundschaft mir gegenüber sich nicht verleugnete, zu schaden. Ich empfand zwei entgegengesetzte Empfindungen, die beide indes, wie ich glaube, aus dem gleichen natürlichen Gefühl entsprangen. Ich war traurig, wenn man mich aufgab und unruhig für diejenigen besorgt, die mir Anhänglichkeit bewiesen. Schwerlich gibt es eine schmerzlichere Lage im Leben! Fast zwei Jahre lang habe ich keinen Tag anbrechen sehen, ohne über die Existenz, die ich führen mußte, trostlos zu sein.

Aber warum reisten Sie denn nicht? wird man fragen, und fragte man mich auch in Wirklichkeit von allen Seiten. Ein Mann, den ich nicht nennen darf,*) der aber, wie ich hoffe, weiß, wie hoch ich seinen Charakter und sein Verhalten schätze, sagte zu mir: „Wenn Sie bleiben, wird er Sie wie Maria Stuart behandeln: neunzehn Jahre Unglück und am Ende die Katastrophe!" Ein anderer, der sehr geistreich war, aber weniger Maß in seinen Worten hielt, schrieb mir, daß

*) Es war der Graf Elzéar de Sabran, der im Jahre 1800 aus der Emigration zurückgekehrt war.

es unehrenhaft sei, wenn ich bei soviel schlechter Behandlung noch bliebe. Ich bedurfte dieser Ratschläge nicht, um meine Abreise leidenschaftlich zu wünschen. Mußte ich mich nicht von dem Augenblick an entscheiden, wo ich meine Freunde nicht mehr wiedersehen konnte und der Existenz meiner Kinder nur ein Hindernis war? Aber der Präfekt wiederholte mir immer wieder, daß ich verhaftet würde, wenn ich abreiste; daß man in Wien wie in Berlin meine Auslieferung verlangen würde, und daß ich nicht einmal Vorbereitungen zur Reise treffen könne, ohne daß er davon unterrichtet würde, denn wie er sagte, wußte er alles, was sich bei mir ereignete. Dessen rühmte er sich besonders. Die Ereignisse haben gelehrt, daß es mit seiner Spionage nicht weit her war. Wer aber wäre über den sicheren Ton nicht erschrocken, mit dem er allen meinen Freunden sagte, daß ich keinen Schritt machen könne, ohne von den Gendarmen ergriffen zu werden?

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Abreise von Coppet.

Ich verbrachte acht Monate in einem unbeschreiblichen Zustand. Jeden Tag stellte ich meinen Mut auf die Probe, und immer wieder erschlaffte er bei dem Gedanken an das Gefängnis. Gewiß fürchtet sich ein jeder davor; aber meine Phantasie stellt sich die Einsamkeit dermaßen schrecklich vor, meine Freunde sind mir so nötig, um mich zu stützen und anzuregen, um mir neue Hoffnungen zu geben, wenn ich einem bleibend schmerzhaften Eindruck unterliege, daß der Tod mir niemals so schrecklich vorgekommen ist wie das Gefängnis und die Einzelhaft, in der man jahrelang verharren kann, ohne die Stimme eines Freundes zu vernehmen. Man erzählte mir, daß einer von den Spaniern, die mit bewunderungswürdiger Unerschrockenheit Zaragoza verteidigt hatten,*) im Festungsturm von Vincennes, wo man ihn eingeschlossen hält, schreckliche Schreie ausstößt. So furchtbar wirkt diese entsetzliche Einsamkeit auf die energischsten Männer. Übrigens kann ich nicht verhehlen, daß ich durchaus keine mutige Frau bin. Mein Phantasie ist

*) Die Spanier taten sich besonders bei den beiden Belagerungen vom Juni bis August 1808 und vom Dezember 1808 bis Februar 1809 unter José Palafox durch tapfern Widerstand hervor.

kühn, aber mein Charakter ängstlich, und die geringste Gefahr stellt sich meinem Geist als furchtbares Gespenst dar. Ich besitze die Fähigkeit, mir so lebhafte Bilder vor Augen zu stellen, daß dadurch die Schönheit der Natur gewinnt, die Gefahren aber noch schrecklicher werden. Bald fürchtete ich das Gefängnis, bald die Räuber, wenn ich genötigt wäre, durch die Türkei zu reisen, da mir Rußland wohl infolge politischer Umstände verschlossen blieb. Bald erfüllte mich auch das weite Meer, das ich von Konstantinopel bis London durchkreuzen mußte, mit Schrecken für meine Tochter und mich. Nichtsdestoweniger empfand ich immer das Bedürfnis, abzureisen. Ein inneres Gefühl von Stolz stachelte mich dazu auf, aber wie jener berühmte Franzose konnte ich sagen: „Ich zittere vor den Gefahren, denen mein Mut mich aussetzen will.“ In der Tat, was die Verfolgung von Frauen noch grausamer gestaltete, ist der Umstand, daß sie von Natur aus viel reizbarer und schwächer sind als die Männer. Sie leiden mehr unter dem Kummer und Gram, und besitzen weniger Kraft, ihnen zu entrinnen.

Dazu kam noch ein anderer Schrecken, der auf mich einwirkte. Ich fürchtete nämlich, daß, sobald der Kaiser meine Abreise erführe, er einen jener Artikel in die Zeitungen setzen lassen würde, die er so gut zu diktieren weiß, wenn er jemand moralisch zugrunde richten will. Ein Senator sagte mir eines Tages, daß Napoleon der beste Journalist sei, den er kenne. Wenn man allerdings das unter einem guten Journalisten versteht, Menschen und Völker in Verruf zu bringen, so besitzt er dieses Talent im höchsten Grade. Die Völker können dem entgehen. Aber er hat während der Revolution, in der er groß geworden ist, ein gewisses Gefühl für gemeine Verleumdung erworben, das ihn die geeigneten Worte finden läßt, die dann unter Leuten bekannt werden, deren ganzer Geist darin besteht, diejenigen Phrasen nachzusagen, die die Regierung zu ihrem Gebrauch veröffentlichte.

Wenn der Moniteur jemand anklagte, auf offener Straße gestohlen zu haben, so könnte keine Zeitung, weder eine französische, noch eine deutsche, noch eine italienische, seine Rechtfertigung annehmen. Man kann sich nicht vorstellen, was ein Mann bedeutet, der an der Spitze einer Million Soldaten steht, der ein Einkommen von einer Milliarde hat, der über alle Gefängnisse Europas verfügt, der Könige zu Kerkermeistern hat, und die Buchdruckerei braucht, um zu sprechen, während den Bedrückten nicht einmal ein Freund zur Seite steht, um zu antworten! Kurz, er vermag selbst das Unglück in den Schmutz zu ziehen. Das ist eine abscheuliche Macht, deren hämische Ironie die niedrigste Beleidigung ist, die nur der Teufel dem Menschengeschlecht antun kann!

Und hat man einen noch so unabhängigen Charakter, so kann man sich, glaube ich, doch nicht eines Fröstelns erwehren, wenn man einen derartigen Haß auf sich zieht. Ich wenigstens hatte dieses Gefühl. Und trotz meiner traurigen Lage sagte ich mir oft, ein schützendes Dach, ein gedeckter Tisch und ein Garten, wo man spazieren gehen kann, sei ein Los, mit dem man sich zufrieden geben müsse. War man jedoch sicher, sich dieses Los, so wie es war, in Frieden zu bewahren? Ein Wort konnte einem entschlüpfen oder ausgeplaudert werden, und bis zu welchem Grade kann sich nicht die Wut dieses Mannes erstrecken, dessen Macht täglich größer wird? Wenn die Sonne schön schien, faßte ich wieder Mut. Aber wenn der Himmel voller Wolken hing, erschreckte mich das Reisen, und ich entdeckte in mir die Neigung zum Stubenhocken, das sonst meiner Natur fremd ist und jetzt nur durch die Furcht hervorgerufen wurde. Das körperliche Wohlbefinden schien mir mehr wert zu sein, als ich jemals geglaubt hatte, und jede Anstrengung rief bei mir Entsetzen hervor. Meine Gesundheit, die durch all den Ärger furchtbar angegriffen war, schwächte auch meine Geisteskraft, und ich habe wirklich während jener Zeit die Geduld meiner Freunde

mißbraucht, indem ich ihnen unaufhörlich neue Befreiungspläne unterbreitete und sie durch mein beständiges Schwanken belästigte.

Ein zweitesmal versuchte ich einen Paß nach Amerika zu erlangen. Man ließ mich bis Mitte Winter auf Antwort warten, und verweigerte schließlich meine Bitte. Ich erbot mich, die Verpflichtung einzugehen, über keinen Gegenstand mehr etwas drucken zu lassen, nicht einmal ein Gedicht an Iris, wenn man mir erlaubte, in Rom zu leben. Ich war so eitel, an Corinna zu erinnern, als ich um die Erlaubnis bat, in Italien leben zu dürfen. Zweifellos fand der Polizeiminister, daß ein solcher Grund noch niemals in seinen Akten eingetragen worden wäre, und so wurde mir der Süden, dessen Luft meiner Gesundheit so notwendig war, unbarmherzig verweigert.

Man erklärte mir immer wieder, daß ich mein ganzes Leben innerhalb des Gürtels zwischen Coppet und Genf verbringen müsse. Blieb ich, so mußte ich mich von meinen Söhnen trennen, die im Alter standen, sich eine Lebensbahn zu suchen. Und meiner Tochter bereitete ich die trübste Zukunft, wenn ich sie mein Schicksal teilen ließ. Die Stadt Genf, die noch Spuren von edler Freiheit aufzuweisen hat, ließ sich jedoch auch nach und nach für die Interessen gewinnen, die sie mit denjenigen, die in Frankreich Ämter vergaben, verbanden. Täglich nahm die Zahl derjenigen ab, mit denen ich mich unterhalten konnte, und alle meine Gefühle lasteten auf meiner Seele, anstatt eine Lebensquelle zu sein. Es war mit meinem Talent, mit meinem Glück und meinem Leben zu Ende, denn es ist schrecklich, seinen Kindern nicht helfen zu können und seinen Freunden zu schaden.

Schließlich verkündeten die Nachrichten, die ich von allen Seiten empfing, die schrecklichen Vorbereitungen des Kaisers. Es war klar, daß er sich zuerst, nachdem er Rußland vernichtet hatte, zum Herrn der Ostseehäfen machen wollte, und dann

darauf rechnete, sich der Trümmer des russischen Reiches zu bedienen, um sie nach Konstantinopel mitzuschleppen. Seine Absicht nämlich war, von dort aus Afrika und Asien zu erobern. Er hatte kurze Zeit, bevor er Paris verließ, gesagt: „Dieses alte Europa langweilt mich.“ Wirklich genügte es der Tätigkeit seines Gebieters nicht mehr. So konnten sich die letzten Ausgänge des Kontinents, die mir zur Flucht noch offen standen, jeden Augenblick schließen, und ich befand mich dann in Europa, wie in einer Festung, wo alle Tore mit Soldaten besetzt sind.

So entschloß ich mich denn wegzugehen, während noch der Weg nach England offen stand, und dieser Weg war die Reise um ganz Europa. Ich setzte den 15. Mai für meine Abreise fest, deren Vorbereitungen seit langem im strengsten Geheimnis getroffen worden waren. Am Vorabend des Tages verließen mich meine Kräfte ganz und gar. Für einen Augenblick war ich überzeugt, daß ein solcher Schrecken nur empfunden werden kann, wenn es sich um eine schlechte Tat handelt. Bald zog ich auf die unsinnigste Weise alle möglichen Vorzeichen in Betracht, bald befragte ich, was klüger war, meine Freunde und mich selbst über den sittlichen Wert meines Entschlusses. Es scheint mir, daß die Ergebung in alles das Religiöseste ist, und es wundert mich nicht, daß sich fromme Männer eine Art Gewissensbisse über die Entschlüsse gemacht haben, die aus eigenem Antrieb hervorgehen. Die Notwendigkeit scheint einen göttlichen Charakter zu tragen, während der Entschluß des Menschen von seinem Stolz herrühren kann. Indes ist uns keine unserer Fähigkeiten umsonst gegeben worden, und die Entscheidung für sich selbst muß auch angewendet werden. Andrerseits wundern sich alle Durchschnittsmenschen, daß das Talent Bedürfnisse hat, die von den ihrigen verschieden sind. Hat es Erfolg, so hält das jeder für selbstverständlich. Wenn es aber Leiden verursacht, wenn es einmal aus dem

gewöhnlichen Wege heraustritt, so betrachten es die gleichen Leute als eine Krankheit, ja, fast als ein Unrecht. Ich hörte um mich herum die gewöhnlichen Ansichten murmeln, von denen alle Leute sich einnehmen lassen: Hat sie nicht Geld? Kann sie denn nicht in einem schönen Schloß gut leben und gut ruhen? Einige Leute höheren Standes fühlten, daß ich meiner traurigen Lage nicht einmal sicher war, und daß sie sich eher verschlechtern als bessern könne, denn seit sechs Monaten waren keine neuen Verfolgungen über mich hereingebrochen. Auch glauben die Menschen stets, daß das Bestehende immer so bleiben wird.

Inmitten dieser schwer wiegenden Umstände mußte ich einen so schweren Entschluß fassen, wie man ihn nicht wieder im Leben einer Frau findet. Außer zwei sicheren Personen wußte meine Dienerschaft nichts von meinem Geheimnis. Die meisten, die zu mir kamen, ahnten es nicht, und so änderte ich durch eine einzige Handlung vollkommen mein Leben und das meiner Familie. Durch die Ungewißheit ganz außer Fassung, durcheilte ich den Park von Coppet. Ich setzte mich an alle Orte hin, wo mein Vater die Gewohnheit hatte, auszuruhen, um die Natur zu betrachten. Ich sah dieselbe Schönheit der Wellen des Sees und des Grüns der Landschaft wieder, die wir so oft zusammen bewundert hatten. Ich sagte ihnen Lebewohl und empfahl mich ihres sanften Einflusses. Das Grabmal, das die Asche meines Vaters und meiner Mutter birgt, und wo auch, so Gott will, die meinige ruhen wird, bildete eine der Hauptursachen meines Kummers, als ich im Begriff war, meinen Wohnsitz zu verlassen. In seiner Nähe fand ich immer wieder eine gewisse Kraft, die mir von oben zu kommen schien. Ich verbrachte eine Stunde im Gebet vor jenem Eisengitter, das sich über den Resten des edelsten Menschen schloß, und da erst war meine Seele von der Notwendigkeit der Abreise überzeugt. Ich erinnerte mich an die berühmten Verse von

Claudius,*) in denen er die Zweifel ausdrückt, die in den frömmsten Seelen aufkommt, wenn sie die Welt dem Bösen übergeben und das Schicksal der Sterblichen dem Zufall überlassen sehen.

Ich fühlte, daß ich nicht mehr die Kraft hatte, die Begeisterung zu schüren, die in mir alles Gute entwickelte. Ich mußte wieder diejenigen sprechen hören, die meine Meinung teilten, um aufs neue Selbstvertrauen zu gewinnen und den Kultus zu bewahren, den mein Vater mir eingeflößt hatte. In dieser Not rief ich öfters das Andenken meines Vaters an, dieses Mannes, der der Fénélon der Politik, und dessen Genie dem Bonapartes ganz entgegengesetzt war. Und er hatte Genie, denn man muß ebenso genial sein, um mit dem Himmel im Einklang zu stehen, als um alle Mittel anzurufen, die durch die Abwesenheit der göttlichen und menschlichen Gesetze entfesselt sind.

Ich sah das Arbeitszimmer meines Vaters wieder. Sein Sessel, sein Tisch und seine Papiere waren noch am gleichen Platze. Ich küßte jede geliebte Spur, die er hinterlassen. Ich nahm seinen Mantel, den ich auf seinem eigenen Stuhl zu lassen Befehl gegeben hatte, und nahm ihn mit mir, um mich darin einzuhüllen, wenn sich der Bote des Todes mir näherte. Als ich so Abschied genommen hatte, vermied ich soviel ich konnte, meinen Bekannten Lebewohl zu sagen, denn das hätte mir zu wehe getan. Ich schrieb den Freunden, die ich verließ, und trug Sorge, daß mein Brief ihnen erst einige Tage nach meiner Abreise übergeben würde.

---

*) Saepe mihi dubiam traxit sententia mentem,
Curarent superi-terras, an nullus inesset
Rector, et incerto fluerent mortaliacasu

Abstulit hunc tandem Rufini poena tumultum
Absolvitque deos. Jam non ad culmina rerum
Iniustos crevisse queror; tolluntur in altum
Ut lapsu graviore ruant.



Jean de Rocca.
(Der zweite Gemahl der Frau von Staël.)



Am folgenden Tage, am Samstag, den 23. Mai 1812, bestieg ich um zwei Uhr nachmittags meinen Wagen und sagte, daß ich zum Abendessen zurückkäme. Ich nahm keinerlei Gepäck mit. Ich hatte meinen Fächer in der Hand, meine Tochter den ihrigen, und nur mein Sohn und Herr Rocca trugen in ihren Taschen das Nötigste für einige Reisetage. Als wir die Straße von Coppet hinunterfuhren und das Schloß hinter uns ließen, das für mich ein alter und guter Freund geworden war, war ich einer Ohnmacht nahe, Mein Sohn nahm mich an der Hand und sagte: „Liebe Mutter, denke daran, daß du nach England gehst.“ Diese Worte brachten mich wieder zum Bewußtsein. Ich war jedoch zweitausend Meilen von diesem Ziel entfernt, das ich auf natürlichem Wege so schnell erreicht hätte. Dennoch brachte jeder Schritt mich ihm näher. Als wir einige Stunden von Coppet entfernt waren, sandte ich einen meiner Leute ins Schloß, um mitzuteilen, daß ich erst am folgenden Tag wiederkäme. Dann setzte ich meine Reise Tag und Nacht fort, bis wir an einem Bauernhaus hinter Bern ankamen, wo ich mich mit Herrn von Schlegel traf, der mich begleiten wollte. Dort mußte ich auch meinen ältesten Sohn*) verlassen, der bis zu seinem vierzehnten Jahre nach dem Beispiel meines Vaters erzogen worden und auch äußerlich sein Ebenbild war.

Ein zweites Mal verließ mich all mein Mut. Diese noch so ruhige und immer schöne Schweiz, ihre Bewohner, die durch ihre Tugenden frei zu sein verstehen, trotzdem sie ihre politische Freiheit verloren haben, kurz, das ganze Land hielt mich zurück. Es war, als wenn es mir zuriefe, daß ich es nicht verlassen sollte! Noch war es Zeit umzukehren! Noch hatte ich keinen nicht wieder gutzumachenden Schritt getan! Obgleich sich der Präfekt herausgenommen hatte, mir die Schweiz zu

*) August.

verbieten, so merkte ich wohl, daß ich nur aus Furcht nicht weiter ginge. Ich hatte ja die Grenze noch nicht überschritten, die mir die Möglichkeit, zurückzukehren, verschloß. Nur mit Mühe kann die Phantasie einen solchen Gedanken ertragen!

Andererseits hatte der Entschluß zur Rückkehr etwas an sich, was nicht wieder gutzumachen gewesen wäre. Wenn ich jetzt die Gelegenheit vorübergehen ließ, so konnte ich nie mehr entrinnen, das fühlte ich. Und die Ereignisse haben es auch bewiesen. Übrigens liegt eine gewisse Beschämung darin, einen so feierlichen Abschied von neuem zu beginnen! Man kann nur einmal für seine Freunde wieder aufleben! Ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre, wenn diese Ungewißheit in einem Augenblick, wo ich handeln mußte, noch länger gedauert hätte; denn mir brannte davon der Kopf. Meine Kinder, besonders meine kaum vierzehnjährige Tochter,*) brachten mich zu einem Entschluß. Ich verließ mich sozusagen auf sie, als wenn die Stimme Gottes sich durch den Mund eines Kindes offenbaren würde. Mein Sohn verließ uns, und als er meinen Blicken entschwunden war, konnte ich wie Lord Russel sagen: Der Todesschmerz ist nun vorüber!

Ich stieg mit meiner Tochter in den Wagen. Da nun die Ungewißheit überwunden war, sammelte ich von neuem alle Kräfte und fand sie auch, um zu handeln, sie, die mir gefehlt hatten, als ich über meine Entschlüsse beratschlagte.

---

*) Albertine, später Herzogin von Broglie.

Dreißigstes Kapitel.

Reise durch Österreich. 1812.

Ich war nun zehn Jahre lang immer zunehmenden Verfolgungen ausgesetzt, war zuerst von Paris weggeschickt, dann nach der Schweiz verbannt, dann in mein Schloß eingesperrt worden, und war schließlich zu dem schrecklichsten Leid verdammt, meine Freunde nicht mehr wiederzusehen und schuld an ihrer Verbannung zu sein. So mußte ich als Flüchtling zwei Vaterländer, die Schweiz und Frankreich, auf Befehl eines Mannes verlassen, der weniger Franzose ist als ich. Denn ich bin an den Ufern der Seine geboren, wo er nur infolge seiner Tyrannei heimisch ist. Die Luft dieses schönen Landes ist für ihn nicht Heimatluft. Kann er daher den Schmerz verstehen, daraus verbannt zu sein, er, der dieses fruchtbare Land nur als Werkzeug seiner Siege betrachtet? Wo ist sein Vaterland? Es ist das Land, das ihm unterworfen ist. Seine Mitbürger? Es sind seine Sklaven, die seinen Befehlen gehorchen. Er beklagte sich einmal, daß er nicht, wie Tamerlan, Völkern zu befehlen habe, denen die Urteilskraft fremd sei. Nun, ich denke, jetzt kann er mit den Europäern zufrieden sein! Ihre Sitten sind, wie ihre Heere, denen der Tartaren sehr ähnlich.

In der Schweiz hatte ich nichts zu fürchten, da ich immer beweisen konnte, daß ich das Recht hatte, mich dort aufzuhalten. Aber, um das Land zu verlassen, hatte ich nur einen ausländischen Paß. Ich mußte durch einen verbündeten Staat reisen, und wenn irgendein französischer Beamter von der bayrischen Regierung verlangt hätte, daß man mich nicht durchreisen lassen sollte, wer weiß, mit welchem Bedauern, aber nichtdestoweniger mit welcher Bereitwilligkeit man diesen Befehl ausgeführt hätte? Ich betrat Tirol mit großer Hochachtung für das Land, das aus Anhänglichkeit an seinen ehemaligen Herrn gekämpft hatte. Gleichzeitig aber empfand ich große Verachtung gegen diejenigen österreichischen Minister, die den Rat gegeben hatten, Männer im Stiche zu lassen, die durch die Anhänglichkeit an ihren Herrscher bloßgestellt waren. Man erzählt, daß ein alberner Diplomat, der Chef der Spionageabteilung von Österreich sich eines Tages während des Krieges herausnahm, an der Tafel des Kaisers zu behaupten, man müsse die Tiroler verlassen. Herr von H.,*) ein Tiroler Edelmann, der Staatsrat in österreichischen Diensten war und durch seine Taten wie seine Schriften den Mut eines Soldaten und das Talent eines Historikers gezeigt hat, wies diese unwürdigen Worte mit der ihnen gebührenden Verachtung zurück. Der Kaiser von Österreich bezeigte Herrn von H. seine vollste Billigung, und bewies dadurch wenigstens, daß seine Gefühle der politischen Haltung, die man ihn anzunehmen zwang, fremd waren. So waren die meisten Herrscher Europas, als Bonaparte sich zum Herrn von Frankreich gemacht hatte: sehr ehrenwerte Männer in ihrem Privatleben, aber als Könige bestanden sie schon nicht mehr, da sie sich ganz in der Regierung der öffentlichen Angelegenheiten auf die Umstände und auf ihre Minister verließen.

---

*) Josef Freiherr von Hormayr.

Der Anblick von Tirol erinnerte an die Schweiz. Indes besitzt die Landschaft nicht so viel Kraft und Eigenart. Die Dörfer lassen nicht auf so viel Reichtum schließen. Kurz, es ist ein Land, das weise regiert worden ist, das aber nie frei war; als Bergvolk jedoch hat es sich zum Widerstand fähig erwiesen. Tirol hat wenig bemerkenswerte Männer aufzuweisen. Erstens ist die österreichische Regierung gar nicht dazu geeignet, das Genie zu entwickeln, und außerdem sollte Tirol seiner Sitten, wie auch seiner geographischen Lage wegen mit dem schweizerischen Staatenbund vereinigt sein. Da seine Einverleibung in die österreichische Monarchie seiner Natur nicht entspricht, hat es in dieser Vereinigung nur die edlen Eigenschaften der Bergbewohner, Mut und Treue, entwickeln können.

Der Postillion, der uns fuhr, zeigte uns einen Felsen, auf dem der Kaiser Maximilian, der Großvater Karls V., beinahe den Tod gefunden hätte.*) Der Jagdeifer hatte ihn so fortgerissen, daß er der Gemse bis auf Höhen gefolgt war, von denen er nicht mehr hinabsteigen konnte. Diese Überlieferung ist im Lande noch volkstümlich, so nötig ist den Völkern der Kultus der Vergangenheit! Besonders aber lebte die Erinnerung an den letzten Krieg in der Seele des Tiroler Volkes. Die Bauern zeigten uns die Spitzen der Berge, auf denen sie sich verschanzt hatten. Ihre Einbildungskraft stellte sich die Wirkung wieder vor, die ihre schöne kriegerische Musik verursacht hatte, als sie von den Höhen der Berge in die Täler widerhallte. Als sie uns das Schloß des Kronprinzen von Bayern in Innsbruck zeigten, sagten sie, daß der mutige Bauer Andreas Hofer, der der Anführer des Aufstandes war, dort gewohnt hatte. Sie erzählten uns auch von dem Mute, den eine Frau bewiesen hatte, als die Franzosen in ihr Schloß eindrangen. Kurz, alles deutete bei ihnen auf das Bedürfnis hin, eine

*) Die Martinswand bei Zirl.

Nation zu sein, mehr noch als auf persönliche Zuneigung zum Hause Österreich.

In einer Kirche von Innsbruck ist das berühmte Grab Maximilians. Ich besuchte es und freute mich, unerkannt an einem Ort zu sein, der von den Hauptstädten, wo französische Beamte wohnen, entfernt war. Auf einem Sarkophag in der Mitte der Kirche befindet sich kniend die in Bronze gegossene Gestalt Maximilians. Auf beiden Seiten des Hochaltars stehen dreißig Statuen von demselben Metall, die die Eltern und Ahnen des Kaisers vorstellen. So viel vergangene Größe, so viel Ehrgeiz, den man einst gefürchtet hatte, und der jetzt als ganze Familie um ein Grab versammelt war, bot einen Anblick dar, der tief zum Nachdenken anregte. Man begegnete hier Philipp dem Guten, Karl dem Kühnen, Maria von Burgund und inmitten dieser historischen Persönlichkeiten einem sagenhaften Helden, Dietrich von Bern. Das geschlossene Visier entzog dem Auge das Gesicht des Ritters, aber wenn man dieses Visier aufgehoben hätte, wäre ein ehernes Gesicht unter einem ehernen Helm erschienen, denn die Züge des Ritters waren von Bronze wie seine Rüstung. Das Visier Dietrichs von Bern ist das einzige, das nicht aufgehoben werden kann. Der Künstler hat damit den geheimnisvollen Schleier andeuten wollen, der die Geschichte des Kriegers bedeckt.

Von Innsbruck mußte ich über Salzburg reisen, um von da aus nach der österreichischen Grenze zu gelangen. Es schien mir, daß alle meine Unruhe zu Ende sein würde, wenn ich das Gebiet der Monarchie betreten hätte, die ich als so sicher und gut kannte. Am meisten fürchtete ich jedoch die kurze Reise durch Bayern nach Österreich, denn dort konnte es sein, daß mir ein Kurier zuvorgekommen war, um zu verbieten, mich durchzulassen. Trotz meiner Befürchtungen war ich nicht sehr schnell gereist, weil meine Gesundheit, die durch all das Leid sehr erschüttert war, mir nicht erlaubte, nachts zu reisen. Ich

habe auf dieser Reise oft empfunden, daß selbst die größte Angst nicht eine gewisse physische Niedergeschlagenheit zu überwinden vermag, während welcher man Anstrengungen mehr fürchtet als den Tod. Ich hoffte jedoch, ohne Hindernis anzukommen. Schon wurden meine Befürchtungen geringer, je näher ich dem Ziele kam, das ich für sicher hielt, als sich Herrn von Schlegel, der mich begleitete, an der Tür des Gasthofes in Salzburg ein Mann näherte. Er sprach ihn Deutsch an und sagte, daß ein französischer Kurier nach einem Wagen gefragt hätte, der von Innsbruck mit einer Frau und einem jungen Mädchen käme. Er habe hinzugefügt, daß er wieder vorbeikommen werde, um Nachricht darüber zu erhalten. Ich verlor kein Wort von dem, was der Besitzer des Gasthofes sagte, und erbleichte vor Schrecken. Auch Herr von Schlegel war um meinetwillen erregt. Er stellte wiederholt Fragen, die alle bestätigten, daß es ein französischer Kurier sei, daß er von München komme, daß er mich an der österreichischen Grenze erwartet habe, jedoch vor mir zurückgekehrt sei, da er mich dort nicht fand. Nichts schien mir nun klarer zu sein. Es war also alles eingetroffen, was ich vor meiner Abreise und während der Reise gefürchtet hatte. Ich konnte nicht mehr entrinnen, da der Kurier, der, wie man sagte, schon an der Poststation war, mich notwendigerweise erreichen mußte. Ich faßte daher sofort den Entschluß, meinen Wagen, Herrn von Schlegel und meine Tochter im Gasthof zu lassen und allein in der Stadt zu Fuß weiterzugehen, um aufs Geratewohl in das erste, beste Haus einzutreten, dessen Besitzer oder Besitzerin Vertrauen erweckten. Ich wollte von ihnen nur ein paar Tage aufgenommen werden, währenddessen meine Tochter und Herr von Schlegel vorgegeben hätten, daß sie mit mir in Österreich wieder zusammentreffen wollten. Dann wäre ich, als Bäuerin verkleidet, abgereist. So gewagt dieses Unternehmen auch war, so blieb mir doch kein anderer Ausweg, und ich begann zitternd

meine Vorbereitungen zu treffen, als der so gefürchtete Kurier eintrat, der niemand anders war als Herr Rocca.*)

Nachdem er mich den ersten Tag meiner Reise begleitet hatte, war er nach Genf zurückgekehrt, um einige Geschäfte zu erledigen. Nun kam er wieder zu mir, und gab sich als französischer Kurier aus, um Nutzen aus dem Schrecken zu ziehen, den dieser Name besonders den Verbündeten Frankreichs einflößt, und um schneller Pferde zu erhalten. Er war über München gekommen und hatte sich beeilt, bis zur österreichischen Grenze zu gelangen, um sich zu vergewissern, daß niemand mir vorausgekommen wäre oder mich angezeigt hätte. Er war mir vorausgeeilt, um mir mitzuteilen, daß ich nichts zu fürchten hätte, und um auf dem Bock meines Wagens Platz zu nehmen, wenn wir die Grenze überschritten, die mir als die furchtbarste, aber auch als die letzte der Gefahren, denen ich ausgesetzt war, erschien. So wandelte sich meine Furcht in ein sehr süßes Gefühl der Sicherheit und der Dankbarkeit um.

Wir kamen durch die Stadt Salzburg, die zwar viele schöne Gebäude besitzt, die aber wie die meisten geistlichen Fürstentümer Deutschlands heute einen sehr öden Eindruck macht. Die regelmäßigen Hilfsquellen dieser Art Regierungen sind mit deren Abschaffung **) versiegt. Auch die Klöster haben zur Erhaltung der Stadt beigetragen. Man ist geradezu überrascht von den zahlreichen Niederlassungen und Gebäuden, die jene Meister des Cölibats in ihrer Residenz errichtet haben. All diese friedlichen Herrscher haben ihrem Volke Gutes erwiesen. Im letzten Jahrhundert hat ein Erzbischof von Salzburg eine Straße durch-

*) Frau von Staël heiratete Jean Michel Rocca, der 22 Jahre jünger war als sie, in geheimer Ehe im Jahre 1811. Er begleitete sie auf allen ihren Reisen.

**) Salzburg wurde 1802 säkularisiert, 1824 aber wieder zum Erzbistum erhoben.

brechen lassen, die mehrere hundert Schritte unter einem Berge fortläuft, wie die Posilippogrotte in Neapel. Auf der Vorderseite des Eingangstores sieht man die Büste des Erzbischofs mit der Unterschrift: te saxa loquuntur (die Steine sprechen von Dir). In diesen Worten liegt wahre Größe.

Endlich gelangte ich nach Österreich, das ich vor vier Jahren so glücklich gesehen hatte. Ich war sofort von der sehr fühlbaren Veränderung überrascht, welche durch die Entwertung des Papiergeldes und durch unglückliche Börsenoperationen in den Finanzen herbeigeführt worden war. Nichts entsittlicht ein Volk mehr als jene fortwährende Schwankung der Geldwerte, die aus jedem Menschen einen Börsenwucherer machen, und der ganzen arbeitenden Klasse zeigen, wie man ohne zu arbeiten durch Schlauheit Geld verdienen kann.

Ich fand im österreichischen Volke nicht mehr die gleiche Redlichkeit, die mich vier Jahre vorher so angenehm berührt hatte. Das Papiergeld regt die Einbildungskraft an, weil man beständig auf einen schnellen und leichten Gewinn hofft, und infolge der Glücksfälle werden sichere, stufenweise errungene Existenzen vernichtet, welche die Grundlagen der Ehrbarkeit des Mittelstandes bilden.

Während meines Aufenthaltes in Österreich wurde ein Mann gehängt, weil er falsches Papiergeld gemacht hatte. Es war dies gerade zu der Zeit, wo man den Wert des alten Geldes herabgesetzt hatte. Als er zur Hinrichtung geführt wurde, rief er, nicht er hätte gestohlen, sondern der Staat! Es ist in der Tat unmöglich, den Leuten aus dem Volk begreiflich zu machen, daß es nur gerecht ist, sie zu bestrafen, wenn sie auf eigene Rechnung spekuliert haben, wie dies die Regierung in ihrem Interesse tut. Aber die Regierung war mit Frankreich verbündet, und zwar in doppelter Hinsicht, da ihr Oberhaupt der sehr geduldige Schwiegervater eines schrecklichen Schwiegersohnes war. Was blieb ihm also war? Durch die Heirat

seiner Tochter waren ihm höchstens zwei Millionen Kriegssteuern erlassen worden. Der Rest wurde mit jener scheinbaren Gerechtigkeit gefordert, deren man so leicht fähig ist, und die darin besteht, daß man seine Freunde wie Feinde behandelt. Daher allein kam das große Elend in den Finanzen Österreichs. Noch ein anderes Unglück ist aus dem letzten Kriege und besonders aus dem letzten Frieden hervorgegangen. Die Nutzlosigkeit der edlen Regung, die den österreichischen Waffen in den Schlachten von Eßling und Wagram Ruhm gebracht haben, hat die Zuneigung des Volkes zu seinem Herrscher, den es früher außerordentlich liebte, erkalten lassen. Und so ging es allen Fürsten, die mit dem Kaiser Napoleon unterhandelt haben. Er hat sich ihrer bedient, als wenn sie Einnehmer wären, die den Auftrag hätten, auf seine Rechnung Steuern einzuziehen. Er hat sie gezwungen, ihre Untertanen auszusaugen, um die von ihm verlangten Abgaben zu bezahlen. Und wenn es ihm gefiel, diese Herrscher abzusetzen, so haben die Völker sie nicht verteidigt, denn sie waren von ihnen schon abgefallen, weil sie von den Fürsten zu viel Leid ertragen mußten, die damit dem Kaiser ihre Ergebenheit ausdrücken wollten.

Der Kaiser Napoleon versteht es so gut, die Lage der vorgeblich im Frieden lebenden Länder zu einer höchst unglücklichen zu gestalten, so daß ihm jede Änderung angenehm ist. Da sie nun einmal gezwungen sind, Menschen und Geld für Frankreich zu opfern, so empfinden sie gar nicht den Nachteil, mit ihm vereinigt zu sein. Sie haben jedoch Unrecht, denn nichts ist schlimmer als den Namen „Nation" zu verlieren. Und da alles Unglück Europas durch einen einzigen Menschen verursacht worden ist, so muß man das sorgfältig erhalten, was wieder erstehen kann, wenn er nicht mehr lebt.

Bevor ich in Wien ankam, machte ich einen Tag in der Abtei Melk Rast, wo mein zweiter Sohn *) und meine Leute

*) Albert.

mit meinem Gepäck wieder zu mir stoßen sollten. Die Abtei stand auf einer Höhe, von wo aus der Kaiser Napoleon die verschiedenen Krümmungen der Donau betrachtet und das Land gepriesen hatte, auf das er sich dann mit seinem Heere stürzte. Oft macht es ihm Spaß, poetische Bemerkungen über die Schönheit der Natur, die er zu verwüsten gedenkt, zu machen. Ebenso liebt er es, sich über die Wirkungen des Krieges, mit dem er das Menschengeschlecht zu Boden drücken will, in idealen Worten auszulassen. Schließlich hat er ja Recht, sich auf Kosten der Menschheit darüber lustig zu machen, daß sie es sich gefallen läßt. Der Mensch wird in seiner Jagd nach dem Bösen nur durch ein Hindernis oder durch Gewissensbisse aufgehalten. Niemand aber hat Napoleon irgendwelche Hindernisse in den Weg gestellt, und von den Gewissensbissen hat er sich mit Leichtigkeit befreit. Ich, die ich einsam seine Spuren von der Terrasse der Abtei aus verfolgte, von wo aus man weit in das Land hineinschauen konnte, bewunderte dessen Fruchtbarkeit, und war erstaunt zu sehen, daß die Gaben des Himmels so schnell die durch Menschenhand verursachten Verheerungen heilen. Nur die moralischen Reichtümer kommen nicht wieder oder sind wenigstens auf Jahrhunderte hinaus verloren!

Einunddreißigstes Kapitel.

Mein Aufenthalt in Wien.

Ich kam am 6. Juni glücklich in Wien an, zwei Stunden vor der Abreise eines Kuriers, den der russische Gesandte, Graf von Stackelberg, nach Wilna sandte, wo sich damals der Kaiser Alexander befand. Herr von Stackelberg, der mir gegenüber jenes edle Zartgefühl zeigte, das ein hervorragender Zug seines Charakters war, schrieb durch diesen Kurier, um für mich einen Paß zu verlangen. Er versicherte mir, daß ich innerhalb drei Wochen Antwort hätte. Nun handelte es sich nur darum, irgendwo diese drei Wochen zu verbringen. Meine österreichischen Freunde, die mich auf die liebenswürdigste Weise aufgenommen hatten, versicherten, ich könne ohne Furcht in Wien bleiben. Der Hof war damals in Dresden bei der großen Zusammenkunft aller deutschen Fürsten, die versammelt waren, um dem französischen Kaiser ihre Huldigung darzubringen. *) Napoleon hatte seine Reise nach Rußland unter dem Vorwand unterbrochen, von da aus noch einmal zu unterhandeln, um den Krieg mit Rußland zu vermeiden, das heißt, um durch seine Politik das gleiche zu erreichen wie mit seinen Waffen. Anfangs wollte er den König von Preußen nicht zu dem Festmahl

*) Napoleon war bereits am 29. Mai nachmittags gegen 4 Uhr zur Großen Armee abgereist. Der Kaiser und die Kaiserin von Österreich verließen Dresden an demselben Tage.

in Dresden zulassen, denn er wußte zu gut, daß die Gefühle dieses unglücklichen Monarchen den Handlungen entgegengesetzt waren, zu denen er sich verpflichtet fühlte. Wie man sagt, erlangte Herr von Metternich *) für ihn diese demütigende Gunst. Herr von Hardenberg, der den König begleitete, machte den Kaiser darauf aufmerksam, daß Preußen ein Drittel mehr bezahlt hätte, als die versprochenen Kontributionen betrugen. Da antwortete ihm der Kaiser und kehrte ihm dabei den Rücken zu: „Apothekerrechnung". Denn er findet ein geheimes Vergnügen daran, sich gemeiner Ausdrücke zu bedienen, um die, an die sie gerichtet sind, noch mehr zu demütigen. Er trat dem Kaiser und der Kaiserin von Österreich außerordentlich liebenswürdig und einschmeichelnd entgegen, denn es lag ihm viel daran, daß die österreichische Regierung tätigen Anteil an seinem Krieg mit Rußland nahm. „Sie sehen wohl," sagte er, wie man versichert, zu Herrn von Metternich, „daß ich nie das geringste Interesse daran haben kann, die Macht Österreichs, so wie sie jetzt besteht, zu vermindern, denn erstens gefällt es mir, daß mein Schwiegervater ein hochangesehener Fürst ist, und dann traue ich den alten Dynastien mehr wie den neuen. Hat der General Bernadotte nicht den Entschluß gefaßt, mit England Frieden zu schließen?" Allerdings hatte sich der Kronprinz von Schweden, wie man später sehen wird, mutig für die Interessen des Landes erklärt, das er regierte.

Als der Kaiser von Frankreich Dresden verlassen hatte, um Heerschau zu halten, ließ sich die Kaiserin Marie Luise mit ihrer Familie einige Zeit in Prag nieder. **) Als Napoleon abreiste, regelte er selbst die Etikette, die zwischen Vater und Tochter bestehen sollte, und man darf wohl glauben, daß sie

*) Metternich war in der Eigenschaft eines außerordentlichen österreichischen Gesandten in Dresden.

**) Sie reiste am 4. Juni von Dresden ab und kam am nächsten Tage in Prag an. Am 18. Juli traf sie wieder in Saint-Cloud ein.

sehr streng war, da Napoleon die Etikette fast ebenso aus Mißtrauen wie aus Eitelkeit liebte. Er benutzte sie als Mittel, um alle Menschen unter dem Vorwand zu isolieren, ihren Rang unterscheiden zu wollen.

Die ersten zehn Tage, die ich in Wien verbrachte, wurden durch kein Wölkchen getrübt. Ich war entzückt, mich wieder in einer Gesellschaft zu befinden, die mir gefiel, und deren Denkungsweise der meinigen entsprach, denn die öffentliche Meinung war dem Bündnis mit Napoleon nicht günstig. Die Regierung hatte es ohne die Zustimmung des Volkes geschlossen. Konnte denn auch wirklich ein Krieg, dessen offenbares Ziel die Wiederherstellung Polens war, mit Hilfe des Staates unternommen werden, der an der Teilung Polens teilgenommen hatte und jetzt mit größerer Beharrlichkeit denn je ein Drittel dieses Landes in Händen hielt? 30 000 Mann waren von der österreichischen Regierung ausgesandt worden, um in Warschau das vereinigte Polen wiederherzustellen, aber fast ebenso viele Spione beobachteten die Polen Galiziens, die ihre Vertreter zu diesem Bunde schicken sollten. So mußte also die österreichische Regierung zu gleicher Zeit gegen und für die Sache der Polen sein und dann zu ihren Untertanen in Galizien sagen: „Ich verbiete Euch, meiner Meinung zu sein!" Wie war das doch alles dunkel! Man wußte sich in dieser grenzenlosen Verwirrung wohl kaum zurecht zu finden, wenn nicht die Furcht alles erklärte.

Unter den Nationen, die Bonaparte hinter sich her schleift, ist die polnische die einzige, die Interesse verdient. Ich glaube, die Polen wissen ebenso gut wie wir, daß ihre Sache nur ein Vorwand zum Krieg ist, und daß der Kaiser sich um ihre Unabhängigkeit durchaus nicht kümmert. Er hat es nicht unterlassen können, dem Kaiser Alexander gegenüber seine Verachtung für Polen auszudrücken, nur, weil es frei sein will. Jetzt aber kommt es ihm gelegen, es gegen Rußland zu gebrauchen,

und die Polen benutzen diesen Umstand, um wieder eine Nation zu werden. Ich weiß nicht, ob es ihnen gelingen wird, denn der Despotismus gewährt schwerlich Freiheit. Aber ich glaube, daß sie, im Falle des Gelingens, das in ihrer eigenen Angelegenheit Gewonnene in der Sache Europas wieder verlieren werden. Sie werden Polen werden, aber als Polen ebenso Sklaven sein, wie die drei Nationen, von denen sie dann nicht mehr abhängen. Wie dem auch sei, die Polen sind doch die einzigen Europäer, die ohne Scham unter den Fahnen Bonapartes dienen können. Die Fürsten des Rheinbundes glauben ihrem Interesse zu dienen, wenn sie auch ihre Ehre dabei verlieren. Österreich hingegen opfert infolge einer wirklich sonderbaren Verkettung der Umstände Ehre und Interesse zugleich. Der Kaiser Napoleon wollte vom Erzherzog Karl die Versicherung erlangen, daß dieser das Kommando über 30 000 Österreicher übernehme. Aber der Erzherzog hat glücklicherweise diese Beschimpfung zurückgewiesen. Und als ich ihn im grauen Anzug allein im Prater spazieren gehen sah, fand ich für ihn all meine frühere Hochachtung wieder.

Der gleiche Beamte,*) der in so unwürdiger Weise geraten hatte, die Tiroler auszuliefern, war in Abwesenheit des Herrn von Metternich in Wien mit der Fremdenpolizei beauftragt worden, und entledigte sich dieses Amtes, wie man in der Folge sehen wird. Während der ersten Tage ließ er mich in Ruhe. Ich hatte bereits einen Winter in Wien zugebracht und war sehr gut vom Kaiser, der Kaiserin und dem ganzen Hofe aufgenommen worden. Es war also schwer, mir zu sagen, daß man mich diesmal nicht empfangen wollte, weil ich beim Kaiser Napoleon in Ungnade stand, besonders da diese Ungnade teilweise eine Folge des Lobes war, das ich in meinem Buche**) der Moral und dem literarischen Genie der Deut-

*) Josef von Hudelist, einer der tüchtigsten Mitarbeiter Metternichs. Er starb bereits im Jahre 1818.

**) In dem Buche „L'Allemagne".

schen gewidmet hatte. Aber was noch schwerer ins Gesicht fiel, war die Gefahr, einer Macht zu mißfallen, der sie mich gut opfern konnten, nachdem sie schon soviel für sie getan hatten.

Ich glaube nun, daß, nachdem ich einige Tage in Wien verbracht hatte, dem Chef der Polizei genauere Auskunft über meine Stellung zu Bonaparte zukam, und er es für seine Pflicht hielt, mich zu überwachen. Dies tat er auf folgende Weise: Er stellte an meiner Türe und auf der Straße Spione auf, die mir zu Fuß folgten, wenn mein Wagen langsam fuhr, und eine Droschke nahmen, um mich auf meinen Ausflügen aufs Land nicht aus dem Auge zu verlieren. Diese Art der Überwachung schien mir den französischen Machiavellismus mit der deutschen Schwerfälligkeit zu vereinigen.

Die Österreicher sind überzeugt, daß sie geschlagen worden sind, weil sie nicht soviel Scharfsinn wie die Franzosen haben, und weil dieser Scharfsinn hauptsächlich in deren Polizeimitteln besteht. Infolgedessen haben sie sich bemüht, die Spionage methodisch zu betreiben, und setzen ganz öffentlich das ins Werk, was doch vor allen Dingen versteckt sein soll. Diese von Natur aus ehrlichen Menschen haben sich gewissermaßen verpflichtet gefühlt, einen Zustand nachzuahmen, der zugleich jakobinisch und despotisch ist.

Ich mußte mich jedoch über diese Spionage beunruhigen, da der gesunde Menschenverstand genügte, um einzusehen, daß ich nur meine Flucht im Auge hatte. Man flößte mir wegen des Eintreffens meines russischen Passes Bedenken ein, denn man behauptete, daß man mich monatelang darauf warten ließe, und daß dann der Krieg mich verhindern würde, die Grenze zu überschreiten. Es war leicht zu begreifen, daß ich nicht in Wien bleiben konnte, sobald der französische Gesandte zurückgekehrt war.*) Was sollte dann aus mir werden? Ich bat

*) Graf Louis Guillaume Otto von Mosloy.



Frau von Staël.
(Nach einem Gemälde von Fräulein M. E. de Godefroy
im Musée de Versailles.)



Herrn von Stackelberg inständigst, mir ein Mittel zu verschaffen, um nach Odessa und von dort aus nach Konstantinopel zu gelangen. Da aber Odessa russisch war, mußte ich ebenfalls einen Paß von Petersburg haben, um dahin zu gehen. Es blieb mir also nur der direkte Weg in die Türkei durch Ungarn offen, und diese Straße, die durch Serbien führte, barg tausend Gefahren. Man konnte auch noch die Häfen von Saloniki durch das Innere Griechenlands erreichen. Der Erzherzog Franz hatte diesen Weg eingeschlagen, um sich nach Sardinien zu begeben. Aber der Erzherzog Franz reitet sehr gut, und das konnte ich gar nicht. Noch weniger vermochte ich mich zu entschließen, ein so junges Mädchen wie meine Tochter einer solchen Reise auszusetzen. Ich mußte also, wie schwer es mir auch fiel, den Entschluß fassen, mich von ihr zu trennen, um sie, von sicheren Personen begleitet, über Dänemark oder Schweden zu schicken. Für alle Fälle schloß ich ein Abkommen mit einem Armenier, daß er mich nach Konstantinopel führen sollte. Ich nahm mir vor, von dort aus nach Griechenland, Sizilien, Cadix und Lissabon zu gehen. Wie gewagt diese Reise auch war, so bot sie doch der Phantasie ein weites Feld.

Ich ließ im Bureau der Auswärtigen Angelegenheiten, das während der Abwesenheit des Herrn von Metternich von einem unteren Beamten geleitet wurde, um einen Paß bitten, der mir gestattete, Österreich über Ungarn oder Galizien zu verlassen, wenn ich entweder nach Petersburg oder nach Konstantinopel ginge. Man antwortete mir, daß ich mich entscheiden müßte, da man mir nicht einen Paß ausstellen könne, um über verschiedene Grenzen das Land zu verlassen. Man müsse sogar, um nach Preßburg, der ersten ungarischen, sechs Stunden hinter Wien gelegenen Stadt, zu gehen, eine Erlaubnis vom Staatenkomitee haben. Unwillkürlich kam einem der Gedanke, daß Europa, das früher allen Reisenden offen stand, unter dem Einfluß des Kaisers Napoleon wie ein großes Netz geworden sei,

das einen bei jedem Schritt umschlingt. Welche Hindernisse, welche Fesseln bei der geringsten Bewegung! Und kann man wohl begreifen, daß die unglücklichen Regierungen, die von Frankreich unterdrückt werden, sich damit trösten, daß sie die elenden Trümmer ihrer einstigen Macht ihre Untertanen in jeder Weise fühlen lassen?

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Meine Abreise von Wien.

Da ich nun genötigt war, eine Wahl zu treffen, entschied ich mich für Galizien, das mich dem Lande, das ich bevorzugte, nämlich Rußland, näher brachte. Ich gewann die Überzeugung, daß, wenn ich einmal von Wien weg war, alle diese Scherereien, die zweifellos von der französischen Regierung angestiftet worden waren, aufhören würden. Auf jeden Fall konnte ich, wenn es die Notwendigkeit erforderte, aus Galizien abreisen, um über Siebenbürgen Bukarest zu erreichen. Die Geographie von Europa, wie Napoleon sie geschaffen hat, erlernt sich durch das Unglück nur zu leicht. Schon hatte ich einen Umweg von 2000 Stunden gemacht, um seinen Machtbereich zu vermeiden! Und als ich nun von Wien abreiste, mußte ich sogar meine Zuflucht zu asiatischem Gebiet nehmen, um zu entrinnen.

Ich reiste also ab, ohne meinen Paß nach Rußland erhalten zu haben, und hoffte, so die Besorgnis der Wiener Polizei zu beschwichtigen, die sie wegen der Anwesenheit einer beim Kaiser Napoleon in Ungnade gefallenen Frau hegte. Ich bat einen Freund, mir Tag und Nacht nachzureisen, sobald die Antwort von Rußland angekommen wäre, und machte mich dann auf den Weg. Es war nicht gut, daß ich einen solchen Entschluß faßte, denn in Wien wurde ich von meinen Freunden und von der öffentlichen Meinung verteidigt. Dort konnte ich mich

leicht an den Kaiser oder an seinen Premierminister wenden. Aber einmal in einer Provinzstadt eingesperrt, hatte ich nur mit der plumpen Bösartigkeit eines Unterbeamten zu tun, der sich bei der französischen Regierung durch sein Benehmen mir gegenüber in Gunst setzen wollte. Und so geschah es auch, wie man später sehen wird.

Ich hielt mich einige Tage in Brünn, der Hauptstadt von Mähren, auf, wo ein englischer Oberst, Herr Mills, in der Verbannung lebte. Er war ein sehr guter und gefälliger Mann, und, wie die Engländer es nennen, vollkommen „inoffensif“. Man machte ihn ohne jeden Grund und ohne Zweck schrecklich unglücklich. Das österreichische Ministerium bildet sich augenscheinlich ein, daß es sich den Anschein von Kraft gäbe, wenn es jemand verfolgt. Die Klugen lassen sich davon nicht täuschen, und wie ein geistreicher Mann einmal sagte, erinnerte ihre Polizeiüberwachung an die Schildwachen, die auf der halbverfallenen Burg von Brünn stehen: sie wachen nur über Ruinen!

Kaum war ich in Brünn, als man mir alle möglichen Scherereien wegen meiner Pässe und der meiner Reisebegleiter bereitete. Ich bat um die Erlaubnis, meinen Sohn nach Wien schicken zu dürfen, damit er dort die nötige Aufklärung in dieser Hinsicht gäbe. Man erklärte mir, daß es weder meinem Sohn noch mir erlaubt sei, auch nur eine Stunde wieder zurückzureisen. Ich weiß nicht, ob der Kaiser von Österreich oder Herr von Metternich von diesen albernen Plattheiten unterrichtet waren; aber ich traf in Brünn bei den Regierungsbeamten mit wenigen Ausnahmen eine Furcht vor Tadel an, die der jetzigen Herrschaft in Frankreich würdig gewesen wäre. Und wenn die Franzosen Furcht haben, sind sie schon eher zu entschuldigen, denn unter dem Kaiser Napoleon handelt es sich dann mindestens um Verbannung, Gefängnis oder Tod!

Der Gouverneur von Mähren, der übrigens ein sehr schätzenswerter Mann war, teilte mir mit, man habe mir befohlen, so schnell als möglich durch Galizien zu reisen, und es sei mir untersagt, mich länger als vierundzwanzig Stunden in Lanzut aufzuhalten, wohin ich zu gehen beabsichtigte.

Lanzut ist das Gut der Fürstin Lubomirska, der Schwester des Fürsten Adam Czartoriski, Marschalls des polnischen Bundes, den die österreichischen Truppen zu unterstützen im Begriff waren. Die Fürstin Lubomirska selbst war wegen ihres Charakters allgemein hochgeschätzt, besonders aber wegen der edlen Wohltätigkeit, mit der sie ihr Vermögen unter die Armen verteilte. Außerdem war ihre Anhänglichkeit an das Haus Österreich bekannt, und obgleich sie Polin war, hatte sie sich nie an dem Widerstand beteiligt, der sich immer in Polen gegen die österreichische Regierung gezeigt hat. Ihr Neffe und ihre Nichte, der Fürst Heinrich und die Fürstin Therese, die ich so glücklich war, zu meinen Freunden zu zählen, haben beide die glänzendsten und liebenswürdigsten Eigenschaften. Es war kein Zweifel, daß sie sehr an ihrem polnischen Vaterland hingen, aber es war auch damals ziemlich schwer, jemand diese Gesinnung vorzuwerfen. Schickte man doch den Fürsten Schwarzenberg an der Spitze von 30 000 Mann aus, um sich für die Wiederherstellung Polens zu schlagen! Wie tief sind doch jene unglücklichen Fürsten gesunken, denen man unaufhörlich sagt, daß man den Umständen gehorchen müsse! Das heißt nämlich ihnen vorschlagen, allen Einflüssen nachzugeben.

Die Erfolge Bonapartes erregten bei den meisten Regenten Deutschlands Neid. Sie sind überzeugt, daß sie nur geschlagen worden sind, weil sie zu ehrliche Leute waren, während dies nur der Fall war, weil sie eben nicht rechtschaffen genug waren. Wenn die Deutschen dem Beispiel der Spanier gefolgt wären, wenn sie sich gesagt hätten: was auch kommen möge, wir wollen das fremde Joch nicht ertragen! so wären sie jetzt

noch eine Nation. Ihre Fürsten würden dann nicht ein so klägliches Dasein in den Salons — ich will nicht sagen des Kaisers — aber in all den Salons führen, auf die ein Strahl seiner Gunst gefallen ist. Der Kaiser von Österreich und seine geistreiche Gattin*) bewahren allerdings soviel Würde, wie es in dieser Lage möglich ist. Aber diese Lage an sich ist so falsch, daß man sie nicht wieder zu Ehren bringen kann. Jede Handlung der österreichischen Regierung zugunsten der französischen Herrschaft kann nur der Furcht beigemessen werden, und diese neue Muse flößt traurige Gesänge ein.

Ich machte den Versuch, dem Gouverneur von Mähren vorzustellen, daß ich nicht wüßte, was aus mir werden solle, wenn man mich auf so höfliche Weise gegen die russische Grenze abschiebe, da ich keinen russischen Paß habe. Und da ich weder zurück noch weiter reisen dürfe, sähe ich mich gezwungen, mein Leben in Brody, einer Grenzstadt zwischen Rußland und Österreich zu verbringen, wo sich die Juden niedergelassen hatten, um zwischen beiden Ländern Handel zu treiben. „Was Sie mir da sagen, stimmt schon," antwortete mir der Gouverneur, „aber ich habe meine Befehle." Seit einiger Zeit haben die Regierungen das Prinzip, einen zu überzeugen, daß ein Zivilbeamter der gleichen Disziplin unterliegt wie ein Offizier. Dem letzteren ist das Nachdenken verboten, oder es findet wenigstens selten statt. Es sollte einem jedoch schwer werden, Männern, die vor dem Gesetz verantwortlich sind, wie dies in England mit allen Behörden der Fall ist, begreiflich zu machen, daß es ihnen nicht erlaubt sei, den ihnen erteilten Befehl zu prüfen. Und was geht aus diesem unterwürfigen Gehorsam hervor? Wenn er nur der höchsten Person des Staates gilt, so könnte man ihn noch in einer absoluten Monarchie verstehen. Daß aber ein unterer Beamter in Abwesenheit des Chefs oder dessen

*) Marie Ludovika Beatrix, Prinzessin von Modena. Er heiratete sie in dritter Ehe im Jahre 1808.

Vertreters nach seinem Belieben polizeiliche Maßnahmen mißbrauchen kann, ist eine teuflische Erfindung der willkürlichen Regierungen, und wirkliche Größe wird davon nie Gebrauch machen.

Ich reiste nach Galizien und war diesmal vollständig niedergeschlagen. Das Schreckgespenst der Tyrannei verfolgte mich überall. Ich sah nun diese Deutschen, die ich als so anständige Leute kannte, durch die verderbliche Mißheirat korrumpiert. Sie hatte nicht allein das Blut des Herrschers, sondern auch das der Untertanen verdorben. Ich glaubte, es gäbe nur ein Europa jenseits des Meeres und der Pyrenäen und verzweifelte daran, je einen Zufluchtsort nach meinem Wunsche zu finden.

Der Anblick Galiziens war nicht gerade geeignet, die Hoffnung auf das Schicksal der Menschheit wieder zu beleben. Die Österreicher verstehen es nicht, sich die Liebe der ihnen unterworfenen fremden Völker zu erringen. Als Venedig in ihren Besitz gelangte, war das erste, was sie taten, den Karneval zu verbieten, der sozusagen zur feststehenden Einrichtung geworden war, denn seit undenklichen Zeiten spricht man schon vom Karneval von Venedig. Die schroffsten Männer der Monarchie werden ausgewählt, um diese heitere Stadt zu regieren. Daher wollen die südlichen Völker sich lieber von den Franzosen ausplündern, als von den Österreichern regieren lassen.

Die Polen lieben ihr Vaterland wie einen unglücklichen Freund. Das Land ist traurig und eintönig, das Volk unwissend und faul. Man hat immer die Freiheit gewünscht, aber nie verstanden, sie sich zu verschaffen. Die Polen glauben jedoch, daß sie ihr Land regieren müssen und auch können, und dieses Gefühl ist ganz begreiflich. Indes ist die Erziehung des Volkes so vernachlässigt und jede Art Industrie ihm so fremd, daß sich die Juden des ganzen Handels bemächtigt haben, und die Bauern ihnen für einen Vorrat Branntwein ihre ganze Ernte des nächsten Jahres verkaufen. Der Unterschied zwischen Herren

und Bauern ist so groß, der Luxus der einen und das schreckliche Elend der andern bieten einen so schreienden Gegensatz, daß die Österreicher wahrscheinlich bessere Gesetze, als die bestandenen, eingeführt haben. Ein stolzes Volk jedoch, und dieses hier ist es selbst in seiner Not, duldet nicht, daß man es demütigt, selbst nicht, wenn man ihm dadurch Gutes erweist, und an Demütigungen haben es die Österreicher nie fehlen lassen. Sie haben Galizien in Kreise eingeteilt, und jeder dieser Kreise wird von einem deutschen Beamten befehligt. Bisweilen übernimmt ein vornehmer Mann dieses Amt, aber meist ist es eine rohe Sorte, die aus den Reihen der Subalternbeamten hervorgeht, und nun despotisch den großen Herren Polens befiehlt.

Die Polizei, die heute an Stelle der Geheimgerichte getreten ist, erteilt Vollmacht zu den drückendsten Maßnahmen. Denn man stelle sich nur vor, was die Polizei, das Spitzfindigste und Willkürlichste einer Regierung, bedeutet, wenn sie den groben Händen eines Kreishauptmanns anvertraut ist. Auf jeder Poststation in Galizien sieht man drei Sorten von Menschen um die Wagen der Reisenden herumlungern; jüdische Händler, polnische Bettler und deutsche Spione! Das Land scheint nur von diesen drei Arten von Menschen bewohnt zu sein. Die Bettler mit ihren langen Bärten und ihren alten sarmatischen Kostümen flößen tiefes Mitleid ein. Allerdings würden sie nicht mehr in diesem Zustande sein, wenn sie arbeiten wollten. Man weiß jedoch nicht, ob es Stolz oder Faulheit ist, die sie die Dienste der geknechteten Welt verachten läßt.

Man begegnet auf den Landstraßen ganzen Zügen von Frauen und Männern, die das Kreuz vor sich her tragen und Psalmen singen. Ein Ausdruck tiefer Trauer liegt auf ihren Gesichtern. Ich habe gesehen, wie man ihnen, nicht etwa Geld, sondern Nahrungsmittel gab, die jedenfalls besser waren, als die, an die sie gewöhnt waren. Sie blickten jedoch erstaunt zum Himmel auf, als wenn sie nicht begreifen könnten,

daß sie geschaffen seien, solche Gaben zu genießen. Es ist in Polen Brauch, daß die Leute aus dem Volke den Herren, wenn sie ihnen begegnen, die Knie küssen. Man kann keinen Schritt in einem Dorfe tun, ohne daß Frauen, Kinder und Greise einen auf diese Weise begrüßen. Inmitten dieses Elends sah man Männer in schäbigen Fräcken,*) die dem Unglück auflauerten, denn das war das einzige, was sich ihren Blicken darbot.

Die Kreishauptleute verweigerten den polnischen Edelleuten die Pässe, aus Furcht, daß sie sich gegenseitig besuchten, oder daß sie nach Warschau gingen. Sie nötigten diese Herren, alle acht Tage zu erscheinen, um ihre Anwesenheit festzustellen. So zeigten die Österreicher auf alle Art und Weise, daß man sie in Polen verabscheute. Sie teilten daher ihre Truppen in zwei Hälften. Die eine hatte den Auftrag, die Interessen Polens nach außen hin zu stützen, die andere sollte im Innern die Polen verhindern, der gleichen Sache zu dienen. Ich glaube nicht, daß je ein Land so elend regiert worden ist, wenigstens in politischer Beziehung, als damals Galizien. Und augenscheinlich gestattete man den Ausländern nur deshalb schwer den Aufenthalt im Lande oder verbot ihnen sogar die Durchreise, um ihnen diesen Anblick zu entziehen.

Die Art, auf welche die österreichische Polizei meine Reise beschleunigte, war folgende. Man mußte auf diesem Wege seinen Paß von jedem Kreishauptmann visieren lassen, und nach je zwei Poststationen stieß man auf eine Kreishauptmannschaft. In den Polizeibureaus hatte man anschlagen lassen, daß man mich überwachen solle, wenn ich durchreiste. Wenn es nicht eine so grenzenlose Unverschämtheit gewesen wäre, eine Frau auf diese Weise zu behandeln, und noch dazu eine Frau, die man verfolgt, weil sie Deutschland gerecht geworden ist, so müßte man über ein

*) Mit diesen Männern sind die österreichischen Beamten gemeint, die überall spionierten.

solches Übermaß von Dummheit lachen, die in großen Buchstaben Polizeimaßnahmen anschlagen läßt, deren ganze Stärke doch im Geheimnis liegt. Dies erinnert mich an Herrn von Sartine, der den Vorschlag gemacht hatte, den Spionen eine Livree zu geben.*) Nicht daß der Urheber all dieser Plattheiten ohne Geist gewesen wäre; nein, er war nur dermaßen bestrebt, der französischen Regierung zu gefallen, daß er eine ganz besondere Ehre darein setzte, seine Gemeinheit auf die offensichtlichste Weise der Welt zu zeigen.

Diese offen angekündigte Überwachung wurde mit ebenso viel Feinheit, als sie entworfen war, ausgeführt. Ein Korporal oder Beamter, oder auch alle beide, kamen herbei, meinen Wagen zu betrachten, und rauchten dabei ihre Pfeife. Als sie ihre Runde gemacht hatten, gingen sie weg, ohne zu geruhen, mir mitzuteilen, daß alles in Ordnung sei. Dann wären sie doch wenigstens zu etwas nütze gewesen. Ich reiste langsam, um auf meinen russischen Paß zu warten, in dem ich mein einziges Heil in dieser Lage erblickte. Eines Morgens machte ich einen Umweg, um eine Schloßruine zu besuchen, die der Fürstin Lubomirska gehörte. Um dorthin zu gelangen, mußte ich Wege einschlagen, von denen man sich keine Vorstellung machen kann, wenn man nicht in Polen gereist ist. Als ich mich mitten in dieser Art Wüste befand, durch die ich ganz allein mit meinem Sohne fuhr, begrüßte mich ein berittener Mann in französischer Sprache. Ich wollte ihm antworten. Er war aber schon weg. Es ist mir unmöglich, die Wirkung zu beschreiben, die diese wohlbekannten Laute in einem so grausamen Augenblick auf mich ausübten. Ach! Wie würde man die Franzosen lieben, wenn sie frei wären! Sie selbst wären die ersten, die ihre Verbündeten von diesem Augenblicke an verachteten!

Ich stieg in den Hof dieses in Trümmern liegenden Schlosses hinab. Der Wärter, seine Frau und seine Kinder kamen herbei

*) Gabriel de Sartine war Polizeidirektor und starb im Jahre 1801.

und küßten meine Knie. Ich hatte ihnen durch einen schlechten Dolmetscher mitgeteilt, daß ich die Fürstin Lobomirska kannte. Dieser Name genügte, um ihnen Vertrauen einzuflößen. Sie zweifelten nicht an meinen Worten, obgleich ich in einem sehr schlechten Aufzug angekommen war. Sie öffneten für mich einen Saal, der einem Gefängnis glich. Gerade als ich eintrat, hatte eine Frau Wohlgerüche verbrannt. Es war weder Weißbrot noch Fleisch vorhanden, jedoch ein ausgezeichneter ungarischer Wein. Überall waren Reste von großer Pracht neben dem größten Elend zu sehen. Diesen Gegensatz findet man oft in Polen. Es gibt zum Beispiel in Häusern, wo die gesuchteste Eleganz herrscht, keine Betten! In diesem Land scheint alles Skizze zu sein; nichts ist beendet. Aber was man nicht genug loben kann, ist die Güte des Volkes und der Edelmut der Großen! Beide werden leicht durch das Gute und Schöne gerührt, und die Beamten, die Österreich in dieses Land schickt, scheinen mitten unter dieser leicht beweglichen Nation wie von Holz zu sein.

Endlich kam mein Paß von Rußland an, und ich werde mein ganzes Leben dafür dankbar sein, soviel Freude bereitete er mir. Gleichzeitig war es meinen Wiener Freunden gelungen, den schädlichen Einfluß derjenigen von mir abzuwenden, die Frankreich zu gefallen hofften, wenn sie mich quälten. Nun hoffte ich, endlich ganz vor neuen Leiden geschützt zu sein. Ich vergaß jedoch, daß die Rundschreiben an alle Kreishauptleute noch nicht zurückgezogen waren, und daß ich nur vom Ministerium das Versprechen hatte, diese lächerlichen Qualen aufheben zu wollen. Ich glaubte, meinem Plan folgen und in Lanzut, jenem in Polen so berühmten Schlosse der Fürstin Lubomirska, Rast machen zu können. Dieses Schloß vereinigt alles in sich, was Geschmack und Pracht in größter Vollendung bieten können. Ich freute mich sehr, den Fürsten Heinrich Lubomirski wiederzusehen, dessen Gesellschaft, wie auch die seiner Frau, mir in Genf die schönsten Augenblicke verschafft hatte. Ich nahm mir

vor, dort zwei Tage zu bleiben und dann meine Reise sehr schnell fortzusetzen, da man mir von allen Seiten mitteilte, daß der Krieg zwischen Frankreich und Rußland erklärt sei. Ich konnte in meiner Absicht nichts sehen, was die Ruhe Österreichs gefährdet haben würde, denn es war eine höchst komische Idee, meine Beziehungen zu den Polen zu fürchten, da diese damals Bonaparte dienten. Allerdings möchte ich wiederholen, daß man sie nicht mit den andern Frankreich tributpflichtigen Völkern verwechseln darf. Es ist schrecklich, die Freiheit nur von einem Despoten erhoffen zu können, und die Unabhängigkeit des eigenen Volkes von der Knechtung des übrigen Europas zu erwarten. Schließlich aber war das österreichische Ministerium in der polnischen Angelegenheit verdächtiger als ich, denn es stellte Truppen, um sie zu unterstützen, und ich weihte meine geringen Kräfte der gerechten Sache Europas, die damals nur von Rußland verteidigt wurde. Übrigens wissen das österreichische Ministerium und die mit Bonaparte verbündeten Regierungen nicht mehr, was Meinung, Gewissen und Neigung sind. Infolge der Inkonsequenz ihres eigenen Verhaltens, und der List, mit der die Diplomatie Napoleons sie in Fesseln geschlagen hat, bleibt ihnen nur eine einzige unzweideutige Vorstellung, nämlich die der Gewalt, und daher tun sie alles, um Napoleon zu gefallen.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Meine Reise durch Polen.

Ich langte in den ersten Tagen des Juli in der Hauptstadt des Kreises an, zu der Lanzut gehört. Mein Wagen hielt vor der Post, und mein Sohn ging, wie gewöhnlich, meinen Paß prüfen zu lassen. Ich wunderte mich sehr, daß er nach einer Viertelstunde immer noch nicht wieder kam, und bat Herrn von Schlegel, sich zu erkundigen, wodurch diese Verspätung verursacht wurde. Sie kamen beide in Begleitung eines Mannes zurück, dessen Anblick ich in meinem Leben nicht vergessen werde. Ein freundliches Lächeln in einem dummen Gesicht gaben ihm ein furchtbar unangenehmes Aussehen. Mein Sohn teilte mir außer sich vor Empörung mit, daß der Kreishauptmann erklärt hätte, ich könnte nicht länger als acht Stunden in Lanzut bleiben. Und um meines Gehorsams sicher zu sein, sollte einer seiner Kommissare mich bis ins Schloß begleiten und mich nicht verlassen, bevor ich wieder abgereist sei. Mein Sohn hatte dem Kreishauptmann vorgestellt, daß ich, todmüde, wie ich sei, mehr als acht Stunden brauche, um mich auszuruhen, und daß der Anblick eines Polizeikommissars bei meinem leidenden Zustand eine furchtbare Erschütterung hervorrufen würde. Der Hauptmann hatte ihm mit einer Roheit geantwortet, wie man sie nur bei deutschen Unterbeamten finden kann. Nur bei diesen trifft man auch diese kriechende Achtung vor der Gewalt, der unmittelbar die Arro-

ganz den Schwachen gegenüber folgt. Die Gemütsbewegungen dieser Menschen gleichen den Bewegungen bei einer Parade. Sie machen rechts und links um, je nach dem Befehl, den man ihnen gibt.

Der Kommissar, der mit meiner Überwachung beauftragt war, verbeugte sich fast bis zur Erde hinab vor mir, wollte aber nichts an seiner Vorschrift ändern. Er stieg in eine Kalesche, deren Pferde fast die Hinterräder meiner Berline berührten. Der Gedanke, so bei einem alten Freund, an einem entzückenden Ort anzukommen, wo es mir ein Fest sein würde, einige Tage zu verbringen, tat mir so weh, daß ich es nicht überwinden konnte. Dazu kam, glaube ich, auch der Zorn, hinter mir diesen frechen Spion zu wissen, der sicher leicht zu täuschen gewesen wäre, wenn man Lust dazu verspürt hätte, der aber doch sein Amt mit einer unerträglichen Mischung von Pedanterie und Strenge ausübte.*) Ich bekam mitten auf der Straße einen Nervenanfall, und man mußte mich aus dem Wagen hinaustragen und am Rand des Straßengrabens niederlegen. Nun glaubte dieser elende Kommissar, Mitleid mit mir haben zu müssen, und sandte daher, ohne selbst aus dem Wagen zu steigen, seinen Diener, um ein Glas Wasser zu holen. Ich kann die Wut nicht beschreiben, die mich wegen meiner Nervenschwäche überkam. Das Mitleid dieses Mannes war die tiefste Beleidigung, die ich mir wenigstens hätte ersparen sollen. Er reiste mit mir weiter, und ich fuhr mit ihm in den Hof des Schlosses Lanzut ein.

Der Fürst Heinrich, der so etwas nicht ahnte, kam mit der

---

*) Nicht allein Frau von Staël war dieser scharfen Überwachung ausgesetzt, sondern auch Herrn Rocca ward dasselbe Los zuteil. Obwohl er längst seinen Abschied als französischer Offizier genommen hatte, und ihn auch seine Wunden kampfunfähig machten, so mußte er doch jeden Augenblick gewärtig sein, von den französischen Behörden verhaftet zu werden. Er reiste daher allein und unter falschem Namen. Erst in Lanzut traf er mit Frau von Staël zusammen.

liebenswürdigsten Heiterkeit zu mir herunter. Er war anfangs über mein bleiches Aussehen erschreckt, und ich teilte ihm daher sofort mit, welch sonderbaren Gast ich mitbrachte. Von da an verleugnete er nicht einen Augenblick lang seine Kaltblütigkeit, seine Entschlossenheit und seine Freundschaft für mich. Man begreift jedoch wohl den Zustand, wenn sich ein Polizeikommissar am Tische eines großen Herrn, wie des Fürsten Heinrich oder irgendeines andern, ohne dessen Zustimmung niederläßt! Nach dem Abendessen ging der Kommissar zu meinem Sohne und sagte in jenem honigsüßen Ton, den ich besonders hasse, wenn er dazu dient, verletzende Worte zu sagen: „Meinem Befehle gemäß müßte ich die Nacht im Zimmer Ihrer Frau Mutter verbringen, um mich zu versichern, daß sie sich mit niemandem bespricht. Aber ich werde es aus Rücksicht für sie nicht tun." — „Sie können hinzufügen, auch aus Rücksicht für Sie," antwortete mein Sohn, „denn wenn Sie in der Nacht den Fuß in das Zimmer meiner Mutter setzen, werfe ich Sie zum Fenster hinaus." — „Ach! Herr Baron," erwiderte der Kommissar, und verbeugte sich dabei noch tiefer als sonst, weil diese Drohung eine Gewalt vortäuschte, die nicht verfehlte, auf ihn Eindruck zu machen. Er ging zu Bett, und am folgenden Tag beschäftigte sich der Sekretär des Fürsten beim Frühstück so mit ihm, indem er ihm Essen und Trinken gab, daß ich, glaube ich, noch einige Stunden hätte bleiben können.

Aber ich schämte mich, eine Szene bei meinem liebenswürdigen Gast heraufzubeschwören. Ich nahm mir nicht einmal Zeit, die schönen Gärten anzusehen, die mit ihren tropischen Pflanzen an das Klima des Südens erinnern, noch konnte ich das Haus betrachten, das den verfolgten französischen Emigranten eine Zufluchtsstätte gewesen war. Künstler hatten es mit den Gaben ihres Talentes zum Dank für alle Freundlichkeiten ausgeschmückt, die ihnen die Herrin des Hauses erwiesen hatte. Der Gegensatz zwischen diesen schönen, glänzenden Eindrücken und dem

Schmerz und der Entrüstung, die ich empfand, war unerträglich. Die Erinnerung an Lanzut, das ich nur Grund hatte, zu lieben, läßt mich frösteln, wenn ich an diese Zeit zurückdenke.

Ich verließ nun dieses Haus und vergoß dabei bittere Tränen. Ich wußte ja nicht, was mir noch während der fünfzig Wegstunden auf österreichischem Gebiet bevorstand. Der Kommissar geleitete mich bis an die Grenze seines Kreises, und als er mich verließ, fragte er, ob ich mit ihm zufrieden gewesen sei. Die Dummheit dieses Menschen entwaffnete mein Rachegefühl. Was bei all diesen Scherereien, die sonst durchaus nicht im Charakter der österreichischen Regierung liegen, besonders auffällt, ist, daß sie von den Beamten mit ebenso viel Roheit als Ungeschicklichkeit ausgeführt werden. Diese früher so anständigen Leute zeigen bei den häßlichen Sachen, die man von ihnen fordert, die gleiche gewissenhafte Genauigkeit, die sie bei den guten anwenden. Ihr Geist, der zu beschränkt ist, um sich sofort in die ihnen unbekannte Regierungsweise zu finden, läßt sie hundert Dummheiten, sei es wegen ihrer Ungeschicklichkeit oder ihrer Grobheit, begehen. Sie nehmen die Keule des Herkules, um eine Fliege totzuschlagen, und während dieser unnützen Anstrengung können ihnen die wichtigsten Sachen entschlüpfen.

Als ich den Kreis Lanzut verließ, traf ich noch bis Lemberg, der Hauptstadt Galiziens, Grenadiere, die bei jeder Poststation aufgestellt waren, um meinen Reiseweg zu beobachten. Ich würde darüber Bedauern empfunden haben, daß die armen Leute so ihre Zeit verlieren mußten, wenn ich nicht gedacht hätte, daß sie doch noch besser an diesem Platze seien als bei der unglücklichen Armee, die Österreich Napoleon zur Verfügung stellte. Als ich in Lemberg angekommen war, fand ich das alte Österreich in Gestalt des Gouverneurs und des Kommandanten der Provinz wieder, die mich beide mit großer Höflichkeit empfingen. Sie gaben mir, was ich vor allem wünschte, die Erlaubnis, von Österreich nach Rußland zu gehen. So endigte mein Aufenthalt in

diesem Lande, das ich mächtig, gerecht und rechtschaffen gesehen hatte. Sein Bündnis mit Napoleon hat es während seiner ganzen Dauer auf die letzte Stufe unter den Nationen heruntergebracht. Die Geschichte wird zweifellos nicht vergessen, daß es sich in seinen langen Kämpfen gegen Frankreich außerordentlich kriegerisch gezeigt hat, und daß seine letzte Anstrengung, Bonaparte Widerstand zu leisten, durch eine lobenswerte nationale Begeisterung hervorgerufen wurde. Aber der Herrscher dieses Landes, der seinen Ratgebern mehr folgte als seinem eigenen Charakter, hat diese Begeisterung vollständig vernichtet, indem er sie in ihrem höchsten Schwung aufhielt. Die Unglücklichen, die auf den Schlachtfeldern von Eßling und Wagram gefallen sind, damit es noch eine österreichische Monarchie und ein deutsches Volk gäbe, konnten allerdings nicht ahnen, daß ihre Waffengefährten sich drei Jahre später schlagen würden, damit das Reich Bonapartes sich bis an die Grenzen Asiens erstrecke, und damit es in ganz Europa nicht einmal eine Wüste gäbe, wo die Geächteten, von den Königen hinab bis zu den Untertanen, einen Zufluchtsort finden könnten, denn das ist der Zweck und das einzige Ziel des Krieges Frankreichs gegen Rußland!

Vierunddreißigstes Kapitel.

Meine Ankunft in Rußland.

Man war zwar nicht gewöhnt, Rußland als den freiesten Staat Europas zu betrachten; das Joch jedoch, das der Kaiser der Franzosen den Staaten des Kontinents aufbürdet, lastet so schwer, daß man glaubt, in einer Republik zu sein, wenn man in ein Land kommt, wo die Tyrannei Napoleons nicht mehr fühlbar ist. Ich kam in Rußland gerade am 14. Juli an. Dieser Jahrestag des Beginnes der Revolution berührte mich seltsam. So schloß sich für mich der Kreis der Geschichte Frankreichs, der mit dem 14. Juli 1789 begonnen hatte.*) Als sich die Schranke, die Österreich von Rußland trennte, öffnete, um mich durchzulassen, schwor ich, nie wieder den Fuß in ein Land zu setzen, das in irgend einer Weise dem Kaiser Napoleon unterworfen war. Wird mir dieser Schwur je erlauben, das schöne Frankreich wiederzusehen?**)

Der erste Mensch, der mich in Rußland empfing, war ein Franzose, der früher Schreiber in der Kanzlei meines Vaters gewesen war. Er sprach von ihm mit Tränen in den Augen,

*) Der 14. Juli war auch der Sterbetag der Frau von Staël; sie starb im Jahre 1817.

**) Sie sah es doch wieder, und wenn sie auch gelobt hatte, nicht mit Hilfe der Fremden nach Frankreich zurückzukehren, so verdankte sie doch gerade diesen ihre Rückkehr.

und der in dieser Weise ausgesprochene Name schien mir ein glückliches Vorzeichen zu sein. Wirklich habe ich im russischen Reiche, das unrichtigerweise barbarisch genannt wird, nur edle und sanfte Eindrücke empfunden. Möge mein Dank noch mehr Segen auf dieses Volk und seinen Herrscher häufen! Ich kam nach Rußland, als die französische Armee bereits weit ins russische Gebiet eingedrungen war, und doch hielt keine Verfolgung, kein Hindernis auch nur einen Augenblick den fremden Reisenden auf. Weder ich noch meine Begleiter konnten ein Wort Russisch. Wir sprachen nur Französisch, die Sprache der Feinde, die das Reich verwüsteten. Infolge einer Reihe ärgerlicher Zwischenfälle hatte ich nicht einmal einen Diener mit mir, der russisch sprach. Ohne einen deutschen Arzt, den Doktor Renner, der uns in der hochherzigsten Weise als Dolmetscher bis Moskau diente, hätten wir wirklich den Namen Taubstumme verdient, den die Russen in ihrer Sprache den Fremden geben. Und trotzdem wäre unsere Reise sicher und leicht gewesen, so groß ist in Rußland die Gastfreundschaft der Hochgestellten und des Volkes! Schon im Anfang der Reise erfuhren wir, daß der direkte Weg nach Petersburg bereits von den Truppen besetzt sei, und daß man über Moskau müsse, um sich dorthin zu begeben. Das war ein Umweg von 200 Stunden, aber wir hatten bereits einen von 1500 gemacht, und ich freute mich jetzt, Moskau zu sehen.

Die erste Provinz, durch die wir reisen mußten, war Wolhynien. Sie gehört zu Russisch-Polen. Es ist ein fruchtbares Land, und wie Galizien von Juden überschwemmt, jedoch in viel weniger elendem Zustand wie jenes. Ich machte in dem Schlosse eines polnischen Edelmannes Rast, dem ich empfohlen worden war. Er riet mir, meine Reise schleunigst fortzusetzen, da die Franzosen auf Wolhynien marschierten, und meinte, daß sie sehr wohl innerhalb acht Tagen hier sein könnten.

Im allgemeinen ziehen die Polen die Russen den Österreichern vor. Russen und Polen sind beide slavischer Rasse. Sie

sind zwar einander feindlich gesinnt gewesen, aber sie achten sich gegenseitig, während die Deutschen, die in der europäischen Zivilisation höher als die Slaven stehen, ihnen in vielen Dingen nicht gerecht werden können.

In Shitomir, der Hauptstadt Wolhyniens, erzählte man mir, daß der russische Polizeiminister *) nach Wilna gesandt worden war, um den Grund des unvermuteten Angriffs des Kaisers Napoleon zu erfahren, und in aller Form gegen das Eindringen in russisches Gebiet zu protestieren. Es ist kaum zu glauben, welch zahllose Opfer der Kaiser Alexander gebracht hat, um den Frieden zu bewahren. **) Und weit entfernt, daß Napoleon den Kaiser Alexander beschuldigen kann, den Vertrag von Tilsit gebrochen zu haben, kann man dem Zaren vielmehr eine zu gewissenhafte Treue hinsichtlich dieses verhängnisvollen Vertrags vorwerfen. Und Alexander hätte das Recht gehabt, Napoleon den Krieg zu erklären, da dieser zuerst den Vertrag gebrochen hat. Der Kaiser der Franzosen sagte in seiner Unterredung mit dem Polizeiminister von Balaschoff ***) unbegreifliche Indiskretionen, die man für Ungezwungenheit halten könnte, wenn man nicht wüßte, daß er gerne den Schrecken, den er einflößt, vermehrt, indem er sich ganz unberechenbar zeigt. „Glauben Sie denn," sagte er zu Balaschoff, „daß ich mich um diese polnischen Jakobiner kümmere?" Man versichert in der Tat, daß ein Brief besteht, der von einem Minister Napoleons vor einigen Jahren an Herrn von Romanzoff gesandt worden war, und in welchem man den Vorschlag machte, den Namen „Polen" aus der europäischen Geschichte zu streichen. Welch ein Unglück für dieses Volk,

---

*) Es war der General Balaschoff.

**) Hier irrt Frau von Staël gewaltig, denn Napoleon tat anfangs alles, um diesen Krieg zu vermeiden, und in seinen Briefen an den Kaiser Alexander suchte er stets das gute Einvernehmen zu erhalten. Der Zar war es, der nicht darauf eingehen wollte.

***) Sie fand am 1. Juli in Wilna statt.

daß der Kaiser Alexander nicht den Titel eines Königs von Polen angenommen und die Sache dieses unterdrückten Volkes mit der aller edlen Menschen verbunden hat!

Napoleon frug einen seiner Generale in Gegenwart Balaschoffs, ob er einmal in Moskau gewesen sei, und wie diese Stadt eigentlich aussähe? Der General antwortete, daß ihm Moskau mehr wie ein großes Dorf als eine Hauptstadt vorgekommen sei. Und wieviel Kirchen besitzt sie denn?*) frug der Kaiser weiter. „Ungefähr 1600," gab man ihm zur Antwort. „Das ist doch unbegreiflich," erwiderte Napoleon, „in einer Zeit, wo man nicht mehr fromm ist." — „Verzeihung, Sire," wandte Herr von Balaschoff ein, „die Russen und Spanier sind es noch!" Das war eine bewundernswerte Antwort! Sie schloß die Weissagung in sich, daß die Bewohner Moskaus die Kastilianer des Nordens werden würden!

Nichtsdestoweniger machte die französische Armee schnelle Fortschritte. Man ist so daran gewöhnt, die Franzosen überall im Ausland siegen zu sehen, trotzdem sie zu Hause keinem Joche Widerstand entgegensetzen, daß ich mit Recht fürchten konnte, ihnen schon auf der Straße von Moskau zu begegnen. Wie sonderbar ist doch mein Schicksal! Ich war gezwungen, vor den Franzosen zu fliehen, die meinen Vater im Triumphe getragen hatten! Vor ihnen mußte ich bis zu Asiens Grenzen flüchten! Welches Schicksal jedoch wirkte nicht erschütternd, sei es groß oder klein, das von dem Manne, der bestimmt ist, seine Mitmenschen zu erniedrigen, willkürlich gewählt wird?

Ich glaubte, nach Odessa zu müssen, einer Stadt, die durch die weise Verwaltung des Herzogs von Richelieu zur Blüte gelangt ist. Von da aus wäre ich dann nach Konstantinopel und Griechenland gegangen. Ich tröstete mich über diese lange Reise durch den Gedanken an eine Dichtung über Richard Löwen=

---

*) Der Kaiser richtete diese Fragen nicht an einen seiner Generale, sondern an Balaschoff selbst.

herz, die ich beabsichtigte, wenn mein Leben und meine Gesundheit es mir gestatten würden. Diese Dichtung soll die Sitten und das Wesen des Orients beschreiben und dem Andenken einer großen Zeit der englischen Geschichte geweiht sein, nämlich der Epoche, in der die Begeisterung für die Kreuzzüge dem Enthusiasmus der Freiheit Platz gemacht hat. Da man aber das nicht malen kann, was man nicht gesehen hat, ebenso wie man das nur ausdrücken kann, was man fühlt, so muß ich nach Konstantinopel, Syrien und Sizilien gehen, um den Spuren Richards zu folgen. Meine Reisebegleiter, die meine Kräfte besser als ich kannten, rieten mir von solch einem Unternehmen ab, und versicherten, daß ich, wenn ich mich beeile, mit der Post schneller vorwärts komme als ein Heer. Man wird gleich sehen, daß ich wirklich nicht viel Ruhezeit hatte.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Kiew.

Ich war entschlossen, meine Reise in Rußland fortzusetzen, und wandte mich nach Kiew, der Hauptstadt der Ukraine. Früher war Kiew die Hauptstadt von ganz Rußland gewesen, denn dieses Reich hat anfangs seine Hauptstadt im Süden gegründet. Die Russen unterhielten nämlich damals einen ständigen Verkehr mit den in Konstantinopel lebenden Griechen und überhaupt mit den orientalischen Völkern, deren Gewohnheiten sie sich in mancher Beziehung zu eigen gemacht haben. Die Ukraine ist ein sehr fruchtbares, aber durchaus nicht angenehmes Land. Man sieht dort unermeßlich weite Kornfelder, die durch unsichtbare Hände angelegt zu sein scheinen, so selten sind Ansiedlungen und Bewohner. Man darf nicht denken, daß man etwas den abendländischen Städten Ähnliches sieht, wenn man sich Kiew oder den meisten der sogenannten „Städte" Rußlands nähert. Die Wege sind nicht gut instand gehalten, und keine Bauernhäuser deuten auf eine bevölkerte Gegend hin. Das erste, was ich bei meiner Ankunft in Kiew sah, war ein Friedhof. Dadurch nur erfuhr ich, daß ich einem Orte nahe war, wo menschliche Ansiedlungen bestanden. Die meisten Häuser Kiews gleichen Zelten, und aus der Ferne sieht die Stadt wie ein Lager aus. Es kommt einem der Gedanke, daß man die Wanderzelte der Tartaren zum Vorbild genommen hat, um Holzhäuser zu bauen, die ebenso wenig dauerhaft wie jene scheinen. Wenige Tage genügen zu ihrem Bau.

häufige Feuersbrünste vernichten sie. Dann braucht man nur jemand in den Wald zu schicken, um sich eine Wohnung zu bestellen, wie man auf dem Markte seine Wintervorräte einkauft. Dennoch ragen unter diesen Hütten Paläste hervor, besonders Kirchen, deren grüne, vergoldete Kuppeln das Auge merkwürdig berühren. Wenn abends die Sonne ihre glühenden Strahlen auf diese glänzenden Gewölbe herabsendet, so glaubt man eher, eine festliche Illumination als ein dauerhaftes Gebäude zu sehen.

Die Russen gehen nie an einer Kirche vorbei, ohne das Zeichen des Kreuzes zu machen, und ihr langer Bart erhöht noch den frommen Ausdruck ihres Gesichts. Die meisten tragen ein weites, blaues Kleid, das durch einen roten Gürtel in den Hüften gehalten wird. Auch das Kleid der Frau hat etwas Asiatisches an sich. Dabei fällt einem der Geschmack für lebhafte Farben auf, den man besonders in Ländern findet, wo die Sonne so golden erscheint, daß man ihren Glanz aus den Gegenständen wieder hervorzaubern möchte, die sie beleuchtet. In kurzer Zeit gefielen mir diese orientalischen Kostüme so sehr, daß ich die Russen nicht wie die andern Europäer gekleidet sehen mochte. Es schien mir damals, daß auch sie die große Regelmäßigkeit in allen Dingen, die der Despotismus Napoleons mit sich bringt, annehmen wollten, der den Völkern zuerst das Aushebungsgesetz, dann die Kriegssteuern, dann den Code Napoléon schenkt, um die verschiedensten Nationen auf die gleiche Weise zu regieren.

Der Dnjepr, den die Alten Borysthenes nannten, fließt an Kiew vorbei. Die Überlieferung erzählt, daß ein Schiffer, der über den Fluß fuhr, seine Wellen so rein fand, daß er an seinen Ufern eine Stadt gründen wollte. Wirklich bilden die Flüsse die größten Schönheiten in der russischen Landschaft. Kaum daß man einmal einen Bach trifft, so sehr hemmt das Land seinen Lauf. Verschiedenheit der Bäume gibt es fast nicht. Nur der traurigstimmenden Birke begegnet man fortwährend in dieser

wenig abwechslungsreichen Natur. Manchmal sogar vermißt man die Steine, so langweilig ist es, weder Hügel noch Täler anzutreffen und immer weiterzureisen, ohne neue Gegenstände zu sehen. Die Flüsse bieten daher dem ermüdeten Auge eine willkommene Abwechslung. Daher segnen auch die Priester diese Flüsse. Der Kaiser, die Kaiserin und der ganze Hof wohnen immer der Einsegnung der Newa bei, und zwar im Winter, zu einer Zeit, wo die Kälte am größten ist. Man erzählt, daß Wladimir im Anfang des 11. Jahrhunderts die Wellen des Borysthenes heilig erklärte, und daß es genügte, darin unterzutauchen, um Christ zu werden. Da die Taufe der Orthodoxen durch Untertauchen vollzogen wird, so gingen Tausende von Menschen in diesen Fluß, um ihren Götzendienst abzuschwören. Wladimir war es auch, der Gesandte in verschiedene Länder ausgeschickt hatte, um zu erfahren, welche Religion ihm wohl am besten zur Annahme zusage. Er entschied sich für die griechisch-katholische Religion, wegen der Pracht ihrer Zeremonien. Vielleicht zog er sie aber noch aus wichtigeren Gründen vor, denn da die griechisch-katholische Religion die Herrschaft des Papstes ausschließt, verleiht sie dem Zaren zugleich geistige und weltliche Macht.

Notwendigerweise ist die griechisch-katholische Religion weniger unduldsam als die katholische. Da man sie selbst des Schismas anklagt, kann sie sich nicht über die Ketzer beklagen. Daher sind alle Religionen in Rußland erlaubt, und von den Ufern des Don bis zur Newa vereinigt die nationale Brüderlichkeit die Menschen, selbst wenn religiöse Meinungsverschiedenheiten sie trennen. Die griechisch-katholischen Priester sind verheiratet, und fast nie treten Edelleute in diesen Stand ein. Infolgedessen hat der Klerus nicht viel politische Macht; er wirkt zwar auf das Volk ein, ist aber dem Kaiser sehr ergeben.

Die Zeremonien der griechisch-katholischen Religion sind mindestens so schön wie die der Katholiken. Die Kirchengesänge

sind entzückend. Alles regt bei dieser Religion zum träumerischen Nachdenken an. Sie hat etwas Poetisches und Gefühlvolles; es scheint mir jedoch, daß sie mehr die Phantasie fesselt als auf die Sitten einwirkt. Wenn der Priester aus dem Allerheiligsten tritt, wo er eingeschlossen bleibt, so lange er kommuniziert, meint man, die Tore eines orientalischen Königspalastes öffneten sich. Die Weihrauchwolken, die ihn umgeben, das Silber, Gold, und all die Edelsteine, die auf seinen Kleidern und in der Kirche glänzen, scheinen aus dem Lande zu kommen, wo man die Sonne anbetete. Alle Eindrücke zusammengenommen, die die gothische Architektur in Deutschland, Frankreich und England einflößt, können in keiner Weise mit der Wirkung verglichen werden, welche die griechischen Kirchen hervorbringen. Sie erinnern eher an die Minarets der Türken und Araber als an unsere Kirchen. Man muß ja nicht erwarten, hier, wie in Italien, großartige Architektur und Kunst zu finden. Ihr schönster Schmuck sind die mit Diamanten und Rubinen gekrönten Jungfrauen und Heiligen. In Rußland ist Pracht das Charakteristischste von allem, was man sieht. Weder das menschliche Genie noch die Gaben der Natur tragen dort zur Schönheit bei.

Die Feierlichkeiten bei Hochzeiten, Taufen und Begräbnissen sind vornehm und rührend. Es kommen dabei verschiedene alte Gebräuche des alten griechischen Heidentums zur Anwendung, aber nur solche, die, da sie mit dem Dogma nichts gemein haben, dazu beitragen, den Eindruck der drei großen Lebensabschnitte: Geburt, Heirat und Tod, zu erhöhen. Unter den russischen Bauern ist es noch Brauch, mit dem Toten zu sprechen, bevor sie sich für immer von seinen irdischen Resten trennen. Wie kommt es, sagt man zu ihm, daß du uns verlassen hast? Warst du denn hienieden unglücklich? War denn deine Frau nicht gut und schön? Warum also hast du sie verlassen? Der Tote antwortet nicht; aber auf diese Weise wird den noch Lebenden der Wert des Lebens verkündet.

Es gibt in Kiew Katakomben, die ein wenig an die römischen erinnern. Die Pilger wallfahren dahin, von Kasan und andern Städten der Grenze Asiens aus. Diese Pilgerfahrten aber kosten in Rußland viel weniger als irgendwo anders, obgleich die Entfernungen viel größer sind. Es liegt im Charakter dieses Volkes, weder Mühen, noch physische Leiden zu fürchten. Es besitzt Geduld und Fleiß, Heiterkeit und Melancholie. Man kann bei ihm die krassesten Gegensätze vereinigt sehen, und das läßt Großes vermuten. Denn gewöhnlich besitzen nur hochstehende Menschen entgegengesetzte Eigenschaften. Die Massen sind zum größten Teil von einer Farbe.

In Kiew bekam ich einen Begriff von der russischen Gastfreundschaft. Der Gouverneur der Provinz, General Miloradowitsch, ließ mir die liebenswürdigste Sorgfalt angedeihen. Er war Adjutant Suwaroffs *) gewesen und unerschrocken wie dieser. Er flößte mir noch mehr Vertrauen auf die militärischen Erfolge Rußlands ein, als ich schon besaß. Bis dahin hatte ich nur einige Offiziere deutscher Schule gesehen, die nichts mit dem russischen Charakter gemein hatten. In dem General Miloradowitsch sah ich einen echten Russen, der feurig, tapfer und zuverlässig war, und sich nicht von dem Nachahmungsgeist treiben ließ, der seinen Landsleuten bisweilen alles, selbst ihren Volkscharakter raubt. Miloradowitsch erzählte mir einige Charakterzüge Suwaroffs, die bewiesen, daß dieser Mann viel studierte, obgleich er den persönlichen Instinkt bewahrt hatte, der Menschen und Dinge sofort erkennen läßt. Sorgfältig verbarg er vor seinen Truppen, daß er sich Kenntnisse erwarb, um sich vor ihnen den Anschein zu geben, als wenn ihm alle Dinge inspiriert seien. Auf diese Weise wirkte er außerordentlich auf ihre Einbildungskraft.

Meiner Meinung nach haben die Russen mehr Ähn-

*) Alexander Wasiljewitsch, Graf von Suwaroff-Rimnikskij. Er starb am 18. Mai 1800 in Petersburg.

lichkeit mit den südlichen, oder noch mehr mit den orientalischen, als mit den nordischen Völkern. Was bei ihnen europäisch ist, leiten sie von der Hofetikette her, die in allen Ländern die gleiche ist. Ihr Charakter jedoch ist orientalisch. Der General Miloradowitsch erzählte mir, daß ein Regiment Kalmücken nach Kiew in Garnison gelegt worden war. Der Fürst dieser Kalmücken sei eines Tages zu ihm gekommen und habe ihm gestanden, er leide unsäglich darunter, den ganzen Winter in einer Stadt eingeschlossen verbringen zu müssen. Er bat dann um Erlaubnis, sein Lager in einem benachbarten Walde aufschlagen zu dürfen. Ein so kleines Vergnügen konnte man ihm natürlich nicht verweigern, und sofort richtete er sich mit seinen Truppen mitten im Schnee in den Wagen ein, die ihnen gleichzeitig als Hütten dienten. Die russischen Soldaten ertragen fast ebenso gut die Strapazen und Leiden des Klimas wie die Anstrengungen und Entbehrungen des Kriegs. Das Volk hegt in allen Klassen eine tiefe Verachtung für physische Hindernisse und Leiden, wodurch es einst zu großen Dingen berufen sein wird.

Der Kalmückenprinz, dem die Holzwohnungen eine zu feine Wohnstätte mitten im Winter schienen, schenkte den Damen, die ihm auf einem Ball gefielen, Diamanten, denn da er sich ihnen nicht verständlich machen konnte, ersetzte er die Schmeicheleien durch Geschenke, wie man es in Indien und in den schweigsamen Ländern des Orients tut, wo das Wort weniger gilt als bei uns.

Der General Miloradowitsch lud mich noch für den Abend meiner Abreise zu einem Ball bei einer moldauischen Prinzessin ein. Ich bedauerte wirklich, daß ich nicht hingehen konnte. All jene Namen fremder Länder und Völker, die schon nicht mehr europäisch sind, erregen in eigenartiger Weise die Phantasie. Man glaubt sich in Rußland an der Schwelle einer andern Welt, dem Orient nahe, dem so viele Religionen entsprossen sind, und der in seinem Schoß noch unermeßliche Schätze von Beharrlichkeit und philosophischen Gedanken enthält.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Meine Reise von Kiew nach Moskau.

Von Kiew bis Moskau hatte man ungefähr 900 Werst *) zurückzulegen. Meine russischen Kutscher fuhren mich wie der Blitz, und sangen dabei Lieder, deren Worte, wie man mir mitteilte, Schmeicheleien und Anfeuerung für ihre Pferde bedeuteten. „Lauft," riefen sie, „Freunde, wir kennen uns, lauft schnell!" Ich habe bei diesem Volk nichts Barbarisches gesehen. Im Gegenteil, in den Formen der Russen liegt etwas Vornehmes und Weiches, was man nirgendwo anders findet. Nie fährt ein russischer Kutscher an einer Frau vorüber, ohne sie zu grüßen, gleichviel welchen Alters oder Standes sie ist. Sie antwortet ihm dann durch ein Neigen des Kopfes, das immer vornehm und anmutig ist. Ein Greis, der sich nicht mit mir verständigen konnte, zeigte zuerst auf die Erde und dann auf den Himmel, um mir anzudeuten, daß das eine für ihn bald der Weg zum andern sein werde.

Wohl weiß ich, man könnte mit Recht einwenden, daß man in der russischen Geschichte großen Abscheulichkeiten begegnet. Deren möchte ich jedoch vor allem die Bojaren anklagen, die durch den Despotismus, den sie ausübten oder auch selbst erlitten, verdorben waren, nicht aber das Volk selbst. Übrigens

*) Ein Werst ist 1067 m.

entarten die politischen Streitigkeiten überall und zu allen Zeiten den Volkscharakter, und nichts ist in der Geschichte mehr zu beklagen als der beständige Wechsel der Landesherren, die durch Verbrechen gestürzt oder auf den Thron erhoben wurden. Das ist jedoch das unglückselige Schicksal der absoluten Gewalthaber auf Erden! Die Zivilbeamten niederen Ranges, all diejenigen, die ihr Glück von ihrer Unterwürfigkeit oder ihren Intrigen erwarten, ähneln in keiner Weise der Landbevölkerung, und ich begreife all das Schlechte, das man von ihnen sagt und sagen muß. Ein kriegerisches Volk jedoch muß man in seinen Soldaten und in dem Stand kennen zu lernen suchen, aus dem die Soldaten hervorgehen, nämlich dem Bauernstand.

Obgleich man mich mit großer Schnelligkeit fuhr, schien es mir doch, als ob ich nicht vorwärts käme, so eintönig war die Landschaft. Sandebenen, einige Birkenwälder, sowie weit auseinandergelegene Dörfer, die aus Holzhäusern bestanden, und alle auf die gleiche Art gebaut sind, waren die einzigen Gegenstände, die sich meinem Blicke darboten. Ich empfand dabei eine Art Alpdrücken, das man manchmal nachts bekommt, bei dem man immer zu gehen glaubt und doch nie vorwärts kommt. Dieses Land schien mir das Bild des unendlichen Raumes zu sein, und ich glaubte, daß man eine Ewigkeit brauche, um es zu durchqueren.

Alle Augenblicke sah man Kuriere vorbeieilen, die mit einer unglaublichen Geschwindigkeit vorwärts kamen. Sie saßen auf einer Holzbank, die quer auf einem kleinen Karren angebracht war, der von zwei Pferden gezogen wurde. Nichts hielt sie auch nur einen Augenblick auf. Die Stöße des Karrens ließen sie manchmal mit beiden Füßen in ihrem Wagen hochschnellen. Sie fielen dann mit einer erstaunlichen Geschicklichkeit nieder, und riefen eiligst „vorwärts!“, das russisch so energisch klang, wie das „en avant“ der Franzosen an einem Schlachttage. Die slavische Sprache ist außerordentlich wohlklingend. Ich möchte fast

sagen, daß sie etwas Metallisches an sich hat. Man glaubt Glockentöne zu vernehmen, wenn die Russen gewisse Laute ihrer Sprache aussprechen, die ganz von denen verschieden sind, die die Sprachen des Abendlandes bilden.

Wir sahen Reservekorps vorbeimarschieren, die sich eiligst dem Kriegsschauplatze näherten. Kosaken begaben sich einzeln, ohne Ordnung und ohne Uniform, zum Heere. Sie trugen eine große Lanze in der Hand, und waren mit einem grauen Gewand bekleidet, dessen weite Kapuze sie über den Kopf zogen. Ich hatte mir eine ganz andere Vorstellung von diesen Völkern gemacht. Sie wohnen hinter dem Dnjepr. Dort ist ihre Lebensweise unabhängig, wie die der wilden Völkerschaften. Im Kriege jedoch lassen sie sich despotisch befehlen. Man ist daran gewöhnt, die fürchterlichsten Heere in den schönsten Uniformen von leuchtender Farbe zu sehen. Aber die matten Farben der Kosakenuniformen erwecken eine andere Art von Furcht: man glaubt, Gespenster auf sich zustürzen zu sehen.

Auf halbem Wege, zwischen Kiew und Moskau, wurden die Pferde seltener, da wir den Heeren schon sehr nahe waren. Ich begann zu fürchten, auf meiner Reise in einem Augenblicke aufgehalten zu werden, wo die Notwendigkeit, sich zu beeilen, am größten war. Und wenn ich fünf oder sechs Stunden wartend vor einer Poststation verbrachte, weil es keinen Raum gab, in den man eintreten konnte, so schauerte es mich, wenn ich an dieses Heer dachte, das mich am äußersten Ende Europas erreichen und meine Lage tragisch und lächerlich zugleich gestalten könnte. Denn so geht es einem beim Mißlingen eines Unternehmens dieser Art. Da die Umstände, die mich dazu zwangen, nicht allgemein bekannt waren, so würde man gefragt haben, warum ich denn mein Haus, das man mir allerdings zum Gefängnis gemacht, verlassen hätte? Und selbst gutmütige Leute hätten nicht verfehlt, mit einem mitleidigen Gesicht zu sagen, daß das allerdings sehr traurig sei, ich aber besser getan hätte,

nicht abzureisen. Wenn die Tyrannei nur ihre direkten Anhänger hätte, würde sie nie bestehen können. Erstaunlich und ein besserer Beweis wie alles andere für das menschliche Elend ist es, daß die meisten Durchschnittsmenschen von den Ereignissen abhängig sind. Sie besitzen nicht die Kraft, über die bloßen Tatsachen hinaus zu denken. Und wenn ein Bedrückter gesiegt und ein Opfer verloren hat, beeilen sie sich, nicht gerade den Tyrannen, sondern das Schicksal zu rechtfertigen, dessen Werkzeug er ist. Ohne Zweifel liegt die Ursache dieser Unterwürfigkeit in der Schwäche des Geistes und des Charakters, aber es besteht auch im Menschen ein gewisses Bedürfnis, dem Schicksal, wie es sei, Recht zu geben, als wenn er auf diese Weise mit ihm in Frieden leben könne.

Endlich erreichte ich den Teil meines Weges, der mich vom Kriegsschauplatz entfernte, und gelangte nach den Gouvernements Orel und Tula, von denen in den Bulletins beider Armeen so viel die Rede war. Ich wurde mit großer Gastfreundlichkeit in diesen einsamen Wohnstätten aufgenommen, denn einsam erscheinen die Provinzstädte in Rußland. Verschiedene Edelleute der Umgebung kamen in den Gasthof, wo ich abgestiegen war, um mir viel Angenehmes über meine Schriften zu sagen, und ich muß gestehen, daß ich mich sehr geschmeichelt fühlte, auch in einem so weit von meiner Heimat gelegenen Lande einen literarischen Ruf zu haben. Die Frau des Gouverneurs empfing mich auf asiatische Weise mit Sorbett und Rosen. Ihr Zimmer war in geschmackvoller Weise mit Musikinstrumenten und Bildern ausgeschmückt.

Überall in Europa sieht man den Gegensatz von Reichtum und Elend, aber in Rußland macht sich sozusagen weder das eine noch das andere bemerkbar. Das Volk ist nicht arm. Die Großen verstehen es, wenn nötig, das gleiche Leben wie das Volk zu führen. Ein Gemisch der härtesten Entbehrungen und der gesuchtesten Genüsse charakterisiert dieses Land. Dieselben



Graf T. W. Rostoptschin, Gouverneur von Moskau.
Nach einem Gemälde von Tonci.



Edelleute, deren Haus alles in sich vereinigt, was Luxus und Pracht der verschiedenen Erdteile bieten, ernähren sich auf ihrer Reise schlechter als unsere Bauern in Frankreich. Sie können, nicht nur im Krieg, sondern in vielen Lebenslagen, ein sehr unangenehmes Leben ertragen. Die Strenge des Klimas, die Sümpfe, die Wälder, die Steppen, die einen großen Teil des Landes bilden, bringen den Menschen in den Kampf mit der Natur. Früchte und Blumen wachsen nur in Gewächshäusern. Gemüse werden nicht überall angebaut, und Reben gibt es nirgends. Die gewöhnliche Lebensweise der Bauern in Frankreich kann in Rußland nur durch große Ausgaben erreicht werden. Selbst das Nötigste ist dort Luxus. Daher kommt es, daß man sogar auf das Nötigste verzichtet, wenn man sich keinen Luxus leisten kann. Was die Engländer „comfort" nennen und die Deutschen durch „Gemütlichkeit" ausdrücken, trifft man gar nicht in Rußland. Nichts ist vollendet genug, um die Phantasie der russischen Großen in jeder Beziehung zu befriedigen. Wenn ihnen aber die Poesie des Reichtums fehlt, trinken sie Honigwasser, schlafen auf einem Brett, und reisen Tag und Nacht in einem offenen Wagen, ohne dabei den Mangel an Luxus zu bedauern, an den sie gewöhnt zu sein scheinen. Sie lieben das Vermögen mehr der Pracht als der Vergnügungen wegen, die es ihnen verschafft. Auch darin gleichen sie den Orientalen wie in der Gastfreundschaft gegen Fremde, die sie mit Geschenken überhäufen, während sie selbst dabei oft die geringste Bequemlichkeit ihres eigenen Lebens vernachlässigen. Darin erklärt man sich auch den Grund des wunderbaren Mutes, mit dem die Russen Moskaus Zerstörung durch den Brand ertragen haben. Mehr an äußere Pracht als an eigene Pflege gewöhnt, sind sie durch den Luxus nicht verweichlicht, und Geldopfer befriedigen ihren Stolz ebenso sehr oder noch mehr als der Aufwand, den sie mit dem Gelde machen können. Was dieses Volk besonders charakterisiert, ist das Riesenhafte in jeder Beziehung. Die gewöhnlichen Größen sind für dieses Volk nirgends

anwendbar. Ich will damit nicht sagen, daß man bei ihm weder wahre Größe noch Beständigkeit finden kann, aber die Kühnheit, die Phantasie der Russen kennt keine Grenzen. Bei ihnen ist alles eher kolossal als proportioniert, eher tollkühn als überlegend; und wenn sie ihr Ziel nicht erreichen, so rührt es nur daher, weil sie es überschreiten.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Anblick des Landes. — Charakter des russischen Volkes.

Ich kam Moskau näher und näher, und noch deutete nichts auf eine Hauptstadt hin. Die Holzdörfer lagen noch nicht näher beieinander. Auf den weiten Ebenen, die man die großen Verkehrsstraßen nennt, sahen wir nicht mehr Leben und hörten wir nicht mehr Geräusch als sonst. Die Bauernhäuser waren nicht zahlreicher. Die Raumverhältnisse sind in Rußland so ungeheuer, daß sich alles darin verliert, selbst die Schlösser und die Bevölkerung. Man meint, man reise durch ein Land, das von seiner Bevölkerung verlassen worden ist. Und dieses tiefe Schweigen wird durch den Mangel an Vögeln noch erhöht. Auch das Vieh ist selten, oder wenigstens weit von der Landstraße entfernt. Alles verschwindet in der unendlichen Fläche, nur die Ebene selbst nicht! Sie verfolgt die Phantasie wie gewisse metaphysische Gedanken, von denen man sich nicht befreien kann, wenn sie einen einmal ergriffen haben.

Nach einem sehr heißen Tage machte ich am Vorabend meiner Ankunft in Moskau auf einer angenehmen Wiese Rast. Bäuerinnen, in der malerischen Kleidung des Landes, kamen von ihrer Arbeit zurück, und sangen die Lieder der Ukraine, deren Worte Liebe und Freiheit mit einer gewissen Melancholie preisen, die fast dem Bedauern nahe kommt. Ich bat sie, zu tanzen, und sie willigten ein. Ich kenne nichts Anmutigeres als diese ländlichen

Tänze, die noch alle Eigenart bewahrt haben, welche die Natur den schönen Künsten verleiht. Es liegt darin eine gewisse zurückgehaltene Wollust. Die Bajaderen Indiens müssen etwas diesem Gemisch von Trägheit und Lebhaftigkeit Ähnliches haben, das den russischen Tanz so ungemein reizvoll gestaltet. Diese Trägheit und Lebhaftigkeit bedeuten Träumerei und Leidenschaft, zwei Bestandteile, die die Zivilisation weder geformt noch gemildert hat. Ich war ganz erstaunt über die sanfte Heiterkeit dieser Bäuerinnen, wie ich überhaupt schon in verschiedener Hinsicht Gelegenheit hatte, die Fröhlichkeit der meisten Leute zu bewundern, mit denen ich in Rußland zu tun hatte. Ich glaube wohl, daß sie furchtbar sein können, wenn ihre Leidenschaften erregt worden sind. Und da sie gar keine Bildung haben, wissen sie ihre Heftigkeit nicht zu bemeistern. Infolge dieser Unwissenheit haben sie sehr geringe sittliche Grundsätze, und daher ist der Diebstahl in Rußland ebenso häufig wie die Gastfreundschaft. Sie geben einem, wie sie einen bestehlen, je nachdem es ihnen List oder Hochherzigkeit eingeben. Das eine wie das andere erregt die Bewunderung dieses Volkes. Die Russen ähneln in dieser Hinsicht ein wenig den Wilden. Es scheint mir jedoch, daß gerade jetzt die europäischen Völker nur Kraft haben, wenn sie sozusagen barbarisch, das heißt, wenn sie weder aufgeklärt noch frei sind. Jene Völker aber, die durch die Zivilisation nur die Gleichgültigkeit für dieses oder jenes Joch erlernt haben und zufrieden sind, wenn sie nur ihre Ecke am Herde gesichert haben, die nur fähig sind, die Herrschaft der Gewalt zu erklären und die Knechtschaft zu begründen, jene Nationen müssen besiegt werden! Oft denke ich daran, was wohl aus jenen Orten geworden ist, die ich so friedlich gesehen habe, aus jenen liebenswürdigen Mädchen, aus jenen Bauern mit den langen Bärten, die so ruhig dem Schicksal folgten, das ihnen die Vorsehung vorgezeichnet hatte. Sie sind tot oder auf der Flucht, denn keiner von ihnen hat sich in den Dienst des Siegers gestellt!

Bemerkenswert ist es, bis zu welchem Grade der Volksgeist in Rußland entwickelt ist. Der Ruf der Unbesiegbarkeit, den zahllose Siege diesem Volke verschafft haben, der angeborene Stolz der Großen, die Aufopferungsfähigkeit des russischen Volkes, die tiefe Macht der Religion, der Haß gegen die Ausländer, den Peter I. zu zerstören versucht hat, um sein Land aufzuklären und zu zivilisieren, der aber nicht minder im Blut der Russen geblieben ist und bei jeder Gelegenheit entfacht; all diese Ursachen machen aus dieser Nation ein sehr tatkräftiges Volk. Ein paar nachteilige Geschichten, die man sich über die früheren Regierungen erzählt, einige Russen, die in Paris Schulden gemacht haben, einige Witze Diderots haben den Franzosen in den Kopf gesetzt, daß Rußland nur aus einem verfaulten Hof, aus Kammerherren und einem Sklavenvolk bestände. Das ist ein großer Irrtum! Allerdings kann man für gewöhnlich dieses Volk nur nach sehr langer Prüfung beurteilen. In den Verhältnissen jedoch, in denen ich es beobachtet habe, traten bei ihm alle Eigenschaften zutage, und nie kann man ein Land in einem vorteilhafteren Zustand sehen, als zu einer Zeit des Unglücks und des Mutes. Man kann nicht genug wiederholen: dieses Volk ist aus den krassesten Gegensätzen zusammengesetzt. Vielleicht liegt die Ursache davon in der Mischung der europäischen Zivilisation mit dem asiatischen Charakter!

Der Empfang, den einem die Russen zuteil werden lassen, ist so freundlich, daß man vom ersten Tage an glaubt, mit ihnen Freund zu sein; nach zehn Jahren jedoch wäre man es vielleicht nicht mehr! Die Schweigsamkeit der Russen ist ganz außerordentlich; sie bezieht sich aber meist auf Gegenstände, die ihnen ein lebhaftes Interesse einflößen. Sonst sprechen sie soviel wie man will. Ihre Unterhaltung indes läßt einen nur ihre Höflichkeit erkennen; sie verrät weder ihre Gefühle noch ihre Meinungen. Man hat sie oft mit den Franzosen verglichen, aber dieser Vergleich scheint mir ein ganz falscher zu sein. Die Schmieg-

samkeit ihrer Organe macht ihnen die Nachahmung aller Dinge sehr leicht. Sie sind Engländer, Franzosen oder Deutsche in ihren Manieren, je nachdem es die Umstände verlangen. Aber sie hören nie auf, Russen zu sein! Sie sind ungestüm und zurückhaltend zugleich, sie sind der Leidenschaft eher fähig als der Freundschaft, mehr stolz als feinfühlend, mehr fromm als tugendhaft, mehr tapfer als ritterlich, und in ihren Wünschen sind sie so heftig, daß nichts sie zurückhalten kann, wenn es sich um deren Befriedigung handelt. Sie sind viel gastfreundlicher als die Franzosen. Aber die Gesellschaft besteht bei ihnen nicht wie bei uns aus einem Kreise geistreicher Männer und Frauen, die sich an ihrer Unterhaltung erfreuen. Man versammelt sich wie zu einem Feste, um viel Leute vorzufinden, um Früchte oder seltene Erzeugnisse Asiens oder Europas zu verzehren, um Musik zu hören und um zu spielen. Kurz, man kommt hauptsächlich zusammen, um mehr durch äußere Eindrücke als durch Geist und Herz in lebhafte Erregung zu geraten. Geist und Herz brauchen sie nur zu Taten, aber nicht in der Gesellschaft. Da die Russen im allgemeinen wenig gebildet sind, so finden sie an ernsthaften Unterhaltungen wenig Vergnügen und sind nicht ehrgeizig bestrebt, durch den Geist, den man dabei zeigen kann, zu glänzen. Poesie, Redekunst und Literatur gibt es in Rußland noch nicht.*) Luxus, Macht und Tapferkeit sind die Hauptziele, nach denen Stolz und Ehrgeiz streben. Jede andere Art, sich auszuzeichnen, scheint diesem Volke noch verweichlichend und unnütz.

Aber das Volk ist Sklave, wird man einwenden. Welchen Charakter kann man daher bei ihm voraussetzen? Ich brauche

*) Wie sehr hat sich das heutige Rußland gerade in dieser Beziehung geändert! Ein Tolstoi, ein Dostojewski, ein Turgenjeff, ein Puschkin, ein Lermontoff und viele andere bedeutende Dichter und Schriftsteller haben Rußland eine Literatur gegeben, die der anderer europäischer Länder nicht nachsteht. Und welch geniale Männer der Redekunst hat nicht die revolutionäre Bewegung der Jungrussen hervorgebracht!

wohl nicht zu sagen, daß alle aufgeklärten Leute wünschen, das russische Volk aus diesem Zustand zu erlösen, und derjenige, der es vielleicht am meisten wünscht, ist der Kaiser Alexander. Aber dieses russische Sklaventum gleicht in seiner Wirkung nicht dem, wie wir es uns im Abendland vorstellen. Es haben hier nicht, wie unter der Lehensherrschaft, Sieger den Besiegten harte Gesetze auferlegt. Das Verhältnis der Großen zum Volke gleicht vielmehr der sogenannten Sklavenfamilie der Alten als der Lage der Leibeigenen bei den modernen Völkern.*) In Rußland gibt es keinen dritten Stand, und das ist ein großer Nachteil für den Fortschritt der Literatur und der schönen Künste, denn gewöhnlich entwickelt sich in diesem dritten Stand die Aufklärung. Aber das Fehlen eines Mittelstandes bewirkt ein besseres Einvernehmen zwischen den Großen und dem Volke. Der Unterschied zwischen den beiden Klassen scheint größer zu sein, weil es keine Zwischenstufen gibt. In Wirklichkeit aber berühren sie sich näher, da sie durch keine Mittelklasse getrennt werden. Das ist zwar eine soziale Einrichtung, die für die Bildung der obersten Stände ungünstig ist, nicht aber dem Glücke der untersten Klassen zum Nachteile gereicht. Schließlich werden in Ländern, wo der Herrscher noch selbst das Gesetz vorschreibt, das er ausführen soll, die Menschen oft durch das Aufgeben ihrer Vernunft und ihres Charakters mehr erniedrigt, als in diesem ungeheuern Reich, wo einfache religiöse und vaterländische Ideen eine große Masse leiten, die den Befehlen einiger Führer gehorcht. Auch die ungeheure Ausdehnung des russischen Reiches bewirkt, daß der Despotismus der Großen nicht im einzelnen auf dem Volke lastet. Kurz, es herrscht ein so religiöser und militärischer Geist im Volke, daß man ihm schon um dieser beiden großen Quellen alles Schönen und Erhabenen willen einige Fehler nachlassen kann. Ein sehr geistreicher Mann sagte einmal, daß Rußland

*) Die Leibeigenschaft wurde in Rußland erst unter dem Zaren Alexander II. am 3. März 1861 abgeschafft.

den Stücken Shakespeares gliche, wo alles, was nicht gemein, erhaben ist. Nichts ist richtiger als diese Beobachtung. Aber in der großen Krisis, in der Rußland sich befand, als ich es bereiste, konnte man nur die Widerstandskraft und die Ergebung in all die Opfer bewundern, die dieses Volk bezeugte. Kaum wagte man beim Anblick solcher Tugenden das zu bemerken, was man sonst getadelt hätte.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Moskau.

Goldene Kuppeln verkünden schon von weitem Moskau. Da aber die Umgegend ganz flach ist, so kann man in der Stadt ankommen, ohne von ihrer Ausdehnung überrascht zu sein. Jemand sagte mit Recht, daß Moskau mehr eine Provinz als eine Stadt sei. Das kann stimmen, denn sie vereinigt in sich Hütten, Häuser, Paläste, einen Bazar, wie man ihn im Orient hat, Kirchen, öffentliche Gebäude, Wasseranlagen, Wälder und Parke. Die Verschiedenheit der Sitten und Völker Rußlands zeigt sich ganz besonders in dieser ungeheuern Stadt. Wollen Sie, fragte man mich, im Tartarenviertel Kaschmirschale kaufen? Haben Sie die Chinesenstadt gesehen?*) Asien und Europa waren in dieser großen Stadt vereinigt.

Man genoß in Moskau mehr Freiheit als in Petersburg, wo der Hof notwendigerweise viel Einfluß ausübt. Die großen Herren von Moskau wünschten keine Ämter am Hofe zu haben; aber sie bewiesen ihre Vaterlandsliebe durch große Geschenke, die sie dem Staate entweder für öffentliche Einrichtungen im Frieden oder als Unterstützung während des Kriegs machten.

---

*) Frau von Staël meint damit das Viertel, das hauptsächlich von Chinesen bewohnt wird, die dort ihre Geschäfte betreiben. Es wurde zuerst ein Raub der Flammen, als Moskau durch den Brand im Jahre 1812 zerstört ward.

Die ungeheuren Vermögen der russischen Großen werden zu Sammlungen aller Art verwandt, ferner zu Unternehmungen und zu Festlichkeiten, zu dem die Märchen aus Tausend und einer Nacht vorbildlich gewesen sind. Diese Vermögen gehen jedoch auch sehr oft durch die zügellosen Leidenschaften derjenigen verloren, die sie besitzen.

Als ich in Moskau ankam, war nur von den Opfern die Rede, die man für den Krieg brachte. Ein junger Graf von Momonoff bildete auf seine Kosten ein Regiment für den Staat aus, und wollte darin nur als Leutnant dienen. Eine liebenswürdige und überaus reiche Dame, die Gräfin Orloff, gab den vierten Teil ihrer Einkünfte. Als ich an den Palästen vorüberkam, deren Gärten in bezug auf Raum inmitten einer Stadt ebenso verschwenderisch angelegt waren, wie man es sonst auf dem Lande tut, sagte man mir, dieser oder jener Besitzer dieses prächtigen Wohnsitzes habe dem Staate tausend, und ein anderer zweihundert Bauern gegeben. Nur mit Mühe konnte ich mich an den Ausdruck „Menschen geben" gewöhnen. Aber die Bauern boten sich selbst eifrig an, und ihre Herren waren in diesem Kriege nur ihre Vermittler.

Sobald ein Russe Soldat geworden ist, schneidet man ihm den Bart ab, und von diesem Augenblicke an ist er frei. Man wollte, daß alle, die in der Miliz gedient hatten, auch als Freie betrachtet würden, aber dann wäre es das ganze Volk gewesen, denn es hatte sich fast ganz erhoben. Hoffen wir, daß man diese so ersehnte Befreiung ohne Umsturz herbeiführen wird. Indes ist es wünschenswerter, die Bärte beizubehalten, da sie dem Gesicht einen außerordentlich kräftigen und würdevollen Ausdruck verleihen. Die Russen mit langen Bärten gehen nie an einer Kirche vorbei, ohne das Zeichen des Kreuzes zu machen, und ihr Vertrauen in die greifbaren Bilder der Religion ist rührend. Ihre Kirchen tragen den Stempel der Vorliebe für den Luxus, die von Asien herübergekommen ist. Man sieht nichts

als Verzierungen aus Gold, Silber und Rubinen. Man erzählt, daß ein Russe den Vorschlag gemacht habe, ein Alphabet aus Edelsteinen zusammenzusetzen, und damit die Bibel zu drucken. Er verstand es, wie man am besten die Phantasie der Russen für die Lektüre der Bibel anzuregen vermochte. Diese Phantasie hat sich bis jetzt weder in den schönen Künsten noch in der Poesie gezeigt. Sie gelangen in allen Dingen sehr weit, bis zu einem gewissen Punkt; über diesen kommen sie aber alsdann nicht hinaus. Der erste Antrieb läßt sie die ersten Schritte machen, dann aber bedarf es der Überlegung, und die Russen, die mit den nordischen Völkern nichts gemein haben, sind bis jetzt wenig zum Denken fähig.

Einige Paläste Moskaus bestehen aus Holz, damit man sie schnell bauen kann, und damit die Unbeständigkeit des Volkes, die sich in allem, außer was Religion und Vaterland betrifft, zeigt, dadurch befriedigt wird, daß man leicht die Wohnungen wechseln kann. Mehrere dieser schönen Gebäude sind nur für ein Fest gebaut worden. Man bestimmte sie, um an einem einzigen Tag zu glänzen, und hat sie, ihres reichen Schmuckes wegen, bis zur allgemeinen Zerstörung der Stadt stehen lassen. Eine große Anzahl Häuser sind grün, gelb oder rot angestrichen und mit kleinen Bildhauerkunstwerken ausgeschmückt, die wie Dessertverzierungen aussehen.

Der Kreml, jene Zitadelle, in der sich die russischen Zaren gegen die Tartaren verteidigt haben, ist von einer hohen Mauer umgeben, die mit Schießscharten versehen und von Türmen umgeben ist. Diese erinnern ihrer sonderbaren Form wegen eher an ein türkisches Minaret als an eine Festung, wie man sie meist im Abendland gewöhnt ist. Aber obgleich das Äußere der Gebäude der Stadt orientalisch ist, so findet sich doch immer wieder der Eindruck des Christentums in dieser Menge von Kirchen, die bei jedem Schritt die Blicke auf sich lenken. Man wird an Rom erinnert, wenn man Moskau sieht. Nicht nur,

weil die Denkmäler vom gleichen Stil sind, sondern weil die stille Landschaft, die prächtigen Paläste, die Größe der Stadt und die unendliche Anzahl von Kirchen dem asiatischen Rom mit dem europäischen viel Gemeinsames geben.

In den ersten Tagen des August zeigte man mir das Innere des Kreml. Ich trat über die Treppe ein, die der Kaiser Alexander vor wenigen Tagen hinaufgegangen war. Das Volk hatte ihn dabei umringt und ihn gesegnet. Es hatte ihm versprochen, mit allen Kräften sein Reich zu verteidigen. Und es hat Wort gehalten! Man zeigte mir zuerst die Säle, wo man die Waffen der alten Krieger Rußlands verwahrte; aber die Arsenale dieser Art sind in andern Ländern Europas interessanter. Die Russen haben an der Ritterzeit nicht teilgenommen. Sie haben sich nicht unter die Kreuzfahrer gemischt. Da sie beständig mit den Tartaren, Polen und Türken im Krieg lagen, so hat sich bei ihnen der militärische Geist inmitten der Grausamkeiten gebildet, die die Roheit der asiatischen Völker und der russischen Tyrannenfürsten mit sich brachten. Aber nicht die edle Tapferkeit eines Bayard*) oder Percy, sondern die Verwegenheit eines fanatischen Mutes hat sich seit mehreren Jahrhunderten in diesem Lande gezeigt. In gesellschaftlicher Beziehung, die den Russen ganz neu ist, zeichnen sie sich nicht durch ritterlichen Geist aus, wie ihn die Völker des Abendlandes auffassen. Aber gegen ihre Feinde sind sie immer furchtbar gewesen. Es haben im Innern Rußlands bis zur Regierung Peters des Großen und darüber hinaus so viele Metzeleien stattgefunden, daß das sittliche Gefühl des Volkes und besonders das der großen Herren darunter gelitten haben muß. Diese despotischen Regierungen, denen man nur durch die Ermordung des Despoten Schranken setzen kann, untergraben in den Köpfen der Männer die Grund-

*) Pierre du Terrail Bayard, einer der tapfersten französischen Ritter des Mittelalters. Er hatte den Beinamen „Ritter ohne Furcht und Tadel“.

sätze von Ehre und Pflicht. Aber die Vaterlandsliebe und die Glaubenstreue haben sich in ihrer ganzen Kraft über den Trümmern dieser blutigen Geschichte erhalten, und ein Volk, das solche Tugenden bewahrt, kann noch die Welt in Erstaunen setzen.

Vom alten Arsenal aus führte man mich in die Zimmer, die früher von den Zaren bewohnt wurden. Dort bewahrt man die Kleider auf, die sie am Tage ihrer Krönung trugen. Diese Wohnungen sind in keiner Beziehung schön, aber sie passen sehr wohl zu den strengen Lebensgewohnheiten sowohl der früheren als des jetzigen Zaren. Es herrscht die größte Pracht im Palast Alexanders, aber er selbst schläft auf bloßer Erde, und reist wie ein Kosakenoffizier.

Man zeigt im Kreml einen Doppelthron, der zuerst von Peter I. und seinem Bruder Iwan eingenommen wurde. Die Prinzessin Sophie, ihre Schwester, setzte sich hinter den Stuhl Iwans und diktierte ihm, was er sagen sollte. Aber diese entlehnte Kraft widerstand nicht lange der natürlichen Kraft Peters I., und bald regierte dieser allein. Seit seiner Regierung tragen die Zaren nicht mehr das asiatische Kostüm. Die große Perücke der Zeit Ludwigs des XIV. kam mit Peter I. auf. Abgesehen von der Bewunderung, die dieser große Mann einflößt, herrscht doch ein schwer zu erklärender Widerspruch in der Roheit seines Genies und der förmlichen Übereinstimmung seiner Kleidung. Hatte er recht, wenn er die orientalischen Sitten seines Volkes, soviel er konnte, zu verwischen suchte? Durfte er seine Hauptstadt nach dem Norden und das äußerste Ende seines Reiches verlegen? Das ist eine große Frage, die noch nicht gelöst ist. Nur die Jahrhunderte können so große Ideen erklären.

Ich stieg auf den Glockenturm der Kathedrale Iwan Weliki, von wo aus man die ganze Stadt überblicken kann. Von da aus sah ich den Palast jener Zaren, die sich mit ihren Waffen die Kronen von Kasan, Astrachan und Sibirien erobert haben.

Ich hörte die Kirchengesänge, wo der Katholikus, der Fürst von Georgien, vor den Einwohnern Moskaus Gottesdienst hielt, und dadurch die Christen Asiens und Europas zu einer Gemeinde verband. 1500 Kirchen legten von der Frömmigkeit der Moskauer Bevölkerung Zeugnis ab!

Die Handelsniederlassungen in Moskau tragen einen asiatischen Charakter. Männer mit Turbanen, andere in den verschiedensten Kostümen breiteten die seltensten Waren aus. Pelzwerk aus Sibirien, Stoffe aus Indien, boten den großen Edelleuten allen Genuß am Luxus, und ihre Phantasie erfreute sich ebenso an den Zobeln der Samojeden wie an den Rubinen der Perser.

Der Garten und der Palast Razumowski in Moskau enthält die schönste Pflanzen- und Mineraliensammlung. Ein Graf von Buturlin hatte dreißig Jahre seines Lebens dazu verwendet, um eine schöne Bibliothek zu sammeln. Einige Bücher in seinem Besitz trugen Anmerkungen von der Hand Peters I. Dieser große Mann ahnte nicht, daß dieselbe europäische Zivilisation, die er so beneidete, einmal die öffentlichen Unterrichtsanstalten zerstören würde, die er in seinem Reiche gegründet hatte, um durch das Studium den unruhigen Geist der Russen zu bannen.

Ein wenig weiter stand das Findelhaus, eine der rührendsten Einrichtungen Europas. In den verschiedenen Stadtteilen waren Krankenhäuser für alle Gesellschaftsklassen eingerichtet. Kurz, das Auge ruhte nur auf Reichtümern und Wohlfahrtseinrichtungen, auf Luxus- und Wohltätigkeitsgebäuden, auf Kirchen oder Palästen, die nichts als Glück und Glanz über einen sehr großen Teil der Menschheit verbreiteten.

In der Ferne sah man die Windungen der Moskwa, die seit dem letzten Einfall der Tartaren kein Blut mehr in ihren Fluten fortgewälzt hat. Es war ein herrlicher Tag. Die Sonne schien sich ein besonderes Vergnügen daraus zu machen, ihre Strahlen auf die glänzenden Kuppeln zu werfen. Ich dachte an den

alten Erzbischof Platon, der dem Kaiser Alexander einen Hirtenbrief gesandt hatte, dessen orientalischer Stil mich außerordentlich tief berührte. Er sandte von Europas Grenzen aus das Bildnis der Jungfrau, um damit fern von Asien den Mann zu beschwören, der die ganze Last der gefesselten Völker den Russen auferlegen wollte. Einen Augenblick kam mir der Gedanke, daß Napoleon einmal auf dem gleichen Turm spazieren gehen könne, von wo aus ich die Stadt bewunderte, die seine Gegenwart vernichten sollte. Dann dachte ich, daß er sich damit brüsten würde, in dem Palast der Zaren den Anführer der Goldenen Horde zu ersetzen, der sich seiner auch für einige Zeit zu bemächtigen wußte. Aber der Himmel war so schön, daß ich diese Angstgedanken von mir wies. Einen Monat später lag diese schöne Stadt in Asche! Nun konnte man sagen, daß alle Länder, die sich mit diesem Manne (Napoleon) verbündet hatten, durch das Feuer, über das er verfügt, verwüstet würden. Aber wie haben die Russen und ihr Monarch diese Täuschung wieder gutgemacht! Selbst das Unglück Moskaus hat das Reich wieder verjüngt; diese fromme Stadt ist wie ein Märtyrer gestorben, dessen vergossenes Blut den Brüdern, die ihn überleben, neue Kräfte verleiht.

Der berühmte Graf Rostoplschin,*) dessen Name so oft in den Bulletins des Kaisers genannt wurde, besuchte mich, und lud mich ein, bei ihm zu Mittag zu speisen. Er war unter Paul I. Minister des Auswärtigen gewesen. Seine Unterhaltung war originell, und man merkte, daß sein Charakter sich in deutlich ausgesprochener Weise zeigen würde, wenn es die

*) Graf Fedor Wasiljewitsch Rostoptschin. Er lebte von 1763—1826 und war kurz vor dem Ausbruche des Krieges zum Gouverneur von Moskau ernannt worden. Auf seine Veranlassung hin wurde die Stadt den Flammen überliefert, nachdem er seinen eigenen Palast und eins seiner Landhäuser in Brand gesteckt hatte, damit sie nicht in die Hände der verhaßten Franzosen fielen.

Umstände erforderten. Die Gräfin Rostoptschin hatte die Güte, mir ein Buch zu schenken, das sie über den Sieg der Religion geschrieben hatte. Es zeichnete sich durch einen sehr reinen Stil und durch sittliche Kraft aus. Ich besuchte sie auf ihrer Besitzung, die mitten in Moskau gelegen war. Um dahin zu gelangen, mußte man über einen See fahren und einen Wald durchschreiten. Dieses Haus, einer der angenehmsten Wohnsitze in Rußland, hat der Graf Rostoptschin selbst bei Annäherung des französischen Heeres in Brand gesetzt. Eine solche Handlungsweise mußte selbst bei Feinden eine gewisse Bewunderung erregen. Der Kaiser Napoleon hat indes den Grafen Rostoptschin mit Marat*) verglichen, vergaß jedoch dabei, daß der Gouverneur von Moskau seine eigenen Interessen opferte, während Marat die Häuser anderer in Brand setzte, was allerdings bei Napoleon keinen Unterschied zuläßt. Was man dem Grafen Rostoptschin vorwerfen könnte, wäre die zu lange Verheimlichung der schlechten Nachrichten der Armee. Vielleicht wollte er sich selbst darüber hinwegtäuschen, oder er suchte andere zu täuschen. Die Engländer machen mit einer bewundernswerten Offenheit ihre Niederlagen wie ihre Siege bekannt, und bei ihnen stützt sich die Begeisterung auf die Wirklichkeit, wie sie auch sei. Noch können die Russen nicht zu dieser sittlichen Vollendung gelangen, da sie das Ergebnis einer freien Verfassung ist.

Keine zivilisierte Nation besitzt so viele unkultivierte Menschen wie das russische Volk. Auch wenn die Vornehmen Kraft haben, so besitzen sie doch die Fehler und Eigenschaften einer zügellosen Natur. Man hat so oft das Wort Diderots gerühmt: „Les Russes sont pourris avant d'être mûrs.**) Ich kenne nichts Falscheres als dieses Wort. Selbst ihre Laster rühren, von einigen Ausnahmen abgesehen, nicht von innerlicher

*) Marat war einer der gefürchtetsten und grausamsten Revolutionsmänner.

**) Die Russen sind verfault, bevor sie reif sind.

Verderbtheit her, sondern von ihrem gewalttätigen heftigen Charakter. „Die Begierde eines Russen," so drückte sich ein hochgestellter Mann aus, „würde eine Stadt in die Luft sprengen, um befriedigt zu werden." Wut und List bemächtigen sich abwechselnd ihrer, wenn sie irgend eine Tat, sei sie gut oder schlecht, ausführen wollen. Ihre Natur hat sich durchaus nicht durch die schnelle Zivilisation geändert, die ihnen Peter I. gegeben hat. Sie hat bis jetzt nur die äußeren Formen der Russen geändert. Zum Glück für sie selbst sind sie noch immer das geblieben, was wir Barbaren nennen; das heißt, sie werden immer durch einen hochherzigen, willkürlichen Entschluß geleitet, der die Überlegung nur in der Wahl der Mittel und nicht in der Prüfung des Zweckes zuläßt. Ich sage, „zum Glück für sie," nicht um die Barbarei zu preisen, sondern um damit einen gewissen primitiven Grad von Tatkraft zu bezeichnen, der allein in den Völkern die konzentrierte Kraft der Freiheit ersetzen kann.

Ich sah in Moskau die aufgeklärtesten Männer der Wissenschaft. Aber hier wie auch in Petersburg sind fast alle Professorenstellen von Deutschen besetzt. Rußland leidet großen Mangel an gebildeten Männern, in welchem Fache es auch sei. Die jungen Leute beziehen meist nur die Universität, um schneller in den Militärstand eintreten zu können. Die bürgerlichen Ämter verleihen in Rußland einen Rang, der einem Grad im Heere entspricht. Der Geist des Volkes ist ganz auf den Krieg zugespitzt. In allem andern, in Verwaltung, Nationalökonomie, öffentlichem Unterricht sind bis jetzt die andern Völker den Russen überlegen. Nichtsdestoweniger versuchen diese sich in der Literatur. Die Weichheit und den Wohlklang der Töne ihrer Sprache bemerken sogar diejenigen, die sie nicht verstehen. Sie muß sich sehr gut für Musik und Poesie eignen. Aber die Russen begehen, wie so viele andere Völker des Kontinents, das Unrecht, die französische Literatur nachzuahmen, die mit ihren Schönheiten nur für die Franzosen paßt. Ich glaube, daß die

Russen eher ihre literarischen Vorbilder bei den Griechen als bei den Lateinern suchen sollten. Die Buchstaben der russischen Sprache, die denen der griechischen so ähnlich sind, die alten Beziehungen der Russen zu dem byzantinischen Reich, ihr zukünftiges Geschick, das sie vielleicht einmal zu den berühmten Denkmälern Athens und Spartas führt, all das muß die Russen zum Studium des Griechischen hintreiben. Vor allem aber müssen ihre Schriftsteller die Poesie aus dem schöpfen, was sie im Grunde ihrer Seele am innigsten empfinden. Ihre Werke muten bis jetzt noch gezwungen an, und nie kann ein leidenschaftliches Volk durch so grelle Akkorde gerührt werden.

Neununddreißigstes Kapitel.

Reise von Moskau nach Petersburg.

Mit Bedauern verließ ich Moskau. Ich hielt kurze Zeit in einem Walde in der Nähe der Stadt, wo die Bauern an Festtage tanzen und die Sonne feiern, deren Glanz selbst in Moskau von so kurzer Dauer ist. Wie wird es erst mitten im Norden sein? Wie man mir mitteilte, werden sogar diese ewigen Birken, die einen durch ihre Eintönigkeit ermüden, immer seltener, je mehr man sich Archangelsk nähert. Man pflegt sie dort wie die Orangenbäume in Frankreich. Der Boden zwischen Moskau und Petersburg ist zuerst sandig, dann sumpfig. Wenn es regnet, wird die Erde schwarz, und es ist unmöglich, die Landstraße zu finden. Nichtsdestoweniger deuten die Bauernhäuser überall auf Gemütlichkeit hin. Die Bauern schmücken ihre Wohnstätten mit Säulen; aus Holz geschnitzte Verzierungen umgeben die Fenster. Obgleich ich im Sommer durch das Land reiste, fühlte ich den drohenden Winter, der sich hinter den Wolken zu verbergen schien. Wenn man mir Früchte reichte, fand ich sie von bitterem Geschmack, weil man sie zu früh zur Reife gebracht hatte. Eine Rose versetzte mich in Rührung, als wenn sie mich an unser schönes Land erinnerte. Und die Blumen selbst schienen ihr Köpfchen mit weniger Stolz zu tragen, als ob sie fühlten, daß die eisige Hand des Nordens schon bereit sei, sie zu ergreifen.

Ich reiste über Nowgorod, das vor sechs Jahrhunderten eine mit den Hansastädten verbündete Republik gewesen war, und lange ihren republikanischen Geist der Unabhängigkeit bewahrt hat. Man behauptet gerne, daß man erst im letzten Jahrhundert nach Freiheit verlangt hätte. Der Despotismus ist jedoch eine Erfindung der modernen Zeit. Selbst in Rußland ist die Leibeigenschaft der Bauern erst im 16. Jahrhundert eingeführt worden. Bis zur Regierung Peters I. lautete die Formel aller Ukasse: „Die Bojaren haben Rat gehalten, der Zar wird befehlen." Obwohl Peter I. Rußland in mancher Hinsicht unendlich viel Gutes erwiesen hat, demütigte er doch die Großen, und nahm gleichzeitig die weltliche und geistliche Macht auf sich, um keine Hindernisse für seine Pläne vorzufinden. Richelieu nahm in Frankreich das gleiche System an. Daher bewunderte ihn Peter sehr. Man erzählt sich, daß er, als er Richelieus Grab in Paris sah, ausrief: „Großer Mann, ich gäbe die Hälfte meines Reiches, wenn du mich lehrtest, die andere Hälfte zu regieren." Der Zar war bei dieser Gelegenheit zu bescheiden, denn er hatte erstens vor Richelieu den Vorteil voraus, daß er ein großer Krieger, ferner, daß er der Gründer der Seemacht und des Handels seines Landes war, während Richelieu nur tyrannisch im Innern und hinterlistig nach außen geherrscht hat.

Kommen wir jedoch auf Nowgorod zurück. Iwan Wasiljewitsch bemächtigte sich seiner im Jahre 1470 und zerstörte die Freiheit der Stadt. Er ließ in den Kreml zu Moskau die große Glocke bringen, die russisch „Wetschevoi Kolokol" genannt wird. Auf ihren Ruf versammelten sich die Einwohner auf dem Marktplatz, um über öffentliche Angelegenheiten zu beraten. Durch den Verlust seiner Freiheit sah Nowgorod täglich seine Bevölkerung, seinen Handel und seinen Reichtum schwinden, so verdorrend und zerstörend wirkt der Hauch der Willkürherrschaft. Noch heute bietet Nowgorod einen ungemein traurigen Anblick. Ein

weiter Gürtel zeigt, daß die Stadt früher groß und volkreich war. Jetzt sieht man nur noch spärlich Häuser, deren Bewohner wie Gestalten aussehen, die auf Gräbern weinen. Vielleicht sieht jetzt auch die schöne Stadt Moskau so aus, aber der Volksgeist wird sie wieder aufbauen, wie er sie wieder erobert hat.

Vierzigstes Kapitel.

Sankt Petersburg.

Von Nowgorod bis Petersburg gab es fast nur Sümpfe. Man gelangt in eine der schönsten Städte der Welt, wie wenn ein Zauberer mit einem Schlage seines Stabes alle Wunder Europas und Asiens aus einer Wüste hervorbrächte. Die Gründung Petersburgs ist der größte Beweis des Ungestüms des russischen Willens, der nichts Unmögliches kennt. Alles in der Umgegend ist ärmlich. Die Stadt selbst ist auf Sümpfen gebaut, und sogar der Marmor ruht auf Grundpfählen. Aber man vergißt ihre schwache Unterlage, wenn man diese prächtigen Gebäude sieht, und man muß über das Wunder nachdenken, daß eine so schöne Stadt in so kurzer Zeit gebaut wurde. Dieses Volk, das man immer in Kontrasten schildern kann, besitzt eine unglaubliche Zähigkeit gegen die Natur oder gegen feindliche Heere. Wenn es die Notwendigkeit erfordert, sind die Russen geduldig und unbesiegbar, aber im gewöhnlichen Leben sind sie sehr wankelmütig. Die gleichen Menschen, die gleichen Herrscher flößen ihnen nicht lange Begeisterung ein. Das Denken allein kann die Beständigkeit der Gefühle und Meinungen während des ruhigen Laufes des Lebens verbürgen; aber die Russen sind, wie alle der Despotenherrschaft unterworfenen Völker, der Verstellung eher fähig als des Nachdenkens.

Als ich in Petersburg ankam, war mein erstes Gefühl, dem Himmel dafür zu danken, daß ich nun endlich an der Meeresküste angelangt war. Ich sah auf der Newa die englische Flagge, das Zeichen der Freiheit, wehen, und ich fühlte, daß ich jetzt unter dem direkten Schutz Gottes stünde, wenn ich mich dem Meere anvertraute. Es ist eine Täuschung, deren man sich nicht erwehren kann, wenn man glaubt, mehr in der Hand der Vorsehung zu stehen, indem man sich den Elementen preisgibt, als wenn man von den Menschen abhängt, und besonders von dem Manne, der eine Offenbarung alles Schlechten auf der Welt zu sein scheint.

Dem Hause gegenüber, das ich in Petersburg bewohnte, stand die Statue Peters I. Man stellt ihn dort zu Pferde dar, wie er einen steilen Berg inmitten von Schlangen hinaufklettert, die die Schritte seines Pferdes hemmen wollen. Diese Schlangen sind allerdings dazu da, die ungeheure Masse des Pferdes und des Reiters zu stützen. Aber der Gedanke ist nicht glücklich gewählt, denn in Wahrheit ist es nicht der Neid, den ein Herrscher zu fürchten hat, und diejenigen, die kriechen, sind auch nicht seine Feinde. Sodann hatte Peter I. während seines Lebens niemand als die Russen zu fürchten, die an den alten Gebräuchen des Landes hingen. Dennoch ist die Bewunderung, die man für ihn hegt, ein Beweis für das Gute, das er Rußland getan hat, denn für gewöhnlich haben Despoten hundert Jahre nach ihrem Tode keine Schmeichler mehr. Auf dem Piedestal der Statue steht geschrieben: Katharina II. Peter dem I. Diese einfache und dennoch stolze Inschrift trägt den Stempel der Wahrheit. Diese beiden großen Menschen haben den russischen Stolz sehr erhöht. Und einem Volke beizubringen verstehen, daß es unbesiegbar ist, heißt, es unbesiegbar machen, wenigstens auf heimischem Boden. Denn die Eroberung beruht nur auf Zufall, der vielleicht mehr von den Fehlern der Besiegten abhängt als vom Genie des Siegers.

Man behauptet mit Recht, daß man in Petersburg nicht von einer Frau sagen kann, daß sie so alt wie die Straßen sei,*) so neu sind diese dort. Die Gebäude sind noch von einem blendenden Weiß, und wenn in der Nacht der Mond sie beleuchtet, glaubt man große weiße Gespenster zu sehen, die unbeweglich den Lauf der Newa betrachten. Ich weiß nicht, was dieser Fluß besonders Schönes an sich hat, aber nie sind mir die Fluten eines Stromes so klar erschienen. Uferstraßen aus Granit fassen seine Wellen auf eine Entfernung von dreißig Werst ein, und dieses prächtige Werk von Menschenhand ist des durchsichtigen Wassers würdig, das es schmückt. Wenn Peter I. solche Arbeiten im Süden seines Reiches unternommen hätte, so würde er das nicht erreicht haben, was er wünschte, nämlich eine Marine. Aber vielleicht würde es besser mit dem Charakter seines Volkes übereingestimmt haben. Die Bewohner von Petersburg sehen aus wie ein Volk, das dazu verdammt ist, im Norden zu leben, und alle Anstrengungen macht, gegen ein Klima anzukämpfen, das zu seiner Natur nicht paßt. Die Bewohner des Nordens sitzen gewöhnlich gerne hinter dem Ofen und fürchten die Kälte, eben weil sie ihr täglicher Feind ist. Unter den Russen aber haben die Leute aus dem Volke keine dieser Gewohnheiten angenommen. Die Kutscher warten im Winter zehn Stunden vor der Türe, ohne sich zu beklagen. Sie schlafen unter ihren Wagen auf dem Schnee und tragen somit die Sitten der Lazzaroni Italiens an den 60. Breitengrad. Man sieht sie auf den Stufen der Treppen liegen, wo sie so sanft schlafen, wie die Deutschen in ihren Federbetten. Manchmal schlafen sie stehend und stützen dabei den Kopf gegen die Mauer. Da sie bald träge, bald feurig sind, geben sie sich manchmal dem Schlafe

*) Es gibt eine französische Redensart, die heißt: „vieux comme les chemins". Das bedeutet „uralt" und wird besonders angewendet, wenn man vom Alter von Frauen spricht, die nicht mehr jung sind, aber es gern sein möchten.

hin, manchmal aber ertragen sie auch die unglaublichsten Anstrengungen. Manche betrinken sich und unterscheiden sich dadurch von den Völkern des Südens, die sehr nüchtern sind. Aber auch die Russen sind es, und zwar in erstaunlicher Weise, nämlich wenn die Mühen des Kriegs es erfordern.

Die vornehmen Russen zeigen auf ihre Weise die Gewohnheiten und Neigungen der Südländer. Man besuche nur einmal die Landhäuser, die sie sich mitten in Petersburg auf den Inseln der Newa gebaut haben. Pflanzen aus dem Süden, orientalische Wohlgerüche und asiatische Diwans verschönen jene Wohnstätten. Ungeheure Gewächshäuser, wo die Früchte aller Länder reifen, zaubern ein künstliches Klima vor. Die Besitzer dieser Paläste sind eifrig bemüht, sich nicht den kleinsten Sonnenstrahl entgehen zu lassen. Sie feiern die Sonne wie eine Freundin, die sie bald verlassen wird, und die sie einst unter einem glücklicheren Himmelsstrich gekannt haben.

Am Tage nach meiner Ankunft nahm ich das Mittagessen bei einem der geachtetsten Kaufleute der Stadt ein. Er übte noch die alte Sitte der russischen Gastfreundschaft, d. h. er zog auf dem Dache seines Hauses eine Fahne auf, um zu verkünden, daß er zu Hause speise. Und diese Einladung genügte allen seinen Freunden. Er bewirtete uns im Freien, so sehr freute man sich dieser letzten armseligen Sommertage, denen wir im Süden Europas nicht mehr diesen Namen gegeben hätten. Der Garten war sehr angenehm. Bäume und Blumen verschönten ihn, aber nur wenige Schritte vom Hause entfernt, begann die Steppe oder der Sumpf. In der Umgegend von Petersburg sieht die Natur aus wie ein Feind, der sofort von seinen Rechten Gebrauch macht, sobald der Mensch nur einen Augenblick im Kampfe gegen ihn innehält.

Am nächsten Morgen begab ich mich in die Kirche Unserer Lieben Frau von Kasan, die Paul I. nach dem Vorbild der Peterskirche in Rom hatte bauen lassen. Ihr Inneres ruht

auf einer großen Anzahl Granitsäulen und ist außerordentlich schön. Das Gebäude selbst aber mißfällt gerade deshalb, weil es an die Peterskirche erinnert und in seiner Nachahmung doch so grundverschieden von ihr ist. Man macht in zwei Jahren nicht das, wozu die ersten Künstler der Welt ein ganzes Jahrhundert brauchten. Die Russen möchten mit rasender Geschwindigkeit Zeit und Raum durcheilen, aber nur, was die Zeit geschaffen hat, bleibt erhalten. Und die schönen Künste, deren erste Quelle die Inspiration ist, bedürfen der Überlegung.

Von der Kirche Unserer Lieben Frau von Kasan begab ich mich nach dem Kloster Sankt Alexander Newski. Es ist einem der Heldenfürsten Rußlands gewidmet, der seine Siege bis an die Ufer der Newa trug. Die Kaiserin Elisabeth, die Tochter Peters I., ließ ihm einen silbernen Sarg bauen, auf dem man gewöhnlich ein Geldstück niederlegt, als Pfand für das Gebet, das man dem Heiligen besonders empfiehlt. Auch das Grab Suwarows befindet sich in diesem Kloster. Nur sein Name schmückt es. Das genügt zwar für ihn, aber nicht für die Russen, denen er so große Dienste erwiesen hat. Übrigens ist dieses Volk so militärisch, daß es sich weniger als ein anderes über große Taten dieser Art wundert. Die vornehmsten Familien Rußlands haben ihren Verwandten auf dem Friedhofe neben der Newskikirche Grabmäler errichtet, aber keins ist würdig, bemerkt zu werden. Vom künstlerischen Standpunkte aus sind sie nicht schön, und kein großer Gedanke regt die Phantasie des Beschauers an. Allerdings hat der Todesgedanke wenig Wirkung auf die Russen. Sei es nun Charakterstärke oder schnelles Vergessen von Eindrücken, jedenfalls liegt es nicht in ihrer Natur, etwas lange zu bedauern. Sie sind mehr des Aberglaubens als einer Gemütsbewegung fähig. Der Aberglaube bezieht sich bei ihnen auf das Leben im Diesseits und die Religion auf das im Jenseits. Der Aberglaube ist mit dem Verhängnis verbunden und die Religion mit der Tugend. Durch

die Leidenschaft irdischer Wünsche wird man abergläubisch, bringt man hingegen diese Wünsche zum Opfer, so ist man fromm.

Der russische Minister des Auswärtigen, Herr von Romanzoff,*) war außerordentlich höflich und liebenswürdig zu mir, und mit Bedauern kam mir der Gedanke, daß er sich von den Angelegenheiten zurückziehen müsse, sobald die Politik Napoleons, der er sehr zustimmte, verworfen würde. Sicher ist in einer absoluten Monarchie der Wille des Herrschers maßgebend, aber die Würde eines Premierministers erfordert auch, daß seinem Munde keine widersprechenden Reden entschlüpfen. Der Monarch vertritt den Staat, und der Staat kann seine Politik ändern, wie es die Umstände erfordern. Der Minister aber ist nur ein Mann, und ein Mann darf sein ganzes Leben lang über so bedeutende Fragen nur eine Meinung haben.

Herr von Romanzoff hatte die besten Manieren und empfing die Fremden außerordentlich vornehm. Als ich bei ihm war, meldete man den englischen Gesandten Lord Tyrconnel und den Admiral Bentinck. Sie hatten beide sehr bemerkenswerte Gesichter und waren die ersten Engländer, die wieder auf dem Kontinent erschienen, von dem die Tyrannei eines einzigen Mannes sie verbannt hatte. Nach zehnjährigem, schrecklichem Kampfe, während welchem die Engländer stets dem Kompaß ihrer Politik, nämlich ihrem Gewissen treu geblieben waren, kamen sie endlich in das Land, das sich als erstes von der Universalmonarchie befreite. Ihre Sprache, ihre Einfachheit, ihr Stolz, alles erweckte in jeder Beziehung das Gefühl des Wahren, das Napoleon so gut verstanden hat, in den Augen derjenigen zu verdunkeln, die nur seine Zeitungen gelesen und seine Agenten gehört haben. Ich weiß nicht einmal, ob die Gegner Napoleons auf dem Kontingent, durch die sie umgebende falsche Meinung

*) Seit 1807 Minister des Äußern.

verwirrt gemacht, sich auf ihr eigenes Gewissen verlassen können. Nach mir selbst zu urteilen, weiß ich, daß ich oft, nachdem ich die verschiedenen vorsichtigen oder niedrigen Ratschläge mit angehört hatte, denen man in der bonapartistischen Atmosphäre ausgesetzt ist, nicht mehr wußte, was ich von meiner eigenen Meinung halten sollte. Mein Temperament verbot mir, sie aufzugeben, aber meine Vernunft genügte nicht immer, mich vor all den Sophismen zu schützen. So hörte ich denn mit lebhafter Bewegung von neuem die Stimme jenes Englands, mit dem man fast immer im Einvernehmen lebt, wenn man bestrebt ist, die Achtung ehrlicher Menschen zu verdienen.

Am nächsten Tag lud mich der Graf Orloff ein, den Tag auf der Insel zu verbringen, die seinen Namen trägt. Sie ist die angenehmste aller Inseln der Newa. Hohe Eichen, ein sehr seltener Baum in diesem Lande, beschatteten den Garten. Der Graf und die Gräfin Orloff spendeten ihr ungeheures Vermögen, um die Fremden mit ebensoviel Ungezwungenheit als Pracht zu empfangen. Bei ihnen fühlt man sich so wohl wie auf dem Lande und genießt doch allen Luxus der Großstadt.

Der Graf Orloff ist einer der unterrichtetsten großen Herren Rußlands. Die Liebe zu seinem Vaterland ist tief, und unwillkürlich wird man von ihr berührt. Als ich das erste Mal bei ihm war, wurde gerade der Frieden mit England bekannt gemacht.*) Es war an einem Sonntag. Sein Garten war an diesem Tage den Spaziergängern geöffnet, und man sah daher darin eine große Anzahl jener bärtigen Kaufleute, die in Rußland noch wie die Muschiks, das heißt wie Bauern, gekleidet sind. Manche lauschten der ausgezeichneten Musik des Grafen Orloff, die die englische Weise „God save the King“ spielte. Dieses Lied ist in einem Lande, wo der Monarch der oberste

*) Am 3. Mai 1812 trat England dem Vertrag vom 5. April zwischen Rußland und Schweden bei, und am 18. Juli schloß es einen Allianzvertrag mit Rußland.

Wächter ist, der Freiheitsgesang. Wir waren alle bewegt und klatschten Beifall zu dieser Volkshymne aller Europäer. Es gibt in Europa nämlich nur zwei Arten von Menschen: die, welche der Tyrannei dienen und die, welche sie hassen. Der Graf Orloff ging zu den russischen Kaufleuten hin und sagte ihnen, daß man den Frieden zwischen England und Rußland feiere. Da bekreuzigten sie sich und dankten dem Himmel, daß das Meer ihnen noch einmal geöffnet sei.

Die Insel Orloff liegt im Zentrum von all den Inseln, die die vornehmen Leute von Petersburg und selbst der Kaiser und die Kaiserin zu ihrem Sommeraufenthalt gewählt haben. Nicht weit davon befindet sich die Insel Strogonoff, deren reicher Besitzer sich die wertvollsten Altertümer aus Griechenland hatte kommen lassen. Sein Haus war täglich geöffnet. Wer einmal vorgestellt war, durfte wiederkommen. Er lud nie jemand zum Mittag- oder Abendessen für einen bestimmten Tag ein, denn es war selbstverständlich, daß man immer willkommen war, wenn man einmal bei ihm aufgenommen worden war. Oft kannte er nicht die Hälfte der Personen, die bei ihm zu Gaste waren. Aber gerade diese verschwenderische Gastfreundschaft gefiel ihm besser wie irgendein anderer Luxus. Viele Petersburger Häuser haben dieselbe Gewohnheit. Daraus ist leicht zu schließen, daß man das, was wir Franzosen eine genußreiche Unterhaltung nennen, dort nicht findet, denn die Gesellschaft ist viel zu zahlreich, als daß eine wirklich interessante Unterhaltung zustande käme. Die ganze gute Gesellschaft hat ausgezeichnete Manieren, aber den Adligen fehlt es an Bildung, und unter den Personen, die täglich unter dem Einflusse eines Hofes und einer despotischen Regierung stehen, herrscht nicht genug Vertrauen, um den Zauber wirklicher Herzlichkeit und Vertraulichkeit kennen zu lernen.

Die meisten vornehmen Russen drücken sich mit soviel Liebenswürdigkeit und Anstand aus, daß man sich im ersten Augen-

blick sehr oft in der Geistesbildung und den Kenntnissen derer täuscht, mit denen man sich unterhält. Zuerst meint man es immer mit einem sehr geistreichen Mann oder einer sehr geistreichen Frau zu tun zu haben; aber leider bleibt es nur oft bei der Vermutung. Man hat sich in Rußland noch nicht daran gewöhnt, vom Grunde seines Herzens oder seines Geistes aus zu sprechen. Einst hatte man so große Furcht vor seinen Herrschern, daß man sich noch nicht so recht an die kluge Freiheit gewöhnen kann, die man Alexander verdankt.

Einige russische Edelleute haben zwar in der Literatur zu glänzen versucht und auch Zeugnis von ihrem Talent abgelegt, aber man ist in den weiteren Volksschichten nicht gebildet genug, als daß ein öffentliches Urteil bestände, das sich aus der Meinung eines jeden bildet. Der Charakter der Russen ist viel zu leidenschaftlich, um an tiefen Ideen Gefallen zu finden. Sie lieben nur die Tatsachen und haben weder Zeit noch Lust, diese auf allgemeine Gedanken zu reduzieren. Übrigens ist jeder bedeutsame Gedanke stets mehr oder weniger an einem Hofe gefährlich, wo man sich gegenseitig beobachtet und auch oft beneidet.

Die orientalische Schweigsamkeit hat sich in liebenswürdiges Reden verwandelt, das jedoch gewöhnlich nicht bis auf den Grund der Dinge dringt. Für Augenblicke gefällt es einem wohl in dieser glänzenden Atmosphäre, die so angenehm das Leben zerstreut, aber mit der Zeit fühlt man, daß man nichts lernt, seine Fähigkeiten nicht weiter entwickelt, und daß die Menschen, die auf diese Weise ihr Dasein verbringen, keinerlei Geschicklichkeit für das Studium oder für die Geschäfte erwerben. Nicht so stand es mit der Pariser Gesellschaft. Dort gab es Männer, die allein durch pikante oder ernste Unterhaltungen in Gesellschaft vornehmer oder literarisch unterrichteter Leute gebildet worden waren.

Einundvierzigstes Kapitel.

Die Familie des Zaren.

Endlich sah ich den Monarchen, der durch Gesetz und Sitten ein absoluter, aus eigener Neigung aber ein gemäßigter Fürst war. Ich wurde zuerst der Kaiserin Elisabeth vorgestellt, die mir wie der Schutzengel Rußlands erschien. Sie ist außerordentlich zurückhaltend, aber alles, was sie sagt, hat Leben. Ihre Gefühle und Meinungen haben sich am Herde hochherziger Gedanken erwärmt und gestärkt. Als ich sie hörte, ward ich von etwas Unaussprechlichem berührt, das nicht mit ihrer hohen Stellung, sondern mit der Harmonie ihres Wesens zusammenhing. Es war ja so lange her, daß ich Macht und Tugend vereint gesehen hatte!

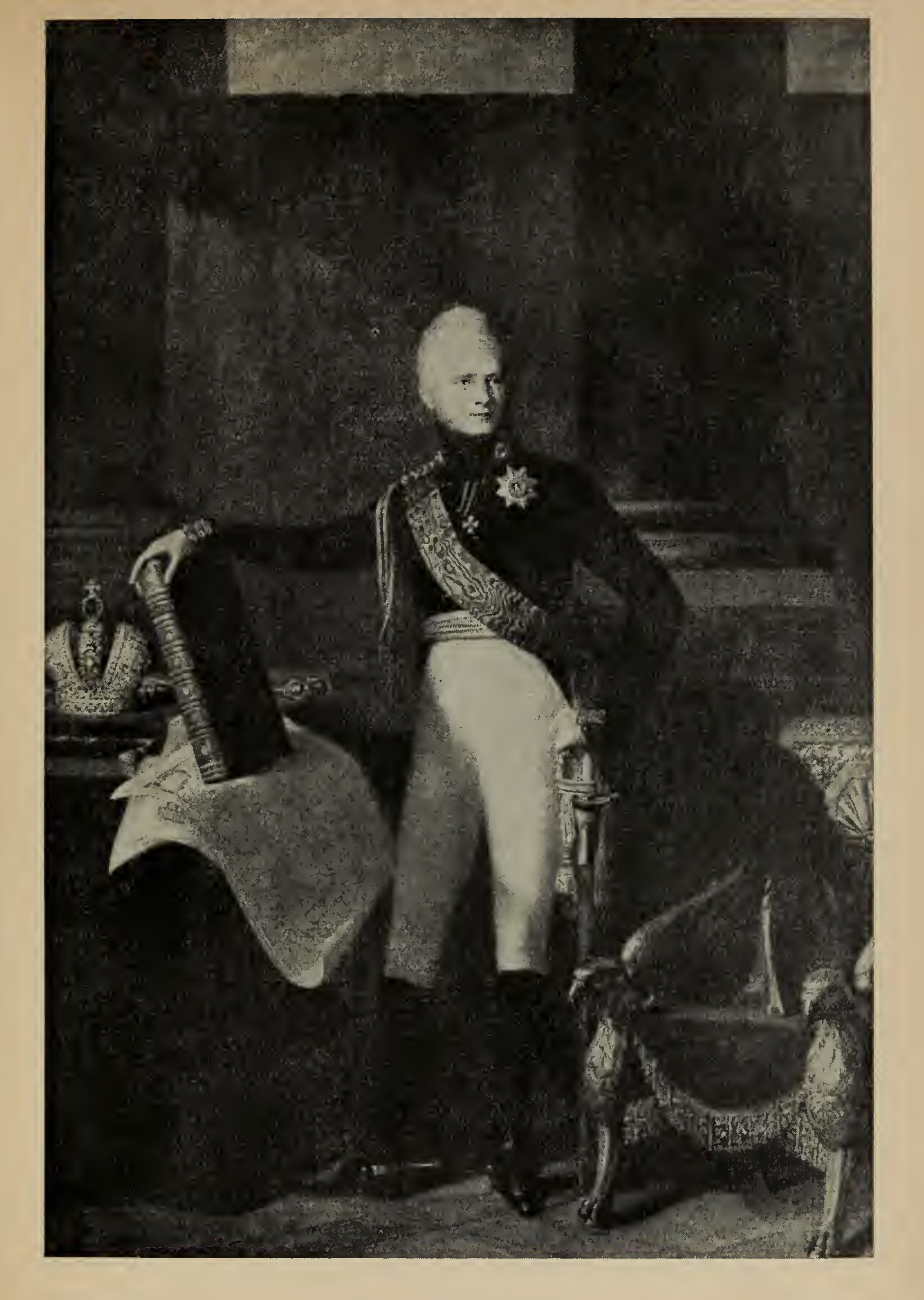
Als ich mich mit der Kaiserin unterhielt, tat sich die Türe auf, und der Kaiser Alexander gab mir die Ehre, mit mir zu sprechen. Was mich an ihm vor allem überraschte, war ein Ausdruck von Güte und Würde, als wären diese beiden Eigenschaften unzertrennlich. Auch war ich sehr gerührt von der edlen Einfachheit, mit welcher er gleich bei den ersten Worten, die er an mich richtete, die großen Fragen Europas behandelte. Ich habe jene Furcht vor der Behandlung ernster Fragen, die man den meisten europäischen Fürsten einflößt, stets als ein Zeichen von Mittelmäßigkeit angesehen; sie haben Angst, wirklich verständige Worte auszusprechen. Der Kaiser Alexander hin=

gegen unterhielt sich mit mir, wie es die englischen Staatsmänner getan hätten, die ihre Kraft in sich selbst und nicht in den Schranken sehen, mit denen man sich umgeben kann.

Der Kaiser Alexander, den Napoleon herabzuwürdigen versucht hat, ist ein außerordentlich geistreicher und unterrichteter Mann. Ich glaube, er findet in seinem ganzen Reiche keinen Minister, der in allem, was die Beurteilung der Angelegenheiten und ihre Leitung betrifft, erfahrener wäre als er. Er verhehlte mir nicht, daß er bedaure, Napoleon früher bewundert zu haben. Sein Großvater hatte einst auch große Begeisterung für Friedrich den II. empfunden.*) In dieser Art von Illusion, die ein außergewöhnlicher Mann einflößt, liegt immer etwas Hochherziges, welche Irrtümer auch daraus hervorgehen mögen. Der Kaiser Alexander schilderte jedoch sehr scharfsinnig, welche Wirkung die Gespräche Bonapartes auf ihn hervorgebracht hatten. Napoleon hatte dabei die widersprechendsten Dinge gesagt, und jede einzelne seiner Unterhaltungen setzte in Erstaunen, ohne daß man auf den Gedanken gekommen wäre, daß er etwas Widersprechendes gesagt hätte. Alexander erzählte mir auch, daß es Napoleon für geeignet gehalten habe, ihm machiavellistische Lehren zu geben. „Sehen Sie," hatte er ihm eines Tages gesagt, „ich suche immer meine Minister und Generale untereinander in Uneinigkeit zu bringen, damit der eine mir die Fehler des andern aufdeckt. Ich entfache in meiner Umgebung dadurch eine beständige Eifersucht, daß ich heute den, morgen den bevorzuge, und kein einziger jemals meiner Gunst gewiß sein kann." Wie ist doch diese Theorie gleichzeitig alltäglich und lasterhaft! Sollte nicht einmal einer kommen, der diesem Manne überlegen ist, und ihm das Vergebliche seiner Handlungsweise beweise? Vor

---

*) Peter III. Er wurde, nachdem er zur Abdankung gezwungen worden war, am 17. Juli 1762 von den Anhängern der Kaiserin Katharina der II. ermordet.



Kaiser Alexander I.

Nach einem Gemälde von Monnier.
(Aus: Grand-duc Nicolas Mikhaïlowitsch, Portraits russes des XVIIIe et XIXe siècles, mit Erlaubnis Seiner Kaiserlichen Hoheit entnommen.)



allem muß die heilige Sache der Moral auf glänzende Weise den großen Siegen auf dieser Welt dienen, und derjenige, der die ganze Würde dieser Sache fühlt, wird ihr gern alle Erfolge opfern. Aber man muß jenen dünkelhaften Leuten, die meinen, die Tiefe des Gedankens in den Lastern der Seele zu finden, beibringen, daß, wenn auch bisweilen in der Unmoralität Geist liegt, doch vor allem in der Tugend das Genie besteht.

Als ich mich von dem guten Glauben Alexanders in seinen Beziehungen zu Napoleon überzeugte, wußte ich gleichzeitig, daß er dem Beispiele der unglücklichen Fürsten Deutschlands nicht folgen und keinen Frieden mit ihm unterzeichnen würde, der sowohl der Feind der Völker als der Fürsten ist. Eine edle Seele kann nicht zweimal von ein und derselben Person getäuscht werden. Alexander schenkt jemandem sein Vertrauen nur mit der größten Vorsicht, und auf dieselbe Weise zieht er es zurück. Nur seine Jugend und seine äußeren Vorzüge haben ihn im Anfang seiner Regierung der Leichtfertigkeit verdächtigen können. Aber er ist so ernst, wie es nur ein Mann sein kann, der vom Unglück heimgesucht worden ist.

Alexander drückte mir sein Bedauern darüber aus, daß er kein großer General sei. Ich antwortete auf diese edle Bescheidenheit, daß ein Herrscher seltener sei als ein General. Den Geist seines Volkes durch sein Beispiel unterstützen, hieße die bedeutendste und erste dieser Art Schlachten gewinnen. Der Kaiser sprach mit Begeisterung von seinem Volke und von allem, wozu es fähig sei. Er drückte auch den jedermann bekannten Wunsch aus, die Lage der noch in der Leibeigenschaft befindlichen Bauern zu bessern. „Sire," sagte ich zu ihm, „Ihr Charakter ist eine Verfassung für Ihr Reich, und Ihr Gewissen ist die Garantie." — „Wenn dem so wäre," antwortete er mir, „so würde ich doch nichts weiter als ein glücklicher Zufall sein." Schöne Worte! Ich glaube, es sind die ersten dieser Art, die je ein absoluter Herrscher ausgesprochen hat! Wieviel Kraft gehört

dazu, den Despotismus so zu beurteilen, wenn man selbst Despot ist! Und wieviel Kraft gehört dazu, diesen Despotismus niemals zu mißbrauchen, wenn das Volk, das man regiert, sich fast über eine so seltene Mäßigung wundert!

In Petersburg besonders haben die großen Herren weniger Liberalismus in ihren Grundsätzen als der Kaiser selbst. Daran gewöhnt, die absoluten Gebieter ihrer Bauern zu sein, wollen sie, daß der Monarch seinerseits allmächtig sei, um die Hierarchie des Despotismus aufrechtzuerhalten. Es gibt in Rußland noch keinen Bürgerstand, oder wenigstens beginnt er sich erst zu bilden. Die Söhne der Geistlichen und Kaufleute, einige Bauern, die von ihren Herren die Freiheit erlangt haben, um Künstler zu werden, können als dritten Stand im Staate betrachtet werden. Übrigens hat der russische Adel nichts mit dem deutschen oder französischen gemein. Sobald man einen militärischen Grad einnimmt, ist man in Rußland adelig. Zweifellos stehen die hohen Familien der Narischkin, der Dolgoruki, der Gallitzin und anderer immer an erster Stelle, aber nichtsdestoweniger genießen die aristokratischen Vorteile auch Männer, die durch den Willen des Landesfürsten eines Tages geadelt worden sind. Deshalb ist es das höchste Streben der Bürgerfamilien, ihre Söhne in den Offiziersstand eintreten zu lassen, damit sie zur bevorzugten Klasse gehören. Daher kommt es, daß die Erziehung der Knaben mit fünfzehn Jahren beendet ist. Man stürzt sich so früh als möglich in den Soldatenstand, und alles andere wird vernachlässigt. Gewiß ist jetzt nicht der geeignete Augenblick, Zustände zu tadeln, die einen so herrlichen Widerstand hervorgerufen haben, aber wenn die Zeiten etwas ruhiger geworden sind, kann man der Wahrheit gemäß behaupten, daß die innere Verwaltung Rußlands noch große Lücken aufzuweisen hat. Im Volke selbst liegt Kraft und Größe, nur fehlt es noch bisweilen an Ordnung und Aufklärung, sowohl in der Regierung als auch in dem Verhalten der einzelnen Personen. Peter I. hat ohne Frage

Rußland, als er es zu einer europäischen Macht erhob, einen großen Dienst erwiesen, aber er hat sich diese Vorteile auch durch die Einrichtung eines Despotismus bezahlen lassen, den sein Vater vorbereitete und er befestigte. Katharina II. hingegen hat den Gebrauch der absoluten Gewalt gemildert. Wenn die politischen Zustände Europas den Frieden wiederbringen, das heißt, wenn ein einziger Mann kein Unglück mehr über die Erde verbreitet, dann wird man Alexander einzig und allein mit der Verbesserung der Lage seines Landes beschäftigt sehen. Er wird selbst die Gesetze ausfindig machen, die Rußland das Glück verschaffen, dessen es nur zu Lebzeiten seines jetzigen Herrschers teilhaftig sein kann.

Vom Kaiser begab ich mich zu dessen ehrenwerter Mutter, jener Fürstin, der nicht einmal die Verleumdung ein Gefühl nachsagen konnte, das nicht für ihren Gemahl, ihre Kinder und für die große Familie der Unglücklichen gewesen wäre, deren Beschützerin sie ist. Später will ich erzählen, auf welche Weise sie die Wohltätigkeit in dem mächtigen Reiche ihres Sohnes leitet. Sie bewohnt den Taurispalast. Um zu ihren Gemächern zu gelangen, muß man einen Saal durchschreiten, den der Fürst Potemkin hat bauen lassen. Dieser Saal ist unermeßlich groß und schließt einen Wintergarten in sich, dessen Pflanzen und Bäume zwischen den Säulen zu bemerken sind, die die Mittelhalle umschließen. Alles in diesem Schlosse ist großartig, die Vorstellung des Fürsten, der es gebaut hat, ging ins seltsam Riesenhafte. In der Krim ließ er Städte bauen, nur damit die Kaiserin sie auf ihrer Durchreise sähe. Um einer schönen Frau, der Fürstin Dolgoruki, zu gefallen, die seine Huldigungen verschmäht hatte, befahl er eine Festung zu stürmen. Die Gunst seiner Souveränin hatte ihn zu dem gemacht, was er war. Aber auch in den meisten der großen Herren von Rußland, wie Mentschikoff, Suwarow, ja selbst in Peter dem I. und noch weiter zurück, in Iwan Wasiljewitsch ist etwas Phantastisches,

etwas Ungestümes und Ironisches zugleich. Der Geist war bei ihnen mehr eine Waffe als ein Genuß, und die Einbildungskraft leitete sie. Hochherzigkeit, Roheit, ungezügelte Leidenschaften, abergläubische Frömmigkeit, alles vereinte sich in demselben Charakter. Noch heute ist in Rußland die Zivilisation nicht bis auf den Grund gedrungen, nicht einmal bei den Großen. Sie ahmen äußerlich die andern Völker nach, aber im Innern ihrer Seele sind sie alle Russen. Und gerade darin liegt ihre Kraft und ihre Eigenart, denn die Vaterlandsliebe ist nach der Liebe zu Gott das schönste Gefühl, das der Mensch empfinden kann. Dieses Land muß sich von den andern Ländern, die es umgeben, stark unterscheiden, um ein so stark ausgesprochenes Gefühl einzuflößen. Die Völker, die sich nur durch Nuancen eins vom andern unterscheiden, oder in verschiedene abgetrennte Staaten eingeteilt sind, geben sich nicht mit wahrer Leidenschaft der konventionellen Vereinigung hin, die sie mit dem Namen Vaterland verknüpft.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Die Sitten der Großen in Rußland.

Ich verlebte einen Tag auf der Besitzung des Herrn Narischkin, des ersten Kammerherrn am Hofe, eines liebenswürdigen, leichtumgänglichen und höflichen Mannes, der jedoch nicht ohne Festlichkeiten leben kann. Bei ihm kann man sich eine Vorstellung von jener Heftigkeit der Neigungen machen, die die Fehler und auch die Vorzüge der Russen erklärt. Herr Narischkin hält stets offenes Haus. Wenn nur zwanzig Gäste auf seinem Gute weilen, beklagt er sich über die Langeweile dieser philosophischen Zurückgezogenheit. Gefällig gegen Fremde, immer in Bewegung und dennoch der Überlegung fähig, die man braucht, um am Hofe zu leben, nach eingebildeten Vergnügungen lechzend, die er nur in Dingen und nicht in Büchern fand, ungeduldig außerhalb des Hofes, geistreich, wenn es ihm in den Sinn kam, es zu sein, mehr verschwenderisch als ehrgeizig, und in allem eine gewisse asiatische Größe suchend, in der Vermögen und Rang eine größere Rolle spielten als persönliche Eigenschaften, das war der Charakter des Herrn Narischkin. Seine Besitzung ist so angenehm, wie es eine von Menschenhand geschaffene Natur nur sein kann. Die ganze Umgegend ist unfruchtbar und sumpfig, und so ist diese Wohn=

stätte wie eine Oase in der Wüste. Wenn man auf die Terrasse hinaustritt, sieht man den Golf von Finnland, und von weitem bemerkt man das Schloß, das Peter I. an seinen Ufern bauen ließ. Aber das Land, das zwischen dem Meere und dem Palast liegt, ist unangebaut, daß der Park des Herrn Narischkin allein die Blicke erfreut.

Zum Diner begaben wir uns in den moldauischen Pavillon, das heißt in einen Saal, der nach dem Geschmack der Bewohner der Moldau gebaut war. Er war so angelegt, daß er vor der Glut der Sonnenstrahlen geschützt war, eine sehr unnütze Vorsichtsmaßregel in Rußland. Aber die Phantasie ist dermaßen von dem Gedanken befangen, man lebe unter einem nur durch Zufall nach dem Norden versetzten Volke, daß es ganz natürlich erscheint, dort die Gebräuche des Südens anzutreffen. Und man würde sich nicht wundern, wenn die Russen eines Tages das Klima ihres einstigen Vaterlandes nach Petersburg verlegten. Die Tafel war nach orientalischer Sitte mit Früchten aller Länder bedeckt, während eine Menge Diener einem jedem Gaste die verschiedenen Fleischarten und Gemüse reichte, die er wünschte.

Man ließ uns jene vielbesprochene Hornmusik hören, die nur in Rußland geübt wird. Von zwanzig Musikern spielt ein jeder eine einzige Note, sobald diese sich wiederholt. Und so tragen auch die Männer den Namen der Note, mit deren Ausführung sie beauftragt sind. Begegnet man ihnen, so heißt es: „Da ist der ‚sol', der ‚mi', der ‚re' des Herrn Narischkin. Die Hörner werden stufenweise größer, und jemand nannte mit Recht dieses Orchester eine lebendige Orgel. Von weitem ist die Wirkung eine sehr schöne, nähert man sich jedoch diesen armen Musikern, die dastehen wie Röhren, immer nur einen Ton von sich geben und durch ihr eigenes Empfinden nicht mit an der Bewegung teilnehmen können, die sie hervorrufen, so kühlt sich die Freude darüber ab. Man sieht es nicht gern,

wenn sich die schönen Künste in mechanische verwandeln und sich mit Gewalt erlernen lassen können wie das Exerzieren.

Darauf sangen Leute aus der Ukraine uns ihre Volksweisen vor. Es sind seltsam angenehme Lieder, bald lustig, bald traurig, bald beides zusammen. Sie brachen manchmal plötzlich mitten in der Melodie ab, als wenn die Phantasie jener Völker es müde wäre, das zu beendigen, was ihnen zuerst gefiel, oder als wenn sie es interessanter fänden, den Zauber gerade in dem Augenblick zu unterbrechen, wo er die stärkste Wirkung ausübte. Unterbricht doch auch die Sultanin aus Tausend und einer Nacht stets ihre Erzählung, wenn das Interesse am lebhaftesten ist.

Während all dieser Vergnügungen machte Herr Narischkin den Vorschlag, auf den Erfolg der vereinigten Waffen Englands und Rußlands einen Toast auszubringen. Er gab sogleich seiner Artillerie ein Zeichen, und hierauf donnerten die Böllerschüsse ebenso laut, als wären sie von einer kaiserlichen Artillerie abgefeuert worden. Ein Hoffnungstaumel erfaßte alle Gäste; ich selbst fühlte, wie mir die Tränen in die Augen traten. Mußte denn ein fremder Tyrann in mir den Wunsch entstehen lassen, daß die Franzosen besiegt werden möchten! Ich wünsche, sagte ich damals, den Sturz desjenigen, der sowohl Frankreich wie Europa unterdrückt, denn die echten Franzosen werden siegen, sobald er zurückgeworfen ist. Die Engländer, die Russen und vor allem Herr Narischkin billigten mein Gefühl, und der einst wie Armida so berühmte Name Frankreichs ward noch mit Wohlwollen von den Rittern des Orients und des Meeres aufgenommen, die sich bald mit den Franzosen schlagen sollten.

Die vornehmen Russen ziehen in ihren Familien breitnasige Kalmücken auf, als wenn sie ein Muster jener Tartaren bewahren wollten, die von den Slaven besiegt worden sind. In dem Palais Narischkin liefen zwei oder drei solcher halbwilder Kalmücken herum. So lange sie Kinder sind, haben sie etwas

ganz Angenehmes an sich, sobald sie jedoch das zwanzigste Jahr überschritten haben, verlieren sie den ganzen Zauber der Jugend. Obgleich Sklaven, sind sie doch sehr starrköpfig und amüsieren ihre Gebieter durch ihre Hartnäckigkeit wie ein Eichhörnchen, das sich an den Eisenstäben seines Käfigs den Kopf wund schlägt. Diese Probe einer entwerteten Menschenrasse war sehr unangenehm anzusehen. Unter all diesem Luxus und diesem Glanz schien sie mir zu zeigen, was aus dem Menschen werden kann, wenn er weder religiöse noch soziale Würde besitzt. Und dieser Anblick stimmte die Pracht jener glänzenden Vergnügungen etwas herab.

Herrliche, mit den schönsten Pferden bespannte Wagen führten uns nach dem Diner im Parke spazieren. Es war Ende August, aber der Himmel war matt, und die Rasenflächen von einem fast künstlichen Grün, weil sie nur durch die sorgfältigste Pflege unterhalten werden konnten. Selbst den Anblick der Blumen schienen sich nur die Aristokraten gestatten zu können, so kostbar waren sie! In den Wäldern hörte man kein Zwitschern der Vögel, denn sie trauten diesem flüchtigen Sommer nicht. Auf den Wiesen war kein weidendes Vieh zu sehen, denn man hätte nicht gewagt, ihnen Pflanzen zum Futter zu geben, die man mit soviel Mühe angebaut hatte. Kaum daß ein Bach oder eine Quelle die Landschaft bewässerte; in den Gärten, wo die ganze Natur wie eine Festdekoration aussah, die, sobald die Gäste fort waren, wieder verschwand, leitete man das Wasser zur Bewässerung mit Maschinen ein. Unsere Wagen hielten vor einer Anlage im Garten, die ein Tartarenlager darstellte. Dort ließen sich noch einmal alle Musiker hören, und der Klang der Hörner und Zimbeln berauschte die Phantasie. Um die Betäubung voll zu machen, ahmte man mitten im Sommer jene rasenden Schlittenfahrten nach, welche die Russen über den Winter hinwegtrösten. Man fuhr nämlich blitzschnell auf Brettern von einem hohen bergartigen Holz-

gerüst herab, was sowohl den Frauen wie den Männern das größte Vergnügen bereitete. Sie meinten damit ein wenig an den Freuden des Kriegs teilzunehmen, die in der Aufregung, der Gefahr und den genau ausgeführten Bewegungen besteht.

So verging die Zeit, denn man wiederholte fast täglich diese Zerstreuungen, die mir wie ein Fest vorkamen. Mit wenigen Ausnahmen führen die meisten vornehmen Petersburger Familien das gleiche Leben. Von einer zusammenhängenden Unterhaltung kann also, wie man gesehen hat, keine Rede sein, und Wissen und Kenntnisse sind in dieser Art von Gesellschaft von keinem Nutzen. Wenn man jedoch alles aufbietet, um eine so große Anzahl Personen bei sich zu sehen, so sind schließlich diese Festlichkeiten das einzige Mittel, die Langeweile zu verhindern, die durch eine große Anzahl Leute in einem Salon stets hervorgerufen wird.

Was aber bleibt mitten in diesem geräuschvollen Leben noch für die Liebe übrig? So würden die Italienerinnen fragen, die sich in Gesellschaft für nichts anderes interessieren, als denjenigen zu sehen, von dem sie sich geliebt wissen möchten. Ich habe mich zu kurze Zeit in Petersburg aufgehalten, als daß ich mir ein richtiges Bild von dem inneren Familienleben machen könnte. Dennoch schien es mir, daß es einesteils mehr häusliche Tugenden gab, als man behauptet, andernteils aber war die sentimentale Liebe fast unbekannt. Die asiatischen Gewohnheiten, die sich bei jedem Schritt bemerkbar machen, haben zur Folge, daß sich die Frauen nicht um die innern Angelegenheiten ihrer Häuslichkeit kümmern. Bei den Russen ist es der Mann, der alles leitet; die Frau schmückt sich nur mit seinen Geschenken und empfängt die von ihm eingeladenen Gäste. Heute respektiert man in Petersburg die guten Sitten weit mehr als zur Zeit jener Fürsten und Fürstinnen, die durch ihr Beispiel die öffentliche Meinung verdarben. Die beiden gegenwärtigen Kaiserinnen haben die Tugenden wieder zu Ansehen

gebracht, denn sie sind in dieser Hinsicht dem Volke ein Vorbild. Dennoch sind den Russen die moralischen Grundsätze noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen. Der Einfluß des Herrschers ist stets so stark gewesen, daß von einer Regierung zur andern alle Maximen, gleichviel über welchen Gegenstand, der Veränderung unterworfen sind. Die Russen, Männer sowohl als Frauen, haben auch in der Liebe jenes Ungestüm, das sie charakterisiert. Aber ihr veränderlicher Sinn läßt sie auch leicht auf ihre Wahl verzichten. Eine gewisse Unordnung in der Phantasie gestattet ihnen nicht, ein dauerndes Glück zu finden. Die Pflege des Geistes, die mittels der Poesie und der schönen Künste das Feingefühl entwickelt, ist bei den Russen sehr selten. In jenen phantastischen und ungestümen Naturen ist die Liebe mehr ein Fest oder ein Rausch als eine tiefe und anhaltende Neigung.

So befindet sich denn die gute Gesellschaft in Rußland in einem beständigen Taumel, und vielleicht veranlaßt die außerordentliche Vorsicht, an die man durch eine despotische Regierung gewöhnt wird, daß die Russen gerade darüber entzückt sind, in einer Unterhaltung nicht über Gegenstände sprechen zu müssen, die irgendwelche Folgen nach sich ziehen könnten. Und so muß man dieser Zurückhaltung, die für sie unter verschiedenen Regierungen von größter Notwendigkeit war, jenen Mangel an Aufrichtigkeit zuschreiben, dessen man sie anklagt. Die verfeinerte Zivilisation verändert in allen Ländern die Aufrichtigkeit der Charaktere. Wenn aber der Herrscher die unbeschränkte Macht besitzt, seine Untertanen zu verbannen, in den Kerker zu werfen, nach Sibirien zu schicken usw., so ist diese Gewalt für die menschliche Natur zu stark. Wohl würde man Menschen begegnet sein können, die stolz genug gewesen wären, jede Gunst zu verschmähen, aber es gehört viel Heldenmut dazu, um allen Verfolgungen zu trotzen, und Heldenmut ist kein Allgemeingut.

Wie man weiß, bezieht sich keine dieser Betrachtungen auf die gegenwärtige Regierung, denn ihr Oberhaupt ist als Kaiser

vollkommen gerecht und großherzig als Mensch. Die Untertanen aber bewahren die Fehler des Sklaventums lange Zeit, nachdem der Fürst sie bereits davon befreit hat. Nichtsdestoweniger hat man während dieses Krieges gesehen, welchen Mut die Russen und selbst der Hof bewiesen. Als ich in Petersburg weilte, sah man fast keine jungen Leute in der Gesellschaft; sie befanden sich alle bei der Armee. Verheiratete Männer, einzige Söhne, vornehme Herren, die ein ungeheures Vermögen besaßen, dienten als einfache Freiwillige! Als sie sahen, wie ihre Besitzungen und Häuser verwüstet wurden, dachten sie bei diesem Verlust nur, sich zu rächen, aber niemals, sich dem Feinde zu ergeben. Solche Eigenschaften trugen über alles, was eine noch lasterhafte Verwaltung, eine neue Zivilisation und despotische Einrichtungen an Mißbräuchen, Unordnungen und Niederlagen mit sich bringen können, den Sieg davon.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Die öffentlichen Einrichtungen. — Das Institut der heiligen Katharina.

Wir besichtigten das Naturgeschichtsmuseum, das besonders durch seine Erzeugnisse aus Sibirien bemerkenswert ist. Die Pelze dieses Landes haben die Begierde der Russen wie die Goldminen Mexikos die Gier der Spanier herausgefordert. Es gab eine Zeit, wo in Rußland die Tauschmünze noch in Marder- und in Eichhörnchenfellen bestand, so groß war das Bedürfnis, sich vor Kälte und Schnee zu schützen. Das Merkwürdigste im Petersburger Museum war eine reichhaltige Knochensammlung von vorsündflutlichen Tieren, besonders aber die Überreste des Riesenmammuts, das man vollkommen gut erhalten in den sibirischen Eisfeldern gefunden hat. Nach geologischen Beobachtungen scheint es, daß die Welt eine viel ältere Geschichte besitzt, als wir kennen: Das Unendliche flößt in allen Dingen Grauen ein. Jetzt sind Menschen und Tiere jenes äußersten Endes der bewohnten Welt wie von der Kälte durchdrungen, die einige Meilen weiter die Natur ersterben läßt. Die Farbe der Tiere wird dem Schnee gleich, und die Erde scheint sich in Eis und Nebel zu verlieren, die hier die ganze Schöpfung vernichten. Die Gesichter der Bewohner von Kamtschatka, die im Petersburger Museum ausgezeichnet wiedergegeben sind, über-

raschten mich aufs höchste. Die Priester dieses Landes, Schamanen genannt, sind eine Art Improvisatoren. Sie tragen über ihrer Tunika aus Baumrinde ein Stahlnetz, von dem mehrere Eisenstücke herabhängen. Sobald der Improvisator sich bewegt, entsteht ein starkes Geräusch. Wenn er Inspirationen empfängt, so gleichen seine Bewegungen Nervenzuckungen, und er wirkt mehr durch Hexerei, als durch wahre Fähigkeiten auf das Volk. In so traurigen Ländern macht sich die Einbildungskraft nur durch die Furcht bemerkbar, und selbst die Erde scheint den Menschen durch den Schrecken abzustoßen, den sie ihm einflößt.

Darauf besichtigte ich die Zitadelle, in deren Gürtel sich die Kirche mit den Sarkophagen aller Fürsten, von Peter dem Großen an, befindet. Jene Särge sind nicht in Grabkapellen eingeschlossen, sondern wie am Tage der Totenfeier den Blicken zur Schau gestellt. So glaubt man sich den Toten, von denen uns nur eine einfache Bretterwand trennt, ganz nahe. Als Paul I. auf den Thron kam, ließ er die Überreste seines Vaters, Peters III., krönen, weil diesem jene Ehre bei Lebzeiten nicht zuteil geworden, und er nicht in der Zitadelle beigesetzt wurde. Auf Befehl Pauls I. wiederholte man die Begräbnisfeier für seinen Vater und für seine Mutter, Katharina II. Von neuem wurden beide Leichname ausgestellt, von neuem wachten vier Kammerherren an ihren Särgen, als wenn sie erst gestern gestorben wären. Beide ruhen nun Seite an Seite und sind durch die Gewalt des Todes gezwungen, miteinander in Frieden zu leben.

Unter den Herrschern, welche die von Peter dem I. überlieferte despotische Macht besessen haben, sind mehrere durch eine blutige Verschwörung vom Throne gestürzt worden. Dieselben Höflinge, die ihrem Gebieter nicht die geringste Wahrheit zu sagen wagen, verstehen gegen ihn Verschwörungen anzuzetteln, und diese politischen Revolutionen sind notwendigerweise mit dem tiefsten Geheimnis umgeben. Denn man darf beileibe nicht demjenigen,

den man ermorden will, die Achtung schuldig bleiben. Und doch, was würde aus einem despotisch regierten Lande werden, wenn ein Tyrann, der über allen Gesetzen steht, nichts von den Dolchen zu fürchten hätte? Wie entsetzlich ist doch diese Art Thronwechsel! Er genügt, um zu beweisen, was Einrichtungen bedeuten, wo man mit dem Verbrechen als Gegengewicht zur Macht rechnet.

Katharina der II. huldigte ich dadurch, daß ich ihr Schloß Zarskoje Selo besuchte. Der Park und das Palais selbst sind mit großer Pracht und Kunst angelegt. Aber obgleich wir uns erst im Anfange des September befanden, war es doch schon sehr kalt, was in seltsamem Widerspruch mit jenen Blumen des Südens stand, die der Nordwind arg zerzauste. Ein jeder Zug im Leben Katharinas II. als Fürstin flößt Bewunderung für sie ein. Und ich weiß nicht, ob die Russen ihr mehr als Peter dem I. jene glückliche Überzeugung verdanken, daß sie unbesiegbar sind, eine Überzeugung, die viel zu ihren Erfolgen beigetragen hat. Der Zauber, den eine Frau um sich verbreitete, milderte die Ausübung der Gewalt und verband mit den Erfolgen, wegen der man ihr huldigte, ritterliche Höflichkeit. Katharina II. verstand sich im höchsten Grade aufs Regieren. Ein glänzenderer Geist als der ihrige würde dem Genie weniger ähnlich gewesen sein, und ihr hochentwickelter Verstand flößte jenen Russen, die ihrer eigenen Phantasie mißtrauten und wünschten, daß man sie mit Klugheit leite, tiefe Achtung ein.

Nicht weit von Zarskoje Selo befindet sich das Schloß Pauls I. Es ist ein entzückender Aufenthalt, weil die Kaiserin-Mutter und ihre Töchter ihn mit den Meisterwerken ihrer Talente und ihres guten Geschmackes ausgeschmückt haben. Dieses Schloß erinnert an die bewundernswerte Geduld dieser Mutter und ihrer Töchter, die nichts von ihren häuslichen Tugenden abbringen konnte.

Ich gab mich ganz dem Vergnügen hin, alle diese neuen

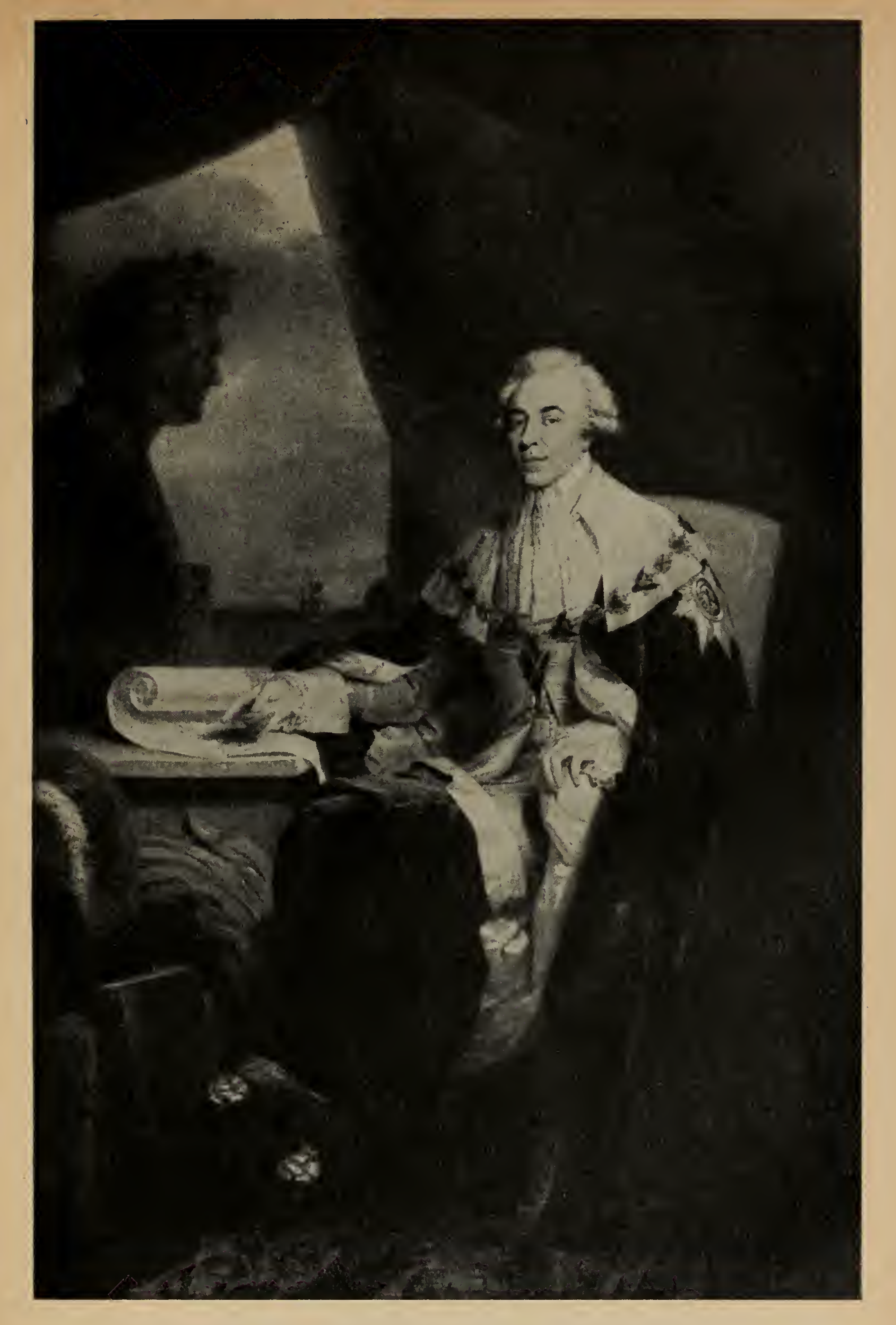
Gegenstände zu betrachten, die ich täglich zu sehen bekam, und ich weiß nicht, wie ich den Krieg vergessen habe, von dem Europas Geschick abhing. Es bereitete mir eine so große Freude, jedermann Gefühle ausdrücken zu können, die ich lange Zeit in meinem tiefsten Innern unterdrückt hatte, daß es mir schien, als habe man nichts mehr zu fürchten, und als seien solche Wahrheiten, sobald sie bekannt würden, allmächtig. Nichtsdestoweniger folgten Niederlagen auf Niederlagen, ohne daß das Publikum davon unterrichtet wurde. Ein geistreicher Mann sagte einmal, es sei in Petersburg alles Geheimnis, ohne daß etwas geheim gehalten würde. Und in der Tat entdeckte man schließlich auch die Wahrheit. Aber die Gewohnheit, zu schweigen, ist unter den russischen Höflingen so groß, daß sie noch am Abend vorher das verheimlichen, was am nächsten Tage bekannt werden muß. Und sie verraten ein Geheimnis immer nur unfreiwillig.

Ich erfuhr durch einen Fremden die Einnahme von Smolensk, und daß sich Moskau in sehr großer Gefahr befände. Da wurde ich vollkommen mutlos. Ich meinte, nun von neuem die beklagenswerte Geschichte von Österreich und Preußen beginnen zu sehen, die durch die Eroberung ihrer Hauptstädte herbeigeführt wurde. Diesen Streich spielte nun Bonaparte zum drittenmal, und noch einmal konnte er ihm glücken. Vom Volksgeist merkte ich nichts; er ging mir durch die scheinbare Beweglichkeit der Russen verloren. Eine allgemeine Niedergeschlagenheit hatte die Gemüter ergriffen, und bei Menschen mit so heftigen Leidenschaften war ich mir nicht klar, ob diese Niedergeschlagenheit nicht einem furchtbaren Erwachen vorausging. Bei Leuten aus dem Volke bemerkt man ja auch oft eine unbegreifliche Trägheit bis zu dem Augenblick, wo ihre Tätigkeit geweckt wird. Dann aber kennt diese Tätigkeit auch keine Hindernisse mehr, es fürchtet keine Gefahren und scheint sowohl über die Menschen wie über die Elemente zu triumphieren. Ich wußte,

daß die innere Verwaltung, sowohl in Kriegs- als in Justizangelegenheiten, oft in den Händen der bestechlichsten Beamten lag, und daß man infolge der Verschwendung, die sich die unteren Angestellten gestatteten, weder ein richtiges Bild von der Anzahl der Truppen noch von den für ihre Verproviantierung getroffenen Maßnahmen gewinnen konnte. Die Lüge und der Diebstahl sind zwei unzertrennliche Dinge, und in einem Lande mit einer so neuen Zivilisation besitzt der Mittelstand weder die Einfachheit der Bauern noch den Edelmut der Bojaren. Keine öffentliche Meinung hält diesen dritten Stand im Zaume, dessen Dasein so neu ist, und der die Naivität des Volksglaubens verloren hat, ohne ein gewisses Ehrgefühl erworben zu haben.

Auch unter den Heerführern entwickelten sich bald Gefühle des Neides. Es liegt in der Natur einer despotischen Regierung, ohne ihren Willen in ihrer Umgebung Neid und Eifersucht zu erwecken. Da der Wille eines einzigen Mannes das Schicksal eines jeden Untertanen in Händen hat, haben Furcht und Hoffnung zu viel Spielraum, als daß sie jene Eifersucht nicht fortwährend anregten. Übrigens wird sie auch noch durch etwas anderes gereizt, nämlich durch den Haß gegen die Fremden. Der General Barclay de Tolly, der die russische Armee befehligte, stammte, obgleich in Rußland geboren, nicht von der reinen slavischen Rasse ab,*) und das genügte für die Behauptung, er habe die Russen nicht zum Siege führen können. Außerdem hatte er seine hervorragenden Fähigkeiten mehr dem Verschanzungssystem, den Stellungen und den Truppenbewegungen zugewandt, während den Russen in der Kriegskunst mehr der Angriff zusagt. Sie zurückweichen lassen, selbst wenn dies infolge kluger und verständiger Berechnung geschieht, heißt in ihnen jenes Ungestüm erkalten lassen, aus dem sie ihre ganze Kraft schöpfen. So waren denn die Anzeichen dieses Kriegs außerordentlich traurig; noch furchtbarer aber war das Schweigen,

*) Er entstammte einer in Livland ansässigen schottischen Familie.



Graf Nikolaus Petrowitsch Rumianzow,
russischer Reichskanzler.
(Nach einem Gemälde von G. Dawe. Aus: Grand-duc Nicolas Mikhailowitsch, Portraits russes des XVIIIe et XIXe siècles, mit Erlaubnis seiner Kaiserlichen Hoheit reproduziert.)



das man in dieser Hinsicht bewahrte. Die Engländer geben nach jeder Schlacht in ihren Zeitungen die genaueste Aufstellung Mann für Mann von ihren Verwundeten, Gefangenen und Getöteten. Welch edle Aufrichtigkeit einer Regierung, die gegen das Volk ebenso gerecht wie gegen den Monarchen ist und beiden das Recht einräumt, zu wissen, in welchem Zustand sich die öffentlichen Angelegenheiten befinden.

Tief traurig ging ich in diesem schönen Petersburg spazieren, das bald die Beute des Siegers werden konnte. Wenn ich abends von den Inseln heimkehrte und die vergoldete Spitze der Zitadelle wie einen Feuerstreif in den Lüften glänzen sah, wenn sich die weißen Marmorpaläste am Kai in den Fluten der Newa widerspiegelten, dann stellte ich mir vor, wie alle diese Wunder von dem Dünkel eines Mannes beschmutzt werden würden, und dieser selbst wie Satanas von der Höhe der Berge herab sagen könnte: „Dies alles ist mir untertan!" Alles Schöne und Gute in Petersburg schien mir mit einem Male der Zerstörung nahe, und ich konnte mich daran nicht erfreuen, ohne daß mich dieser schmerzliche Gedanke verfolgte.

Hierauf sah ich mir die Erziehungsanstalten an, welche die Kaiserin gegründet hat, und da vermehrte sich meine Unruhe noch bedeutend mehr, als mitten unter den Palästen. Denn es genügte, daß Bonaparte mit seiner Tyrannei diese Einrichtungen, welche die Besserung des Menschengeschlechts im Auge haben, nur streifte, um ihren hohen sittlichen Wert zu vernichten. Das Institut der heiligen Katharina besteht aus zwei Häusern, deren jedes 250 adlige und bürgerliche junge Mädchen aufnimmt. Sie werden unter der Aufsicht der Kaiserin erzogen, und man läßt ihnen eine Pflege zuteil werden, die selbst diejenige übersteigt, welche reiche Familien ihren Kindern angedeihen lassen können. Ordnung und Eleganz sind bis in die kleinsten Einzelheiten im Institut bemerkbar, und das reinste, religiöse und moralische Gefühl ist hier in allen Schöpfungen der schönen Künste vor=

herrschend. Die russischen Frauen besitzen eine so angeborene Anmut, daß, als ich den Saal betrat, wo alle jungen Mädchen uns begrüßten, ich nicht ein einziges bemerkte, das sich nicht mit Höflichkeit und Bescheidenheit verbeugt hätte. Man forderte die jungen Mädchen auf, uns die verschiedenen Talente zu zeigen, die sie besaßen. Eine unter ihnen wußte Stücke aus den besten französischen Schriftstellern auswendig und rezitierte mir einige der wirkungsvollsten Stellen aus dem Werke meines Vaters „Cours de morale religieuse". Diese zarte Aufmerksamkeit ging vielleicht von der Kaiserin selbst aus. Ich war unendlich gerührt, als ich diese Sprache hörte, die seit Jahren nur noch in meinem Herzen einen Zufluchtsort hatte. Jenseits des Reiches Bonapartes gibt es in jedem Lande eine Nachwelt, und selbst denen wird Gerechtigkeit zuteil, die noch im Grabe seinen kaiserlichen Verleumdungen ausgesetzt gewesen waren. Ehe sich die jungen Mädchen des Instituts der heiligen Katharina zu Tisch setzten, sangen sie im Chor einige Psalmen, und die vielen, reinen, süßen Stimmen versetzten mich in bittere Traurigkeit. Was hatte der Krieg in diesen friedlichen Häusern zu tun? Wohin werden sich jene Tauben vor den Waffen des Siegers flüchten? Nach der Mahlzeit begaben sich die jungen Mädchen in einen prächtigen Saal, um dort zu tanzen. Ihre Gesichtszüge waren nicht besonders schön, aber in ihren Bewegungen lag außerordentliche Anmut. Es waren eben Töchter des Orients, mit all dem Anstand, den das Christentum in die Sitten der Frauen eingeführt hat. Zuerst führten sie einen antiken Tanz nach der Weise „Vive Henri quatre, vive ce roi vaillant" auf. Wie weit lag die Zeit zurück, die dieses Lied ins Gedächtnis rief. Zwei kleine zehnjährige Mädchen mit runden Gesichtern beendeten das Ballet mit dem russischen Tanzschritt. Bisweilen hat dieser Tanz den wollüstigen Charakter der Liebe, wird er jedoch von Kindern ausgeführt, so vereinigt sich die Unschuld dieses Alters mit der nationalen Eigenart.

Alle diese liebenswürdigen Talente, die von der zarten und großmütigen Hand einer Frau und Fürstin gepflegt wurden, flößten ein unbeschreibliches Interesse ein.

Auch eine Taubstummen- und Blindenanstalt stehen unter der Leitung der Kaiserin. Der Kaiser seinerseits verwendet große Sorgfalt auf die Kadettenschule, die von einem hochgebildeten Mann, dem General Klinger,*) geleitet wurde. Das sind alles sehr nützliche Einrichtungen, nur könnte man ihnen zu große Pracht vorwerfen. Es müßten wenigstens an verschiedenen Orten des Reichs nicht gerade so vornehme Schulen, sondern Unterrichtsanstalten gegründet werden, die dem Volke elementare Kenntnisse verschafften. In Rußland hat alles mit dem Luxus begonnen; das Dach ist fertig, bevor der Grundstein gelegt ist. Es gibt in Rußland nur zwei große Städte; Petersburg und Moskau. Die andern verdienen kaum, genannt zu werden. Übrigens sind sie auch durch ungeheure Entfernungen voneinander getrennt. Selbst die Schlösser der Edelleute liegen so weit voneinander entfernt, daß die Besitzer schwerlich miteinander in Beziehung stehen können. Kurz, die Einwohner dieses Reiches sind dermaßen verstreut, daß die Kenntnisse des einen von keinem Nutzen für den andern sein können. Die Bauern verstehen nur mit Hilfe einer Rechenmaschine zu zählen, und selbst die Postbeamten folgen dieser Methode. Die griechischen Popen sind viel weniger gebildet als die katholischen Geistlichen, besonders aber viel ungebildeter als die protestantischen Pfarrer. Infolgedessen ist der Klerus in Rußland nicht geeignet, wie in andern europäischen Ländern, das Volk zu unterrichten. Das Band, welches die Nation zusammenhält, ist die Religion und der Patriotismus, aber es gibt keinen Herd der Aufklärung, dessen

*) Es ist der deutsche Dichter Friedrich Maximilian von Klinger, der 1780 als Offizier in russische Dienste trat und 1811 zum General ernannt wurde. Bereits im Jahre 1803 wurde er zum Kurator der Universität Dorpat ernannt.

Strahlen sich über alle Teile des Reiches verbreiten, und die beiden Hauptstädte sind noch nicht in der Lage, den Provinzen die Kenntnisse zuteil werden zu lassen, welche sie selbst in der Literatur und den schönen Künsten erworben haben. Hätte Rußland den Frieden genießen können, so würde es unter der wohltätigen Regierung Alexanders alle möglichen Verbesserungen erfahren haben. Wer aber weiß, ob nicht gerade die durch einen solchen Krieg höher entwickelten Tugenden nicht berufen sind, die Völker zu regenerieren?

Die Russen haben bis jetzt nur in der militärischen Laufbahn geniale Männer aufzuweisen gehabt. In allen andern Künsten sind sie nur Nachahmer. Man muß jedoch auch bedenken, daß die Buchdruckerkunst erst seit zwanzig Jahren bei ihnen eingeführt ist. Die andern europäischen Völker haben sich fast zu gleicher Zeit zivilisiert und waren in der Lage, ihr angeborenes Genie mit den erworbenen Kenntnissen zu vereinigen. Bei den Russen hat diese Vermischung noch nicht stattgefunden. Wie zwei Flüsse nach ihrer Vereinigung noch eine Zeitlang in demselben Bett fließen, ohne daß sich ihre Fluten vermengen, so hat sich auch bei den Russen die Natur und die Zivilisation miteinander vereinigt, ohne daß sie eins geworden wären. So zeigt sich ein Russe den Umständen gemäß bald als vollkommener Europäer, der nur in den gesellschaftlichen Formen aufgewachsen zu sein scheint, bald als Slave, der nur den stürmischsten Leidenschaften nachgibt. Wenn sie jedoch das Mittel gefunden haben werden, ihr wahres Naturell in die Sprache eindringen zu lassen, wie sie das auch in ihren Handlungen beweisen, so werden sie einst auch Geniales in den schönen Künsten und besonders in der Literatur leisten.

Ich wohnte der Aufführung eines russischen Trauerspieles bei, welches die Befreiung der Moskowiten behandelte, als sie die Tartaren bis hinter Kasan zurückwarfen. Der Fürst von

Smolensk erschien in dem alten Bojarenkostüm, und das tartarische Heer hieß die „Goldene Horde". Das ganze Stück war fast vollkommen nach den Regeln der französischen dramatischen Kunst verfaßt, der Rhythmus der Verse, die Deklamation, die Szenerie, kurz, alles war französisch. Eine einzige Stelle war echt russisch, und das war der tiefe Schrecken, den ein junges Mädchen vor der Verfluchung seines Vaters empfand. Die väterliche Gewalt ist im russischen Volke fast ebenso stark wie bei den Chinesen, und gerade im Volke muß man stets die Kraft des nationalen Genies suchen. Die gute Gesellschaft ist in allen Ländern gleich, und nichts eignet sich weniger zur Darstellung von Trauerspielen als diese elegante Welt. Unter allen Tragödien der russischen Geschichte hat mich besonders eine interessiert. Es war „Iwan der Schreckliche", als er bereits als Greis Nowgorod belagerte. Da die Bojaren sahen, daß er zu schwach war, baten sie ihn, er möchte die Leitung des Sturmes seinem Sohne übertragen. Da geriet er über diesen Vorschlag in so große Wut, daß ihn nichts besänftigen konnte. Sein Sohn warf sich ihm flehend zu Füßen; er aber stieß ihn mit solcher Heftigkeit zurück, daß der Unglückliche zwei Tage darauf starb. Aus Verzweiflung wurde der Vater nun vollkommen gleichgültig sowohl gegen den Krieg als auch gegen die Herrschaft und überlebte seinen Sohn nur wenige Monate. Diese Empörung eines despotischen Greises gegen den Fortschritt der Zeit hat etwas außerordentlich Großes und Erhabenes an sich. Die Trauer, die in diesem wilden Charakter der Wut folgt, zeigt den Menschen in seiner wahren Natur: bald vom Egoismus erregt, bald von zärtlicher Liebe zurückgehalten.

Es gibt in Rußland ein Gesetz, das die gleiche Strafe sowohl über einen Mörder als über denjenigen verhängt, der nur den Arm eines Menschen verstümmelt. In der Tat zeigt sich in Rußland die wahre Kraft des Mannes nur im Kriegswesen. Jede andere Energie hängt mit den Sitten und Einrichtungen

zusammen, die der gegenwärtige Zustand Rußlands noch nicht zur Reife gebracht hat. In Petersburg scheinen die Frauen jedoch von jenem patriotischen Ehrgefühl durchdrungen zu sein, das die moralische Macht eines Staates begründet. Die Fürstin Dolgoruki, die Baronin Stroganoff und viele andere hochgestellte Damen wußten bereits, daß ein großer Teil ihres Vermögens durch die Verheerung der Provinz Smolensk stark geschädigt worden war. Sie schienen jedoch nur von dem einen Gedanken beseelt zu sein, ihre Mitmenschen zu ermutigen, ebenfalls wie sie alles zu opfern.

Die Fürstin Dolgoruki erzählte mir, ein alter Mann mit langem Barte habe zu seinem Enkel, den er auf den Knieen hielt, weinend gesagt, als er Smolensk von einer Anhöhe herab zu seinen Füßen liegen sah: „Einst, mein Sohn, trugen die Russen ihre Siege bis an das äußerste Ende von Europa; jetzt aber kommen die Fremden, um sie in ihrem eigenen Lande anzugreifen.“ Der Schmerz dieses Greises war nicht vergebens, und bald werden wir sehen, wie seine Tränen belohnt wurden.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Abreise nach Schweden. — Reise durch Finnland.

Der Kaiser verließ Petersburg. Wie man erfuhr, wollte er sich nach Abo begeben, wo er eine Zusammenkunft mit dem General Bernadotte, dem Kronprinzen von Schweden hatte.*) Nun brauchte man nicht mehr in Zweifel zu sein, welcher Partei sich Bernadotte im gegenwärtigen Kriege anschließen würde, und nichts war in diesem Augenblick für Rußland sowohl wie für Europa von größerer Bedeutung. Im weiteren Verlaufe der Erzählung wird man die Tragweite dieses Einflusses verfolgen können. Während der Zusammenkunft des Kronprinzen von Schweden mit dem russischen Kaiser traf die Nachricht von dem Einmarsch der Franzosen in Smolensk ein, und Alexander und der Kronprinz gelobten sich gegenseitig, niemals den Frieden zu unterzeichnen. „Wenn Petersburg genommen wird," sagte Alexander, „werde ich mich nach Sibirien zurückziehen, dort unsere alten Sitten wieder annehmen und dann wie unsere langbärtigen Vorfahren das Reich wieder zurückerobern." — „Durch diesen Entschluß wird Europa seine Freiheit wiedererlangen!" rief der

*) Alexander traf am 24., Bernadotte am 27. August in Abo ein. Am 30. August abends 6 Uhr verließ der Zar Abo.

Kronprinz von Schweden begeistert aus. Schon beginnt seine Voraussage sich zu erfüllen!

Nach der Rückkehr des Kaisers Alexander von Abo sah ich ihn ein zweites Mal. Die Unterhaltung, mit der er mich beehrte, überzeugte mich so vollkommen von der Unbeugsamkeit seines Willens, daß ich niemals an ein Nachgeben seinerseits glaubte, obgleich Moskau genommen war und trotz aller Gerüchte, die in dieser Hinsicht im Umlauf waren. Er hatte die Güte, mir mitzuteilen, daß der Marschall Berthier nach der Einnahme von Smolensk dem russischen Oberbefehlshaber in militärischen Angelegenheiten geschrieben und seinen Brief mit den Worten geschlossen habe, der Kaiser Napoleon hege noch immer die innigste Freundschaft zum Kaiser Alexander. Dieses seichte Geschwätz nahm natürlich der Kaiser von Rußland gebührend auf. Napoleon hatte ihm, sowohl in bezug auf die Politik wie auf den Krieg, manche Lehren gegeben; jene erteilte er mit einem verderblichen Charlatanismus, diese mit einer absichtlich zur Schau getragenen verächtlichen Sorglosigkeit. Er täuschte sich jedoch in dem Kaiser Alexander gewaltig; seinen Edelmut hielt er nicht für echt. Es war ihm nicht möglich gewesen zu bemerken, daß der Kaiser von Rußland sich von seiner Begeisterung für ihn nur deshalb zu weit hatte hinreißen lassen, weil er in ihm einen Anhänger der Hauptgrundsätze der französischen Revolution vermutete, die mit seiner eigenen Meinung im Einklang standen. Nie jedoch hatte Alexander den Gedanken gehabt, sich mit Napoleon zu verbünden, um Europa zu unterjochen. In diesem Falle, wie in allen andern, glaubte Napoleon einen Mann durch Vorspiegelung falscher Tatsachen blenden zu können. Er stieß jedoch dabei auf Gewissenhaftigkeit, und alle seine Berechnungen wurden infolgedessen vereitelt. Die Kraft dieses Elementes ist ihm unbekannt, und deshalb rechnet er auch nie mit ihr.

Da Barclay de Tolly, ein sonst sehr geschätzter General, zu

Beginn des Krieges Niederlagen erlitten hatte, bestimmte die öffentliche Meinung an seine Stelle einen andern sehr berühmten General, den Fürsten Kutusow. Dieser übernahm das Kommando vierzehn Tage vor dem Einmarsch der Franzosen in Moskau, und konnte daher erst sechs Tage vor der großen Schlacht, die fast vor den Toren Moskaus, bei Borodino, stattfand, beim Heere eintreffen. Ich machte ihm am Vorabend seiner Abreise einen Besuch. Kutusow war ein Greis mit edlen Manieren und lebhaften Gesichtszügen, obgleich er infolge der unzähligen Verwundungen, die er während seiner fünfzigjährigen militärischen Laufbahn erhalten, ein Auge eingebüßt hatte. Als ich ihn so vor mir stehen sah, kam mir die Befürchtung, daß er wohl nicht die Kraft besäße, gegen die jungen und rauhen Männer zu kämpfen, die sich aus allen Ecken Europas auf Rußland stürzten. Aber die Russen, die in Petersburg Höflinge sind, werden beim Heere wieder zu Tartaren; wie man bei Suwaroff gesehen hat, haben weder Alter noch Ehrungen ihre körperliche und sittliche Kraft schwächen können.

Gerührt verließ ich den berühmten Marschall Kutusow. Ich wußte nicht, ob ich einen Sieger oder einen Märtyrer küßte, aber ich sah, daß er die ganze Größe seiner Aufgabe begriff. Es handelte sich um die Verteidigung oder vielmehr um die Wiederherstellung aller sittlichen Tugenden, die der Mensch dem Christentum verdankt, aller Würde, die ihm Gott verliehen, aller Freiheit, die ihm die Natur gestattet. Es handelte sich darum, alle diese Güter den Krallen eines einzigen Mannes zu entreißen, denn man darf die Franzosen nicht mehr wie die Deutschen und Italiener, die ihm folgten, der Mordanschläge seiner Armeen anklagen.

Vor seiner Abreise verrichtete der General Kutusow in der Kirche Unserer Lieben Frau zu Kasan sein Gebet, und die ihn umgebende Menge rief ihm zu, Rußland zu retten! Welch ein Augenblick für ein sterbliches Wesen! Sein Alter gestattete

ihm nicht, die Hoffnung zu hegen, daß er die Strapazen des Feldzugs überlebte. Aber es gibt Augenblicke, wo der Mensch sterben muß, um seiner Seele Befriedigung zu verschaffen.

Da ich der großmütigen Meinung und des edlen Verhaltens des Kronprinzen von Schweden gewiß war, faßte ich den Entschluß immer fester ins Auge, mich nach Stockholm zu begeben, ehe ich mich nach England einschiffte. Ende September verließ ich Petersburg, um über Finnland nach Schweden zu reisen. Meine neuen Freunde, die sich mir wegen der Übereinstimmung der Gefühle genähert hatten, eilten herbei, mir Lebewohl zu sagen: Sir Robert Wilson, der jede Gelegenheit wahrnahm, sich zu schlagen und es verstand, seine Freunde durch seinen Geist mit fortzureißen; Herr vom Stein, ein Mann alten Schlages, der nur in der Hoffnung lebte, sein Vaterland frei zu sehen; der spanische Gesandte; der englische Minister Lord Tyrconnel; der geistreiche Admiral Bentinck; Alexis de Noailles, der einzige Franzose, der vor der Tyrannei des Kaisers emigriert, der einzige, der hier anwesend war, um für Frankreich Zeugnis abzulegen; der Oberst Dörnberg, dieser unerschrockene Hesse,*) den nichts von seinem Ziele abbringen konnte, sowie mehrere Russen, deren Namen seitdem durch Heldentaten berühmt geworden sind. Nie ging das Schicksal der Welt mehr Gefahren entgegen als in diesem Augenblick. Niemand wagte, es sich einzugestehen, aber alle waren davon überzeugt. Ich als Frau war ja keinen Gefahren ausgesetzt, aber das, was ich schon gelitten hatte, genügte. Als ich von diesen würdigen Vertretern des Menschengeschlechts Abschied nahm, wußte ich nicht, welchen von ihnen ich wohl je wiedersehen würde, und schon weilen zwei von ihnen

---

*) Wilhelm Kaspar Ferdinand Freiherr von Dörnberg trat 1783 in hessische und 1796 in preußische Dienste. Bereits im Jahre 1809 hatte er vergeblich versucht einen Aufstand im Königreich Westfalen, in dessen Dienste er nach der Katastrophe von 1806 getreten war, ins Leben zu rufen.

nicht mehr unter den Lebenden. Wenn die Leidenschaften der Menschen sich gegeneinander erheben, wenn die Völker sich mit Erbitterung angreifen, dann erkennt man seufzend im Elend der Menschheit ihr Schicksal. Wenn aber ein einziges Wesen, das man wie die Lappen ihre Götter aus Furcht vor Strafe mit Weihrauch umgibt, die Erde mit Unglück überschwemmt, so empfindet man einen unaussprechlichen abergläubischen Schrecken, der einen alle rechtschaffenen Leute wie Opfer betrachten läßt.

Kommt man nach Finnland, so deutet alles darauf hin, daß man ein anderes Land betreten und eine andere als die slavische Rasse vor sich hat. Man behauptet, die Finnen stammten direkt aus Nordasien, und ihre Sprache hätte nichts mit dem Schwedischen gemein, das ein Mittelding zwischen Englisch und Deutsch bildet. Dennoch sehen die Gesichter der Finnen ganz germanisch aus; ihre blonden Haare, ihre helle Hautfarbe erinnern in keiner Weise an die lebhaften Farben der russischen Gesichter. Auch ihre Sitten sind milder. Die Leute aus dem Volke besitzen eine bedächtige Rechtschaffenheit, die sie der aufklärenden Tätigkeit der protestantischen Kirche und den reinen Sitten des Landes verdanken. Sonntags sieht man die jungen Mädchen zu Pferd in Begleitung der jungen Männer vom Gottesdienst zurückkommen. Oft findet man in Finnland eine sehr gastfreundliche Aufnahme bei den Pfarrern. Sie betrachten es als ihre Pflicht, den Reisenden Obdach zu gewähren, und nichts ist reiner und angenehmer als die Aufnahme, die einem diese Familien zuteil werden lassen. Es gibt nämlich in Finnland fast keine Schlösser noch Edelleute, so daß die Pfarrer gewöhnlich die erste Stelle unter den Landesbewohnern einnehmen. Einige finnische Lieder erzählen von jungen Mädchen, die sich bereit erklären, alles für ihren Geliebten zu opfern, selbst das Pfarrhaus, wenn sie es als Erbe erhielten. Das erinnert an den Ausspruch eines jungen Schäfers, der meinte: „Wenn ich Kö-

nig wäre, würde ich meine Schafe zu Pferde hüten!" Selbst die Phantasie geht nicht über das Alltagsleben hinaus.

Die finnische Landschaft bietet einen ganz andern Anblick dar als die russische. An Stelle der Sümpfe und Ebenen, die Petersburg umgeben, findet man in Finnland Wälder und Felsblöcke, die man fast Berge nennen könnte. Mit der Zeit nimmt man jedoch wahr, daß die Berge eintönig sind und die Wälder alle aus der gleichen Baumart bestehen, nämlich aus Tannen und Birken. Die ungeheuren Granitblöcke, die man in den Dörfern und auf den Landstraßen hier und da sieht, geben dem Lande ein rauhes Aussehen. Aber es herrscht wenig Leben um diese Gebeine der Mutter Erde, und die Vegetation beginnt schon am finnischen Breitengrad spärlicher zu werden, bis sie am äußersten Ende der bewohnten Erde fast ganz aufhört.

Wir fuhren durch einen Wald, den das Feuer halb verzehrt hatte. Der Nordwind, der die Heftigkeit der Brände bedeutend verstärkt, bewirkt in den Städten sowohl wie auf dem Lande häufige Feuersbrünste. Und so wird es dem Menschen in diesem eisigen Klima ungeheuer schwer, den Kampf mit der Natur aufzunehmen. Finnland besitzt wenig Städte, und diese sind nur schwach bevölkert. Keine schwedische oder russische Provinz im Norden besitzt einen Mittelpunkt. Unter den Städten besteht keinerlei Wetteifer. Man kann sich dort weder unterhalten noch mit irgendetwas beschäftigen. Die ganze Natur befindet sich während acht Monaten des Jahres in tiefem Schlaf.

Der Kaiser Alexander ergriff auf Grund des Vertrags von Tilsit Besitz von Finnland. Zu dieser Zeit regierte der König Gustav IV. in Schweden, der wegen Geistesschwäche nicht fähig war, sein Land zu verteidigen. Wohl war dieser Fürst moralisch sehr achtenswert, aber er selbst hatte seit seiner Kindheit eingesehen, daß er die Zügel der Regierung nicht führen könne. Die Schweden schlugen sich in Finnland mit dem größten Mute,

aber ein kleines Volk kann, ohne ein kriegerisches Staatsoberhaupt zu besitzen, nicht über einen mächtigen Feind siegen. So wurde der Kaiser Alexander durch Eroberung und durch das Recht des Stärkeren Herr des Landes. Man muß ihm jedoch darin Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er die neue Provinz schonend behandelte, und die Freiheit, die sie genoß, achtete. Er ließ den Finnen alle ihre Vorrechte in bezug auf Erhebung von Steuern und Aushebung von Soldaten. In edelmütiger Weise unterstützte er niedergebrannte Städte, und seine Gnade ersetzte den Finnen bis zu einem gewissen Punkte das, was sie von rechtswegen hätten beanspruchen können, wenn freie Menschen überhaupt sich mit einem solchen Austausch begnügen. Kurz, der Begriff der natürlichen Grenzen, der vorherrschende Gedanke des 19. Jahrhunderts, macht Finnland für Rußland ebenso unentbehrlich wie Norwegen für Schweden. Und man kann behaupten, daß überall, wo die natürlichen Grenzen nicht bestanden haben, sie stets dauernden Krieg verursachten.

Ich schiffte mich in Abo, der Hauptstadt Finnlands, ein. Diese Stadt besitzt eine Universität, wo man schwache Versuche macht, den Geist zu bilden. Aber die Bären und Wölfe kommen während des Winters so nahe an die Stadt heran, daß jeder Gedanke von der Notwendigkeit absorbiert wird, das physische Leben einigermaßen erträglich zu machen. Die Mühe, die man in den nordischen Ländern aufwenden muß, nimmt einen großen Teil der Zeit in Anspruch, die man in andern Ländern den Freuden widmen kann, welche die Geisteskünste bieten. Umgekehrt könnte man wiederum behaupten, daß die Schwierigkeiten, mit denen die Natur die Menschen umgibt, ihrem Charakter mehr Festigkeit verleiht, und in ihren Geist nicht die Störungen eintreten läßt, die durch Müßiggang verursacht werden. Und dennoch trauerte ich um die warmen Sonnenstrahlen des Südens, die bis in meine Seele gedrungen waren.

Die mythologischen Vorstellungen der Bewohner des Nordens

lassen sie unaufhörlich Gespenster und Schreckbilder sehen. Dort ist der Tag für Geistererscheinungen ebenso geeignet wie die Nacht. Etwas Fahles und Nebliges scheint die Verstorbenen auf die Erde zurückzurufen, um die kalte Luft zu atmen, die die Lebenden wie Grabeshauch umweht. In diesen Gegenden treten die beiden Extreme mehr hervor als gewöhnlich. Entweder sucht der Mensch sein Leben nur im Kampfe mit der Natur zu gewinnen, oder seine geistigen Arbeiten werden leicht mystisch, weil hier alles aus dem Innern des Menschen kommt und nicht durch äußere Gegenstände eingeflößt wird.

Seitdem der Kaiser Napoleon mich so grausam verfolgt, habe ich jedes Vertrauen auf mein Schicksal verloren. Und dennoch vertraue ich dem Schutze der Vorsehung, obwohl mir die Hoffnung versagt ist, noch ein Glück auf dieser Welt zu genießen. Die Folge davon ist, daß jeder Entschluß mir Entsetzen einflößt, und doch erfordert die Verbannung oft eine Entscheidung. Ich fürchtete das Meer, obwohl mir alle sagten: „Jeder macht die Überfahrt, und niemand kommt dabei zu Schaden." Mit diesen Worten sucht man die Reisenden zu beruhigen, aber die Phantasie läßt sich durch solchen Trost nicht bannen, und man schreckt vor jenem tiefen Abgrund zurück, dem man durch Überwindung eines ganz kleinen Hindernisses entgehen könnte.

Herr von Schlegel bemerkte meine Angst vor dem schwachen Fahrzeug, das uns nach Stockholm bringen sollte. Er zeigte mir in der Nähe von Abo das Gefängnis, wo Erich XIV., einer der unglücklichsten Könige Schwedens, schmachtete, ehe er in einem andern Kerker in der Nähe von Gripsholm starb. „Wie glühend würden Sie die Überfahrt über dieses Meer herbeisehnen," meinte er, „wenn Sie sich jetzt dort befänden." Und diese sehr richtige Bemerkung gab meinen Gedanken bald einen andern Gang, so daß die ersten Tage unserer Seereise ziemlich angenehm verliefen. Wir fuhren zwischen Inseln hindurch, und

obwohl die Gefahr in der Nähe des Ufers größer ist als auf hoher See, so empfindet man dabei doch nie die Angst, die die Wellen einflößen, welche fast den Himmel zu berühren scheinen. Ich verfolgte am Horizont das Land, so weit mein Auge reichte. Die Unendlichkeit flößt ebenso viel Furcht wie Bewunderung ein. Wir kamen an der Insel Aland vorbei, wo die Bevollmächtigten Peters I. und Karls XII. über den Frieden unterhandelten und sich bemühten, ihrem Ehrgeiz auf dieser eisigen Erde, die nur das Blut ihrer Untertanen einen Augenblick erwärmen konnte, Schranken zu setzen. Wir hofften am folgenden Tage in Stockholm anzukommen, aber ein starker Gegenwind zwang uns, bei einer Insel vor Anker zu gehen, deren Küste felsig und wenig bewachsen war. Es wuchsen dort Bäume, die nicht höher waren als die Steine, aus denen sie hervorragten. Trotzdem gingen wir oft auf dieser Insel spazieren, nur um festen Boden unter unseren Füßen zu spüren.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Bonaparte berauscht sich an seiner Macht. — Sein Mißgeschick.

Dieses alte Europa langweilt mich, sagte Napoleon, ehe er sich nach Rußland begab. In der Tat stieß er nirgends mehr auf ein Hindernis, das sich seinem Willen entgegensetzte, und sein unruhiger Charakter verlangte nach neuer Nahrung. Vielleicht sträubten sich auch seine Urteilskraft und -klarheit dagegen, daß alles sich so vor ihm beugte, und er es nicht mehr nötig hatte, über die Schwierigkeiten des Lebens nachzudenken. In der unumschränkten Macht gibt es einen Taumel, der das Genie sowohl wie die Dummheit erfaßt und beide ins Verderben treibt.

Die orientalische Etikette, die Bonaparte an seinem Hofe eingeführt hatte, hemmte den ungezwungenen, gesellschaftlichen Verkehr und war somit ein Hindernis zur Aufklärung. Ein Blinder würde sich in seinem Salon, in dem 400 Personen versammelt waren, allein geglaubt haben, so tiefes Schweigen herrschte darin. Wenn die Marschälle von Frankreich im Felde vor Anstrengung erschöpft, vielleicht gerade im kritischsten Augenblick einer Schlacht, in das Zelt des Kaisers traten, um seine Befehle einzuholen, gestattete er ihnen nicht, daß sie sich setzten.



Napoleon
(Nach einem Gemälde von J. Longhi.)



Und nicht weniger als fremde Personen litt seine Familie unter seinem Despotismus und Hochmut. Lucien wollte lieber als Gefangener in England leben *) als unter den Befehlen seines Bruders regieren. Und Louis, der allgemein geachtet ist, sah sich durch seine eigene Rechtschaffenheit veranlaßt, auf den Thron von Holland zu verzichten. **) Als er mit seinem Bruder zwei Stunden lang ganz allein sprach und er wegen seiner schwachen Gesundheit genötigt war, sich an die Wand anzulehnen, bot ihm Napoleon nicht einmal einen Stuhl an. Er blieb im Gegenteil selbst stehen, damit Louis ja nicht der Gedanke käme, sich in seiner Gegenwart zu setzen.

Die Furcht, die Bonaparte in der letzten Zeit um sich verbreitete, war so groß, daß niemand es wagte, jemals das Wort zuerst an ihn zu richten. Bisweilen unterhielt er sich mit seiner Umgebung oder im Staatsrate mit der größten Einfachheit. Er duldete Widerspruch, ja ermutigte sogar die Leute dazu, wenn es sich um Verwaltungs- oder Rechtsfragen handelte, die mit seiner Macht nichts zu tun hatten. Dann waren sie alle gerührt, denen er für einen Augenblick gestattet hatte, in seiner Gegenwart frei zu atmen. Wenn dann aber der Gebieter aufs neue zum Vorschein kam, durfte man von den Ministern nicht mehr verlangen, daß sie dem Kaiser einen Bericht über eine ungerechte Maßnahme vorlegten. Handelte es sich um das Opfer eines Justizirrtums, um einen Menschen, der durch Zufall in dem großen, über das Menschengeschlecht ausgespannten Netz gefangen worden war, so sprachen die Beamten davon, wie

*) Lucien Bonaparte hatte im Jahre 1810 die Absicht, ohne Wissen seines Bruders nach Amerika zu gehen. Infolge eines Sturmes ward er an die Küste von Cagliari geworfen, wo er von zwei englischen Fregatten aufgegriffen und nach Malta gebracht ward. Dort blieb er vier Monate und wurde später gezwungen, mit seiner Familie in England zu leben. Erst im April 1814 erlangte er seine Freiheit wieder.

**) Louis Bonaparte, König von Holland, dankte im Jahre 1810 zu Gunsten seines Sohnes ab und zog sich nach Graz in Steiermark zurück.

schwierig es sei, sich in so einer Sache an Napoleon zu wenden, als wenn er die großmächtigste Person der Welt wäre. Eine solche, durch die Gewalt verursachte Furcht wäre zum Lachen gewesen, wenn die Lage der Menschen, die sich gegen diesen Despotismus nicht zu schützen vermochten, nicht das tiefste Mitleid erregt hätte.

Die zahllosen und übertriebenen Schmeicheleien, Hymnen und Vergötterungen, die seine Zeitungen füllten, hätten einem Mann von so scharfem Geiste überdrüssig werden müssen, aber sein despotischer Charakter war stärker als seine Vernunft. Er liebte unterwürfige Schmeicheleien mehr als wahres Lob, weil dieses nur seine wahren Verdienste hervorhob, während jene einen Beweis seiner Macht lieferten. Im allgemeinen zog er die Macht dem Ruhme vor, denn die Ausübung der Kraft gefiel ihm zu sehr, als daß er sich viel um die Nachwelt gekümmert hätte, auf die er sie nicht anwenden konnte. Eine Folge der absoluten Gewalt, die ebenfalls mit beigetragen hat, Bonaparte vom Throne zu stürzen, war, daß man schließlich nicht mehr wagte, mit ihm offen über etwas zu sprechen. So wußte er nicht, daß es in Moskau seit November kalt war, weil niemand unter seinen Höflingen hochherzig genug war, ihm eine so einfache Sache zu erklären.

Im Jahre 1811 hatte Napoleon in den „Moniteur" *) eine geheime Notiz einrücken lassen, die in den englischen Zeitungen mit der Bemerkung abgedruckt wurde, daß sie von seinem Minister der Auswärtigen Angelegenheiten an den russischen Gesandten gerichtet worden sei. Napoleon stellte es in Abrede, daß diese Notiz von ihm sei. Es hieß darin, Europa könne nicht in Frieden leben, so lange England und seine Verfassung fortbeständen. Ob nun diese Notiz authentisch war oder nicht; sie trug den Stempel napoleonischer Beeinflussung und drückte

*) Das offizielle Regierungsblatt.

zum mindesten seine Gedanken aus. Ein gewisser Instinkt sagte ihm, daß so lange noch Gerechtigkeit und Freiheit einen Platz in der Welt hätten, das Gericht, welches ihn einst verurteilen würde, dort seine regelmäßigen Versammlungen abhielte.

Vielleicht hatte Bonaparte außer dem wahnsinnigen Gedanken eines Krieges in Rußland noch die Idee der Eroberung der Türkei. Vielleicht gedachte er nach Ägypten zurückzukehren und einige Angriffe auf die Besitzungen der Engländer in Indien zu machen. Das waren wohl die Riesenpläne, mit denen er sich das erste Mal nach Dresden begab. Hinter sich her schleifte er die Heere des ganzen europäischen Festlandes und zwang sie, gegen das mächtige an Asien grenzende Land zu marschieren. Ein Vorwand war für einen Mann, der zu solcher Macht gelangt war, nicht schwer zu finden. Den Höflingen indes mußte eine Phrase hingeworfen werden, die sie wie ein Losungswort auffaßten. Es hieß, Frankreich sehe sich genötigt, mit Rußland Krieg zu führen, weil dieses nicht die Kontinentalsperre gegen England beobachte. Zu dieser Zeit jedoch bewilligte Bonaparte selbst fortwährend Gewerbescheine zur Auswechslung von Waren mit englischen Kaufleuten, und der Kaiser von Rußland hätte mit mehr Recht ihm den Krieg erklären können, weil Napoleon den Vertrag nicht gehalten hatte, durch den sie sich gegenseitig verpflichteten, mit England keinen Handel zu treiben. Wer aber wird sich heute noch die Mühe nehmen, einen solchen Krieg zu rechtfertigen? Niemand, nicht einmal Napoleon selbst, denn seine Achtung vor dem Erfolg ist so groß, daß er sich selbst verdammen müßte, sich so ungeheure Niederlagen zugezogen zu haben.

Napoleon erregte indes so große Bewunderung und verbreitete gleichzeitig so großen Schrecken, daß man damals nicht an seinem Triumphe zweifelte. Als er im Jahre 1812 in Dresden weilte, von allen Fürsten Deutschlands umgeben, unter seinen Befehlen eine Armee von 500 000 Mann aller europäi=

schen Nationen, da schien es nach menschlichen Berechnungen unmöglich, daß ihm dieser Feldzug mißglücken würde. In der Tat war bei seinem Fall der allmächtige Gott der Erde näher als bei irgendeinem andern Ereignis, und den Elementen war es bestimmt, als erste den Herrn der Welt zu schlagen. Kaum vermag man sich jetzt vorzustellen, daß, wenn Bonapartes Unternehmen in Rußland geglückt wäre, es keinen Winkel des Festlandes gäbe, in dem man sich vor ihm verbergen könnte.

Von einem der Gewalt sehr ergebenen Präfekten mit Gefängnis bedroht, wenn ich nur die leiseste Absicht bekundete, mich eines Tages aus meinem Wohnort zu entfernen, entkam ich gerade in dem Augenblick, als Bonaparte bereit war, nach Rußland aufzubrechen. Ich fürchtete, wenn ich noch länger mit meiner Flucht zögerte, alle Ausgänge Europas verschlossen zu finden. Schon blieben mir nur zwei Wege offen, um nach England zu gelangen: Konstantinopel oder Petersburg. Infolge des russisch-türkischen Kriegs war eine Reise durch die Türkei fast unmöglich. Ich hätte nicht gewußt, was aus mir werden sollte, wenn der Kaiser Alexander mir nicht nach Wien einen Paß gesandt hätte. Als ich sein Reich betrat, das als absolute Monarchie bekannt ist, fühlte ich mich zum erstenmal während der Regierung Bonapartes frei, nicht nur wegen der persönlichen Eigenschaften des Kaisers Alexander, sondern weil Rußland das einzige Land war, in dem Napoleon seinen Einfluß nicht geltend gemacht hatte. Keine Regierung ist mit dieser, einer Revolution aufgepfropften Tyrannei zu vergleichen, die sich sogar des Fortschrittes und der Aufklärung bediente, um die Freiheit um so besser zu unterjochen.

Weiter oben habe ich beschrieben, was ich von Rußland gesehen habe. Jetzt sei mir nur noch gestattet zu sagen, daß man dieses Land sehr schlecht kennt, weil man von diesem Volke nur eine kleine Zahl Hofleute beobachtet hat, deren Fehler um so größer sind, als die Macht des Herrschers unbeschränkt

ist. Sie glänzen meist nur durch den unerschrockenen Mut, der allen Klassen eigen ist. Aber die russischen Bauern, jene zahlreiche Kaste des Volkes, die nur die Scholle kennt, die sie bebaut und den Himmel, den sie sieht, ist wirklich bewunderungswürdig. Die Sanftheit dieser Menschen, ihre Gastfreundschaft und ihre natürliche Feinheit sind außerordentlich. In ihren Augen gibt es keine Gefahr; sie glauben, daß ihr Gebieter alles vermag. Dieses Wort Gebieter, das für die Höflinge der Gegenstand der Schmeichelei und Berechnung ist, hat nicht die gleiche Wirkung auf ein fast asiatisches Volk. Da der Monarch zu gleicher Zeit das Oberhaupt der Kirche ist, gehört er zur Religion, und die Bauern werfen sich vor ihm nieder, wie vor der Kirche, an der sie vorübergehen. Aber kein knechtisches Gefühl mischt sich in ihre Ehrerbietung.

Dank der weisen Aufklärung des gegenwärtigen Herrschers, finden in Rußland jetzt alle möglichen Verbesserungen statt, und es gibt nichts Abgeschmackteres, als immer wieder hervorgehobene Reden derjenigen, welche die Aufklärung Alexanders in Zweifel ziehen. „Warum," sagen sie, „führt dieser Kaiser, von dem die Freunde der Freiheit so entzückt sind, nicht die konstitutionelle Regierung bei sich ein, die er andern empfiehlt?" Dies ist eine von den tausend Listen der Feinde menschlicher Vernunft: indem sie verlangen, was für die eine Nation augenblicklich nicht von Nutzen ist, wollen sie verhindern, was für die andere möglich und wünschenswert wäre. In Rußland gibt es noch keine drei Stände; wie könnte man also dort eine Repräsentativregierung einführen? Der Mittelstand zwischen den Bojaren und dem russischen Pöbel fehlt fast gänzlich. Man könnte die politische Existenz der Edelleute vermehren und auf diese Weise das Werk Peters des Großen vernichten; aber das bedeutete einen Rückschritt und keinen Fortschritt, denn die Macht des Kaisers, so absolut sie auch noch sein mag, ist ein sozialer Fortschritt im Vergleich zu dem, was die russische Aristokratie

früher bedeutete. Rußland ist erst eine zivilisierte Nation in dieser Epoche geworden, wo zum Wohle des Volkes die Gewalt der Bevorzugten durch die Macht der Krone beschränkt werden mußte. Sechsunddreißig Religionen, eingerechnet die heidnischen Kulte, sechsunddreißig verschiedene Völker sind auf einem ungeheuren Ländergebiet verstreut! Einerseits verträgt sich die griechische Religion mit einer vollkommenen Toleranz, anderseits gestattet der weite Raum, den die Menschen bewohnen, ihnen die Freiheit, ganz nach ihren Sitten zu leben. In diesem Zustand der Dinge gibt es noch keinerlei Aufklärung, die man konzentrieren könnte, oder Menschen, die irgendwelche Einrichtungen in Gang brachten. Das einzige Band, das dieses beinahe nomadenhafte Volk vereinigt, dessen Häuser wie in der Ebene aufgeschlagene Holzzelte aussehen, ist die Achtung vor dem Monarchen und der Nationalstolz. Erst mit der Zeit werden sich noch andere Bande entwickeln.

Die bewunderungswürdige Standhaftigkeit, mit der der Kaiser Alexander den Frieden verweigerte, den ihm Bonaparte seiner Gewohnheit gemäß als Sieger anbot, ferner die Energie der Russen, die Moskau in Brand steckten, damit das Martyrium einer heiligen Stadt die ganze Christenheit rette, trugen gewiß viel zu den Niederlagen bei, welche die Truppen Bonapartes auf ihrem Rückzuge aus Rußland erlitten. Aber nur die Kälte, jene Kälte der Verdammnis, wie sie uns Dante schildert, konnte die Armee des Xerxes vernichten!

Wir aber, die wir ein französisches Herz in der Brust haben, wir hatten uns während der fünfzehn Jahre der Tyrannenherrschaft Napoleons bereits daran gewöhnt, seine Armeen jenseits des Rheins nicht mehr als zu Frankreich gehörig zu betrachten. Sie verteidigten ja nicht mehr die Interessen des Volkes, sondern dienten nur dem Ehrgeize eines einzigen Mannes! Darin lag nichts, was die Vaterlandsliebe erwecken konnte. Weit entfernt also, jenen zum großen Teile aus Ausländern be-

stehenden Truppen Siege zu wünschen, konnte man ihre Niederlagen nur als ein Glück, selbst für Frankreich, betrachten. Je mehr man übrigens die Freiheit seines Landes liebt, desto weniger vermag man sich über Siege zu freuen, welche die Unterdrückung anderer Völker zur Folge haben. Wer aber könnte dennoch die Berichte all der Leiden lesen, welche die Franzosen im Kriege von Rußland ausgestanden haben, ohne daß einem dabei das Herz zerrisse?

Unglaublicher Mann! Er sah die Leiden, an die man kaum zu denken wagt! Er wußte, daß die französischen Grenadiere, von denen ganz Europa noch mit Achtung spricht, das Spielzeug einiger Juden, einiger alter Weiber von Wilna geworden waren, so sehr waren ihre physischen Kräfte, lange bevor sie sterben konnten, erschöpft. Diese Armee hat ihm, als einer nach dem andern zugrunde ging, die größten Beweise von Achtung und Anhänglichkeit gegeben, und er, er weigerte sich sechs Monate später in Dresden einen Frieden abzuschließen, der ihm die Herrschaft über Frankreich bis zum Rhein und über ganz Italien ließ!

Nach dem Rückzug aus Rußland war er schleunigst nach Paris zurückgekehrt, um neue Heereskräfte zu sammeln. Mit einer mehr theatralischen, als natürlichen Sicherheit hatte er Deutschland durchquert, wo man ihn zwar haßte, aber noch immer fürchtete. In seinem letzten Bulletin hatte er das Unglück seiner Armee berichtet und es eher übertrieben als gemildert. Dieser Mann liebt dermaßen starke Eindrücke hervorzurufen, daß, wenn er sein Mißgeschick nicht zu verbergen vermag, er es lieber übertreibt, nur um etwas anderes zu tun als die andern.

Während seiner Abwesenheit fand in Paris die mutigste Verschwörung statt, die die Geschichte der französischen Revolution aufzuweisen hat.*) Daher jagte sie ihm auch einen weit

*) Der General Claude François de Malet war Mitglied des Geheimbundes der Philadelphen und wurde 1808 wegen einer Verschwörung gegen Napoleon verhaftet. Im Jahre 1812 entsprang er aus seiner Ge-

größeren Schrecken ein als die Koalition selbst. Ach! warum ist diese patriotische Verschwörung nicht glücklich ausgegangen! Frankreich würde dann der Ruhm zuteil geworden sein, daß es sich selbst befreite, und sein Unterdrücker wäre nicht unter den Ruinen des Vaterlandes unterlegen!

Der General Malet war ein Freund der Freiheit, und auf diesem Gebiete griff er Bonaparte an. Bonaparte aber wußte, daß es kein gefährlicheres Terrain für ihn gäbe als dieses. Und so sprach er nach seiner Rückkehr nach Frankreich nur noch von der „Ideologie". Er hatte einen wahren Abscheu vor diesem unschuldigen Wort, weil es die Lehre des Gedankens bedeutete. Es war immerhin seltsam, daß er, während ganz Europa sich gegen ihn rüstete, nur die Ideologen fürchtete. Es wäre reizend gewesen, wenn er infolge dieser Furcht noch um die Achtung der Philosophen gebuhlt hätte; aber er verachtete jeden Menschen, der fähig war, eine eigene Meinung zu haben. Selbst in der Politik hat er zu fest geglaubt, man regiere die Menschen nur durch ihr eigenes Interesse. Dieser alte Grundsatz aber, so allgemein er auch sein mag, ist oft falsch. Die meisten, die Bonaparte mit Ämtern und Geld überschüttet hat, haben ihn verlassen, aber seine Soldaten, die durch seine Siege mit ihm verbunden waren, sind ihm treu geblieben. Er spottete über den Enthusiasmus, und gerade dieser oder zum mindestens der militärische Fanatismus hat ihn gehalten. Die Kampfeswut, die selbst in ihrer Übertriebenheit noch etwas von Größe an sich hat, bildete allein die Stärke Bonapartes. Die Völker können nicht im Unrecht sein: niemals wird ein ungesunder Grundsatz lange auf die Massen wirken, denn die Menschen sind nur im einzelnen schlecht.

---

fangenschaft und suchte durch die Verbreitung einer falschen Nachricht vom Tode Napoleons Paris aufzuwiegeln, um den Sturz des Kaisers herbeizuführen. Sein Plan mißlang, und er und seine Genossen wurden am 29. Oktober 1812 erschossen.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Abdankung Bonapartes.

Bonaparte tat oder vielmehr das Volk tat für ihn ein Wunder! Trotz seiner ungeheuren Verluste in Rußland schuf er in weniger als drei Monaten ein Heer, das nach Deutschland marschieren und dort auch noch Schlachten gewinnen konnte. Da ergriff Bonaparte der Dämon des Wahnwitzes und des Hochmutes dermaßen, daß nicht einmal mehr die auf seinem Interesse begründeten Vernunftsschlüsse sein Handeln erklären können. In Dresden hat er sein Genie, das ihm zum letztenmal wie ein Schutzengel erschien, verkannt!

Endlich erhoben sich die seit langem empörten Deutschen gegen die Franzosen, die ihre Länder besetzten. Der Nationalstolz, jene große Stärke der Menschheit, erwachte wieder in den Söhnen der Germanen. Bonaparte sollte erfahren, was mit den Verbündeten geschähe, die man mit Gewalt gezwungen hatte. Er sollte erfahren, daß alles Unfreiwillige beim ersten Mißgeschick zerfällt. Die Fürsten Deutschlands schlugen sich mit der Tapferkeit einfacher Soldaten, und man meinte in den Preußen und ihrem kriegerischen König die Erinnerung an die persönliche Beschimpfung wieder aufleben zu sehen, die Bonaparte ein paar Jahre vorher ihrer schönen und tugendhaften Königin angetan hatte.

Die Befreiung Deutschlands war lange Zeit der Gegenstand der Wünsche des Kaisers von Rußland gewesen. Als die Franzosen aus seinem Lande vertrieben waren, widmete er sich dieser Sache nicht allein als Herrscher, sondern auch als General. Und mehrmals setzte er sein Leben aufs Spiel, nicht als Monarch, der von seinen Höflingen beschützt wird, sondern als tapferer Soldat.

Bonaparte kehrte nach Paris zurück, und sogar in diesem Augenblick noch hätte Frankreich gerettet werden können. Fünf Mitglieder der Gesetzgebenden Körperschaft, die Herren Gallois, Raygouard, Flaugergues, Maine de Biran und Lainé verlangten den Frieden, auf die Gefahr hin, ihr Leben einzubüßen. Und jeder von ihnen hatte ein besonderes Verdienst. Lainé befestigte täglich durch seine Talente und sein Verhalten die Erinnerung an eine Haltung, die genügen würde, dem Charakter eines Menschen die größte Ehre zu machen. Hätte der Senat die fünf Mitglieder der Gesetzgebenden Körperschaft unterstützt, und hätten die Generale dem Senate zur Seite gestanden, so würde Frankreich Herr seines Schicksals gewesen und Frankreich geblieben sein! Aber fünfzehn Jahre Tyrannenwirtschaft verändern Ansichten und Gefühle; dieselben Männer, die im Kriege hochherzig ihr Leben aufs Spiel setzen würden, wissen nicht, daß im bürgerlichen Leben dieselbe Ehre und derselbe Mut zum Widerstand gegen den Feind aller, gegen den Despotismus, auffordern.

Bonaparte antwortete den Deputierten der Gesetzgebenden Körperschaft mit verhaltener Wut. Er war ein schlechter Redner, aber sein Hochmut brach sich Bahn durch das verworrene Geschwätz, dessen er sich bediente. Er sagte, Frankreich brauche ihn nötiger als er Frankreich, vergaß aber dabei, daß es durch seine Schuld in diese Lage versetzt worden war. Er sagte ferner, ein Thron sei weiter nichts als ein mit einem Tuch behangenes Stück Holz, und alles hinge von dem ab, der ihn innehätte.

Kurz, er schien sich immer noch an seiner eigenen Person zu berauschen. Immerhin könnte eine seltsame Geschichte glauben lassen, er sei bereits von jener Erschlaffung befallen gewesen, die sich während der letzten Krise seines politischen Lebens in seinem Charakter zeigte. Ein vollkommen glaubwürdiger Mann sagte mir nämlich, Bonaparte habe ihm am Vorabend seiner Abreise zur Armee, im Januar 1814, als die Verbündeten bereits die französische Grenze überschritten hatten, gestanden, daß er keine Mittel zum Widerstand besitze. Als der Mann auf die Frage näher einging, stellte ihm Bonaparte die ganze Lage dar wie sie war, und — unerhörter Fall! — er schlief mitten im Gespräch über einen solchen Gegenstand ein, ohne daß eine Anstrengung vorausgegangen wäre, die diese seltsame Apathie hätte erklären können! Nichtsdestoweniger hat er in seinem Feldzug von 1814 eine außerordentliche Tätigkeit entwickelt. Wahrscheinlich hatte ihn wieder sein dünkelhaftes Vertrauen gepackt. Anderseits machte diesem einst nur von seinen Ideen beherrschten Manne seine Leibesbeschaffenheit infolge der Genüsse und Bequemlichkeiten des Lebens viel zu schaffen. Sein Geist und sein Körper hatte sich sozusagen verdickt; sein Genie brach nur noch für Augenblicke durch diese egoistische Hülle, die ihm die lange Gewohnheit, immer für die erste Person gehalten zu werden, verliehen hatte. Er unterlag der Last der Glücksfälle, ehe er vom Unglück gestürzt wurde!

Man behauptete, er habe die Eroberungen, welche die Republik gemacht, nicht abtreten wollen und habe sich nicht entschließen können, daß Frankreich unter seiner Regierung geschwächt werde. Wenn dieser Gedanke ihn wirklich dazu veranlaßt hätte, den ihm im März 1814 in Châtillon angebotenen Frieden zu verweigern, so wäre dies das erste Mal gewesen, daß ihn ein Pflichtgefühl handeln ließ, und so unklug die Hartnäckigkeit, die er bei dieser Gelegenheit zeigte, auch war, so verdiente sie doch alle Achtung. Wahrscheinlich aber rechnete er

zu sehr auf sein Talent, nachdem er in der Champagne einige Siege davongetragen hatte, und täuschte sich selbst über die Schwierigkeiten hinweg, die er noch zu überwinden hatte, wie das gewöhnlich seine Schmeichler zu tun pflegten. Man war derart daran gewöhnt, ihn zu fürchten, daß man ihm nicht einmal die Dinge zu wagen sagte, die ihn am meisten interessierten. Versicherte er, daß er irgendwo 20 000 Soldaten stehen habe, so hatte keiner den Mut, ihm zu sagen, er habe nur 10 000. Behauptete er, die Verbündeten seien so und so stark, so wagte niemand ihm zu beweisen, daß sie doppelt so stark seien. Sein Despotismus war so groß, daß die Menschen nur noch das Echo von ihm selbst waren, und er seine eigene Stimme von allen Seiten hörte. So stand er allein inmitten der Menge, die ihn umgab!

Kurz, er hatte nicht bemerkt, daß die Begeisterung vom linken Rheinufer auf das rechte übergegangen war, daß es sich jetzt nicht mehr um unentschlossene Regierungen handelte, sondern um aufgeregte, empörte Völker. Er bedachte auch nicht, daß er seinerseits nur noch eine Armee und kein Volk hatte, denn in diesem großen Streite ist Frankreich neutral geblieben. Es wußte sehr wohl, daß seine eigene Sache auf dem Spiele stand und es sich nicht um Napoleon handelte. Dieses kriegerischste aller Völker sah fast mit Sorglosigkeit wie die Fremden, die es so oft ruhmvoll geschlagen hatte, Sieg auf Sieg errangen, und die Einwohner der Städte und Dörfer kamen den französischen Soldaten nur sehr wenig zu Hilfe. Sie konnten sich nicht vorstellen, daß, nachdem man 25 Jahre lang gesiegt hatte, ein so unerhörtes Ereignis, wie das Eindringen der Fremden in Frankreich hatte stattfinden können. Und doch hatte es die furchtbare Gerechtigkeit des Verhängnisses so gewollt!

Aber die Verbündeten waren hochherzig. Alexander zeigte sich stets edel. Er betrat als erster die eroberte Stadt und erwies sich als allmächtiger Retter und aufgeklärter Menschen-

freund. Aber trotz aller Bewunderung für ihn: welcher Franzose hätte darüber nicht maßlosen Schmerz empfunden?

Von dem Augenblick an, wo die Verbündeten den Rhein überschritten und in Frankreich eindrangen, schien es mir, daß die Freunde Frankreichs ihre Wünsche vollkommen ändern müßten. Ich befand mich damals in London. Als mich eines Tags ein englischer Minister fragte, was ich wohl wünschte, wagte ich ihm zu antworten, daß es mein Wunsch sei, wenn Bonaparte siege und dann auf dem Schlachtfelde getötet würde. Ich fand bei den Engländern genug Seelengröße, um ein solch nationales Gefühl nicht verbergen zu brauchen. Dennoch mußte ich inmitten des Jubels, der die ganze Stadt der Sieger erfüllte, erfahren, daß Paris in den Händen der Verbündeten sei. Und in diesem Augenblick schien es mir, als wenn es kein Frankreich mehr gäbe. Ich glaubte die Weissagung Burkes erfüllt, und sah an Stelle Frankreichs nur einen ungeheueren Abgrund. Aber der Kaiser Alexander, die Verbündeten und die konstitutionellen Grundsätze, die Ludwig XVIII. klugerweise angenommen hatte, ließen diese traurige Prophezeiung unerfüllt.

Jetzt endlich hörte Bonaparte von allen Seiten die so lange verschwiegene Wahrheit. Und nun verdienten die undankbaren Höflinge wirklich die Verachtung, die ihr Gebieter dem Menschengeschlecht entgegenbrachte. In der Tat, die Freunde der Freiheit achten die Meinung, wünschen die Öffentlichkeit und suchen überall die aufrichtige und freie Stütze des Volkswillens, nur weil sie wissen, daß der Abschaum der Menschheit sich allein in den Geheimnissen und Intrigen der willkürlichen Macht zeigt.

Und doch lag in dem Abschied Napoleons von seinen Soldaten und ihren so lange Zeit siegreichen Adlern noch etwas von Größe! Sein letzter Feldzug war lang und geschickt gewesen, mit einem Wort: der verhängnisvolle Zauber, den der militärische Ruhm Frankreichs um ihn wob, war noch nicht

verwischt! Auch hat sich der Kongreß von Paris*) den Vorwurf zu machen, daß er Napoleon in den Stand setzte, wiederzukommen. Die Vertreter Europas müssen diesen Fehler ganz offen eingestehen, denn es ist ungerecht, ihn dem französischen Volke zuzuschreiben! Sicher haben die Minister der fremden Herrscher keine schlechte Absicht dabei gehabt, daß sie über dem Throne Ludwigs XVIII. eine Gefahr schweben ließen, die gleichzeitig ganz Europa bedrohte. Warum aber bekennen sich diejenigen, die dieses Damoklesschwert aufgehängt haben, nicht auch zu dem Übel, das es verursacht hat?

Viele Leute möchten gern die Behauptung aufrechterhalten, daß, wenn Bonaparte weder den Feldzug in Spanien noch den in Rußland unternommen hätte, er jetzt noch Kaiser sei. Diese Meinung schmeichelt den Anhängern des Despotismus, die möchten, daß eine so schöne Regierung nicht durch die Natur der Dinge selbst, sondern durch einen Unglücksfall gestürzt werde. Ich habe bereits gesagt, und die Franzosen werden es mir bestätigen, daß Bonaparte den Krieg brauchte, um die absolute Gewalt zu bewahren. Ein großes Volk würde nimmermehr das langweilige und erniedrigende Joch des Despotismus ertragen haben, wenn nicht der militärische Ruhm fortwährend den Volksgeist angeregt und gehoben hätte. Die beständigen Beförderungen der verschiedenen Grade, auf die alle Klassen der Nation Anspruch hatten, machten der Landbevölkerung die Aushebung weniger schwer. An Stelle anderer Interessen traten die der Siege. Der Ehrgeiz war das Leitmotiv der Regierung in allen ihren Verzweigungen. Bonaparte gab den Franzosen alles: Titel, Geld und Macht, nur keine Freiheit! Um jedoch in der Lage zu sein, ihnen diese unheilvolle Entschädigungen zuteil werden zu lassen, mußte nichts weniger als Europa verschlungen werden. Wenn Napoleon ein, wie man sagt, ver-

---

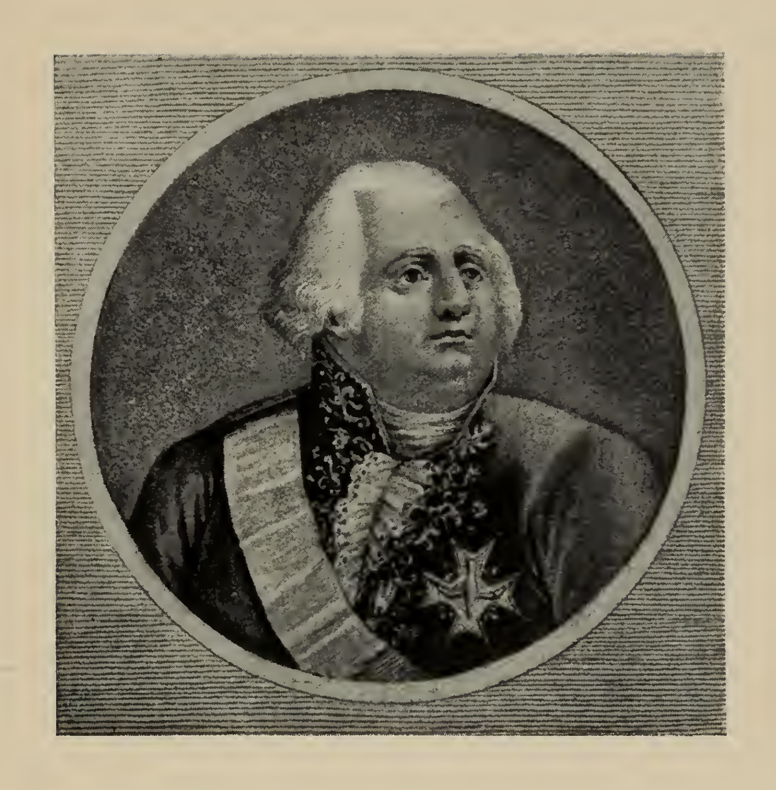
*) Frau von Staël meint gewiß den Kongreß von Wien.

nünftiger Tyrann gewesen wäre, so hätte er nicht gegen die Tätigkeit der Franzosen ankämpfen können, die stets nach einem Ziele strebt. Er war vom Schicksal dazu bestimmt, entweder ein Washington oder ein Attila zu sein. Aber es war leichter, die Grenzen der zivilisierten Welt zu erreichen als den Fortschritt der menschlichen Vernunft aufzuhalten, und bald wird die Meinung Frankreichs das Werk vollbracht haben, das die Waffen der Verbündeten begannen.

Jetzt wird er nicht mehr allein die Geschichte beschäftigen; unser unglückliches Frankreich wird von neuem hervortreten, nachdem man 15 Jahre lang nur vom Kaiser und seiner Armee gesprochen hat. Welches Unglück aber haben wir zu beschreiben! Welche Leiden haben wir zu beklagen! Noch einmal müssen wir von Bonaparte über Frankreich Rechenschaft fordern, da dieses allzu vertrauensselige und allzu kriegerische Land sein Schicksal noch einmal in seine Hände gegeben hat.

In den verschiedenen Beobachtungen, die ich über Bonaparte vereinigte, habe ich niemals sein Privatleben berührt, das ich nicht kenne und das die Interessen Frankreichs nicht betrifft. Ich habe keine zweifelhafte Tatsache in seiner Geschichte erzählt, denn die Verleumdungen, mit denen man ihn überhäuft hat, scheinen mir noch niedriger als die Lobhudeleien. Ich schmeichle mir, ihn so beurteilt zu haben, wie alle in der Öffentlichkeit stehenden Menschen beurteilt werden müssen, nach dem, was sie für das Wohl, die Aufklärung und die Moral eines Volkes getan haben. Die ungerechte Verfolgung, die Bonaparte mich hat erleiden lassen, hat meine Meinung nicht beeinflußt, das kann ich bezeugen. Im Gegenteil, ich bedurfte aller meiner Kräfte, um dem mächtigen Eindruck zu widerstehen, den ein so außerordentliches Genie und ein so furchtbares Geschick auf die Einbildungskraft ausübt. Ja, ich würde mich sogar gern von der Genugtuung verleiten lassen, die stolze Charaktere in der Verteidigung eines unglücklichen Menschen finden. Dann

würde mir noch obendrein das Vergnügen zuteil, anders zu handeln, als jene Schriftsteller und Redner, die noch gestern vor ihm knieten, heute aber nicht aufhören, ihn zu beschimpfen, nachdem sie sich genau von der Höhe der Felsen überzeugt haben, die ihn einschließen. Aber man kann über Bonaparte nicht schweigen, nicht einmal jetzt, da er unglücklich ist, denn seine politische Lehre herrscht noch im Geiste seiner Feinde wie seiner Anhänger. Und von der ganzen Erbschaft seiner schrecklichen Macht bleibt der Menschheit nur die unheilvolle Kenntnis einiger Geheimnisse mehr in der Kunst der Tyrannei.



Ludwig XVIII.

(Nach einem Stich aus der Sammlung Kircheisen.)



Siebenundvierzigstes Kapitel.

Rückkehr Bonapartes von Elba.

Nein, niemals werde ich den Augenblick vergessen, wo ich am Morgen des 6. März 1815 von einem Freunde erfuhr, daß Bonaparte in Frankreich gelandet sei! Ich hatte das Unglück, sofort die Folgen dieses Ereignisses, so wie sie auch später eingetreten sind, vorauszusehen, und ich glaubte, die Erde würde sich unter meinen Füßen öffnen. Noch tagelang nach dem Triumphe dieses Mannes war ich vollständig unfähig, selbst im Gebete Trost zu suchen, und in meiner Verwirrung schien es mir, als wenn die Gottheit sich von der Erde zurückgezogen hätte und nichts mehr mit den Wesen zu tun haben wollte, die sie bewohnten.

Ich litt unsäglich unter meiner persönlichen Lage, aber die Lage Frankreichs nahm jeden andern Gedanken für sich in Anspruch. Zu Herrn von Lavalette,*) dem ich fast um die gleiche Stunde begegnete, als diese Nachricht in ganz Paris widerhallte, sagte ich: „Wenn Bonaparte siegt, dann ist es mit der Freiheit vorbei; wird er aber geschlagen, so gibt es keine nationale Unabhängigkeit mehr!" Und die Ereignisse haben, wie es mir scheint, diese traurige Voraussage nur zu sehr gerechtfertigt.

---

*) Generalpostdirektor.

Vor der Rückkehr und während der Reise Bonapartes konnte man sich nicht eines unbeschreiblichen gereizten Zustandes erwehren. Seit einem Monat bereits fühlten diejenigen, die nur ein wenig Ahnung von Revolutionen haben, daß irgendein Gewitter im Anzuge sei. Man machte die Umgebung des Hofes darauf aufmerksam, aber einige betrachteten die besorgten Freunde der Freiheit wie Rückfällige, die noch an den Einfluß des Volkes, an die Kraft der Revolutionen glaubten. Die Gemäßigten unter den Aristokraten dachten, daß die öffentlichen Angelegenheiten nur die Regierungsmänner anginge und es indiskret wäre, sich damit zu beschäftigen. Es war unmöglich, ihnen begreiflich zu machen, daß man, um zu wissen, was in einem Lande mit einem so gärenden Freiheitsgeiste vorginge, keinen Wink außer acht lassen, gegen keinen Umstand gleichgültig sein dürfe und seine Wachsamkeit verdoppeln müsse, anstatt sich in geheimnisvolles Schweigen zu hüllen. Die Anhänger Bonapartes waren tausendmal besser über alle Dinge unterrichtet als die Diener des Königs, denn die Bonapartisten wußten ebensogut wie ihr Gebieter, von welcher Bedeutung ein jeder in den Zeiten der Wirren sein konnte. Früher beruhte alles auf den Männern, die eine hohe Stellung in der Regierung einnahmen. Heute wirken Leute, die der Regierung fern stehen, auf die öffentliche Meinung mehr als die Regierung selbst, und sehen infolgedessen auch besser die Zukunft voraus.

Viele Wochen vor der Landung Bonapartes hatte sich meiner eine stete Unruhe bemächtigt. Am Abend, wenn die herrlichen Gebäude der Stadt von den Strahlen des Mondes beleuchtet wurden, schien es mir, als sehe ich Frankreichs Glück und das meinige als kranken Freund, dessen Lächeln um so liebenswürdiger ist, als er uns bald verläßt. Und als man mir dann sagte, daß dieser schreckliche Mann in Cannes gelandet sei, da wich ich vor der Gewißheit wie vor einem gezückten Dolch zurück. Als man aber doch schließlich daran glauben mußte, da

wußte ich nur zu gut, daß er binnen 14 Tagen in Paris sein würde.

Die Royalisten machten sich über diese Angst lustig. Man mußte mit anhören, wie sie sagten, daß dies das glücklichste Ereignis der Welt sei, weil man nun von Bonaparte befreit werde und die beiden Kammern die Notwendigkeit einsehen würden, daß dem Könige absolute Gewalt verliehen werden müsse. Als wenn sich so etwas verleihen ließe! Des Despotismus bemächtigt man sich ebenso wie der Freiheit, aber man erhält ihn nicht. Ich bin nicht sicher, ob nicht unter den Feinden jeglicher Verfassung manche waren, die sich über die Umwälzung freuten, in der Hoffnung, daß dadurch die Fremden wieder nach Frankreich gerufen würden und diese dem Lande eine absolute Regierung auferlegten.

Drei Tage gingen in unbesonnener Hoffnung der royalistischen Partei dahin! Am 9. März endlich hieß es, man habe keine telegraphische Nachricht aus Lyon*), weil man der bewölkten Witterung wegen die Zeichen nicht habe lesen können. Ich verstand nur zu gut, was dieser bewölkte Himmel zu bedeuten hatte. Am Abend begab ich mich nach den Tuilerien, um dem König meine Aufwartung zu machen. Bei seinem Anblick schien es mir, als ob ein Ausdruck von Traurigkeit über seiner sonst mutigen Haltung läge, und nichts war rührender als seine edle Resignation in einem solchen Augenblick. Als ich die Gemächer des Königs verließ, bemerkte ich an den Wänden die Adler Napoleons, die man noch nicht entfernt hatte, und sie schienen mir von neuem drohend herabzublicken.

Später näherte sich in einer Gesellschaft mir eine jener

*) Napoleon hatte eine Feldtelegraphie eingeführt. An großen Signalmasten befanden sich Hebelarme, deren Stellungen die Signale bildeten, die dann au die Posten weitergegeben wurden. Auf diese Weise kam ein verhältnismäßig schneller, wenn auch etwas primitiver Nachrichtendienst zustande.

jungen Damen, die mit ihrem leichtfertigen Geiste den herrschenden Parteigeist aus der Welt zu schaffen gedachten, als wenn zwei so ungleiche Gegner miteinander zu kämpfen vermocht hätten! Eine dieser Damen also näherte sich mir und scherzte über die Angst, die ich nicht imstande war, zu verbergen. „Was!" sagte sie; „Sie können fürchten, daß die Franzosen sich nicht für ihren rechtmäßigen König mit einem Usurpator schlagen würden?" Und was konnte man auf eine so wohlgestellte Frage, ohne sich bloßzustellen, antworten? Durfte man indes nach einer fünfundzwanzigjährigen Revolution hoffen, daß der achtenswerte, aber abstrakte Gedanke an die Rechtmäßigkeit mehr Macht über die Soldaten haben würde, als die Erinnerung an ihre langjährigen Kriege? Keiner von ihnen kämpfte freilich gegen den übernatürlichen Einfluß des Genies der afrikanischen Inseln; sie riefen den Tyrannen im Namen der Freiheit und stießen in ihrem Namen den rechtmäßigen König zurück. Sie lockten 600 000 Fremde nach Frankreich, um die Schmach, sie ein paar Wochen lang hier gesehen zu haben, wieder gut zu machen. Und jener furchtbare Tag des 1. März, wo Bonaparte wieder den Fuß auf französischen Boden setzte, ist Frankreich verhängnisvoller geworden als irgendeine Epoche in der Geschichte.

Ich werde mich nicht, wie so viele andere, zu Schimpfreden gegen Napoleon hinreißen lassen. Als dieser versuchte, den verlorenen Thron wiederzuerobern, hat er getan, was selbstverständlich war, und sein Marsch von Cannes bis Paris ist eine der verwegensten Taten in der Geschichte.

Was aber soll man von den aufgeklärten Menschen denken, die in der Möglichkeit seiner Rückkehr nicht das Unglück Frankreichs und der Welt erblickten? Man verlangte nach einem großen Feldherrn, wird man einwenden, um sich für die Niederlagen zu rächen, die die französische Armee erlitten hatte. In diesem Falle hätte Napoleon nicht den Vertrag von Paris be-

kanntmachen dürfen; denn wenn er die durch diesen Vertrag zum Opfer gebrachte Rheingrenze nicht wieder erobern konnte, wozu dann das aufs Spiel setzen, was Frankreich im Frieden besaß? Aber, wird man entgegnen, es war die geheime Absicht Bonapartes, Frankreich seine natürlichen Grenzen wieder zu geben. War es indes dann nicht gewiß, daß Europa diese Absicht ahnte und sich verbündete, um sie niederzuschlagen. Und konnte Frankreich besonders zu jener Zeit dem verbündeten Europa widerstehen? Der Wiener Kongreß tagte noch, und obwohl manche seiner Beschlüsse mit Recht Unzufriedenheit hervorriefen, so konnten doch niemals die Völker Bonaparte zu ihrem Verteidiger wählen. Durften sie ihn, der sie unterdrückt hatte, den Fehlern ihrer Fürsten gegenüberstellen? Die Völker waren im Kampfe gegen Bonaparte ungestümer als die Fürsten, und Frankreich mußte sich, als es ihn von neuem zu seinem Oberhaupte nahm, gleichzeitig den Haß der Regenten und der Völker zuziehen. Wird man je wagen zu behaupten, daß man im Interesse der Freiheit den Mann zurückrief, der sich fünfzehn Jahre lang als den geschicktesten Herrn gezeigt hat, der ein ebenso gewalttätiger als heuchlerischer Mensch war? Man sprach davon, daß er sich geändert habe und es gab manche, die an dieses Wunder glaubten! Wahrlich, die Wunder Mohammeds erforderten weniger Glauben!

Die Freunde der Freiheit konnten in Bonaparte nur die Gegenrevolution des Despotismus und die Rückkehr eines etwas jüngeren „ancien regime" erblicken, das aber gerade deshalb um so mehr zu fürchten war. Denn das Volk war noch ganz an die Tyrannei gewöhnt, und weder Grundsätze noch Bürgertugend hatten Zeit gehabt, von neuem Wurzel zu fassen. Persönliche Interessen, und nicht die öffentliche Meinung, haben die Rückkehr Bonapartes bewirkt; die Menschen aber waren wie mit Blindheit über die Gefahren, die sie bedrohten, geschlagen und zogen das Schicksal Frankreichs nicht in Betracht.

Auswärtige Gesandte haben die französische Armee des Meineids beschuldigt. Eine solche Anklage aber darf nicht geduldet werden. Demnach wäre also auch die Armee meineidig geworden, die Jakob den II. um Wilhelms III. willen verließ und sich obendrein noch in England mit dem Schwiegersohn und der Tochter verbündete, um den Vater zu entthronen, was noch viel grausamer war. Nun gut, wird man sagen, es sei: beide Armeen waren pflichtvergessen! Nein, ich willige nicht einmal in den Vergleich! Die französischen Soldaten, von denen die meisten noch nicht vierzig Jahre alt waren, kannten die Bourbonen nicht und hatten zwanzig Jahre unter den Befehlen Bonapartes gekämpft. Konnten sie auf ihren General schießen? Und da sie nicht auf ihn schossen, mußten sie da nicht mit fortgerissen werden, ihm zu folgen? Die wahrhaft Schuldigen sind die, welche sich zuerst Louis XVIII. angeschlossen, von ihm Gnaden erhalten und ihm Treue versprochen hatten und sich dann wieder mit Bonaparte verbündeten. Das schreckliche Wort Verrat kommt nur für sie in Anwendung, und es ist eine grausame Ungerechtigkeit, die französische Armee damit zu beschimpfen. Vielmehr sollten sich die Regierungen, die Bonaparte in den Stand setzten, wiederzukommen, Vorwürfe machen. Denn welches natürlichen Gefühls hätte man sich bedienen müssen, um die Soldaten zu veranlassen, auf ihren General zu schießen, der sie zwanzig Jahre lang zum Siege geführt hatte? Diesen General, den die Fremden abgesetzt hatten, der gegen sie mit den Franzosen vor noch nicht einem Jahre gekämpft hatte! Weder die Soldaten noch die Offiziere zweiter Ordnung konnten verstehen, warum uns dieser Mann hassenswert und der König liebenswert erschien. Sie waren fünfzehn Jahre lang dem Kaiser treu gewesen, und dieser Kaiser kam jetzt ohne Schutz und ohne Waffen auf sie zu. Er nannte sie bei ihren Namen, sprach ihnen von den Schlachten, die sie mit ihm gewonnen! Wie konnten sie da widerstehen? In einigen Jahren hätten auch der Name des Königs

und die Wohltaten der Freiheit die Gemüter gewonnen, und die Soldaten würden von ihren Eltern gelernt haben, das allgemeine Glück zu schätzen. Jetzt aber waren kaum zehn Monate vergangen, seit Bonaparte von Frankreich entfernt worden war, und zwar durch ein Ereignis entfernt, das die Krieger zur Verzweiflung bringen mußte, nämlich durch den Einzug der Fremden in die Hauptstadt Frankreichs!

Aber, werden wiederum die Ankläger unseres Vaterlandes sagen, was halten Sie, wenn schon die Armee zu entschuldigen ist, von den Bauern und den Bewohnern der Städte, die Bonaparte aufgenommen haben? Ich mache im Volke denselben Unterschied wie in der Armee. Die aufgeklärten Leute konnten in Bonaparte nur den Despoten sehen; durch eine verhängnisvolle Verkettung der Umstände jedoch hat man dem Volke diesen Despoten als den Verteidiger seiner Rechte dargestellt. Alle Wohltaten der Revolution, auf die Frankreich niemals freiwillig verzichten wird, sind fortwährend durch die Unvorsichtigkeit der Partei gefährdet worden, welche die Franzosen wieder erobern möchte, als wären sie noch Gallier. Und diejenigen im Volke, die am meisten die Rückkehr des alten Regimes fürchteten, glaubten in Bonaparte das beste Mittel zu sehen, um Frankreich davor zu bewahren. Daß die Freunde der Freiheit einen Despoten in ihrer Mitte aufnahmen, daß er sich sozusagen an ihre Spitze stellte und daß infolgedessen die Feinde aller freiheitlichen Ideen einen Vorwand hatten, um Volksgewalt mit den Qualen des Despotismus zu verwechseln und so die Tyrannei auf Rechnung der Freiheit selbst zu setzen, das war die verhängnisvollste aller Kombinationen! Daraus folgte, daß die Fürsten die Franzosen haßten, weil diese frei sein wollten, die Völker sie aber verabscheuten, weil sie es nicht verstanden hatten, frei zu sein. Ohne Zweifel bedurfte es großer Fehler, um ein solches Ergebnis herbeizuführen, aber die Beschimpfungen, die diese Fehler herausgefordert haben, würden alles nur verwirren, wenn man nicht zu beweisen

versuchte, daß die Franzosen wie jedes andere Volk ein Opfer der Umstände gewesen sind, die mit großen Umwälzungen in der sozialen Ordnung verknüpft sind.

Will man aber um jeden Preis tadeln, so hätte man genug über jene Royalisten zu sagen, die den König entführen ließen, ohne auch nur einen Schuß zu tun. Wahrlich, sie müssen sich den neuen Einrichtungen anschließen, denn es ist bekannt, daß von der einstigen Willenskraft der Aristokratie nichts mehr vorhanden ist. Nicht daß die Adligen wie alle Franzosen nicht außerordentlich tapfer wären, aber ihr grenzenloses Selbstvertrauen, wenn sie die Stärkeren sind, und ihre Mutlosigkeit, wenn sie die Schwächeren sind, stürzt sie ins Verderben. Ihr blindes Vertrauen kommt daher, daß sie sich ein Dogma in der Politik gebildet haben und sich wie die Türken auf den Triumph ihres Glaubens verlassen. Die Ursache ihrer Entmutigung aber ist in dem Umstande zu suchen, daß die drei Stände des französischen Volkes, die jetzt für das Repräsentativsystem sind, sobald die Gegner dieses Systems 600 000 fremde Bajonette zu ihrer Verfügung haben, in solcher Minderheit vertreten sind, daß sie alle Hoffnung verlieren, sich verteidigen zu können. Würden sie jedoch vernünftig handeln, so könnten sie wieder das werden, was sie sein sollten, nämlich abwechselnd die Stütze des Volkes und des Thrones!

Achtundvierzigstes Kapitel.

Bonapartes Verhalten nach seiner Rückkehr von Elba.

War es ein Verbrechen, Bonaparte zurückzurufen, so war es eine Albernheit, einen solchen Mann zu einem konstitutionellen König zu verkleiden. Von dem Augenblick an, wo man ihn wieder als Herrscher annahm, hätte man ihm die militärische Diktatur wiedergeben, die Konskription wieder einrichten, das Volk in Massen ausheben lassen müssen, mit einem Wort, man hätte sich nicht über die Freiheit beunruhigen sollen, sobald die Unabhängigkeit auf dem Spiele stand. Dadurch, daß man Bonaparte eine Sprache sprechen ließ, die ihm während der fünfzehn Jahre seiner Regierung ganz fremd gewesen war, brachte man ihm Mißachtung entgegen. Es lag klar auf der Hand, daß er diese Grundsätze nur verkünden konnte, weil er durch die Macht der Umstände dazu gezwungen war, denn in Wirklichkeit waren sie den Prinzipien, die er während seiner Gewaltherrschaft verfolgt hatte, vollkommen entgegen. Was aber ist ein solcher Mann, wenn er sich zwingen läßt? Der Schrecken, den er einflößte, die Macht, die aus diesem Schrecken hervorging, waren verschwunden. Er war nur noch ein Bär mit einem Maulkorb, den man zwar noch brummen hörte, den aber seine Führer nach ihrer Pfeife tanzen ließen. Anstatt gezwungen zu sein, stundenlang über die Verfassung zu sprechen, mußte ein solcher

Mann, dem alle abstrakten Ideen und alle Gerichtsschranken ein Greuel waren, vier Tage nach seiner Ankunft in Paris im Felde sein, noch ehe die Verbündeten ihre Vorbereitungen getroffen hatten, und besonders ehe man sich von dem Erstaunen erholt hatte, das seine Rückkehr hervorrief! Er hätte die Leidenschaft der Italiener und Polen anfachen und den Spaniern versprechen sollen, die ihnen angetane Schmach durch die Wiederherstellung der Cortes wieder gut machen zu wollen. Kurz, er mußte die Freiheit als Waffe und nicht als Fessel gebrauchen!

Quiconque est loup, agisse en loup,
C'est le plus certain de beaucoup.

Einige Freunde der Freiheit, die sich selbst zu täuschen suchten, wollten ihre Rückkehr zu Bonaparte dadurch rechtfertigen, daß sie ihn eine freie Verfassung unterzeichnen ließen. Es gab jedoch keine Entschuldigung dafür, daß man Bonaparte anders als auf dem Schlachtfelde diente. Waren die Fremden einmal vor den Toren Frankreichs, dann galt es, ihnen den Eintritt zu verwehren, denn dadurch konnte nur die Achtung Europas wiedergewonnen werden. Es hieß jedoch die Freiheitsprinzipien herabwürdigen, wenn man einen ehemaligen Despoten damit umgab. Damit stellte man die aufrichtigste menschlicher Wahrheiten als Heuchelei hin. Und wie hätte Bonaparte eine solche Verfassung ertragen? Was würde er getan haben, wenn sich die verantwortlichen Minister seinem Willen widersetzt hätten? Und wenn dieselben Minister von den Abgeordneten ernstlich angeklagt worden wären, daß sie ihm gehorcht hatten, hätte er da die unwillkürliche Handbewegung vermeiden können, die seinen Grenadieren ein zweitesmal befahl, mit ihren Bajonetten die Vertreter einer anderen Macht als der seinigen aus dem Saale zu vertreiben?*)

Was! Dieser Mann hätte jeden Morgen in den Zeitungen

---

*) Frau von Staël spielte auf den 18. Brumaire an.

Bemerkungen über seine Ungeschicklichkeiten und Fehler lesen, hätte dulden können, daß man seine kaiserliche Person bespöttelte, ohne daß er zuschlug? So hat man ihn auch oft bereit gesehen, wieder zu seinem wahren Charakter zurückzukehren. Und da sein Charakter gewalttätig war, konnte er nur stark sein, wenn er diese Gewalttätigkeit zeigte. Der militärische Jakobinismus, der, wenn er noch möglich wäre, eins der größten Übel der Welt sein würde, war die einzige Quelle alles Heils für Bonaparte. Als er von Gesetz und Freiheit sprach, war Europa beruhigt: es fühlte, daß das nicht mehr der einst so gefürchtete Gegner war!

Auch daß man Bonaparte die Pairskammer hat einrichten lassen, war ein großer Fehler. Die Franzosen waren plötzlich ganz von dem Gedanken eingenommen, die so viel gerühmte englische Verfassung nachzuahmen, und wie immer sind sie darin zu weit gegangen. Denn eine Pairschaft kann ebenso wenig wie eine Dynastie von heute bis morgen gegründet werden. Um eine Erblichkeit der Zukunft zu schaffen, muß bereits eine Nachkommenschaft vorhanden sein. Wohl kann man, wie bereits erwähnt, die neuen Namen mit den alten verbinden, vor allem aber müssen die früheren Meinungen sich mit den gegenwärtigen vereinigen. Was aber hatte dieses Pairsvorzimmer zu bedeuten, in dem alle Höflinge Bonapartes zusammenkamen? Es gab unter ihnen gewiß sehr achtenswerte Leute, aber auch solche waren darunter, deren Söhne es lieber gesehen hätten, wenn man ihnen den Namen ihres Vaters erspart anstatt gesichert haben würde. Welches Element zur Gründung einer Aristokratie, die sowohl die Achtung des Monarchen als auch des Volkes genießen soll!

Ein König, der infolge seiner hohen Stellung aus freien Stücken geachtet wird, findet seine Sicherheit in der nationalen Freiheit, warum aber suchte ein gefürchteter Befehlshaber, den die eine Hälfte des Volkes zurückstößt und die andere nur wieder

annimmt, um Siege zu erringen, eine Achtung, der er niemals teilhaftig werden konnte? Bonaparte wußte inmitten all der Fallen, die man ihm legte, nicht mehr das Genie zu zeigen, das ihm noch geblieben. Er ließ alles gehen, wie es ging, und befehligte nicht mehr. Seine Reden trugen den Stempel einer verhängnisvollen Vorahnung. Entweder kannte er die Stärke seiner Feinde, oder er war ungeduldig darüber, daß er nicht mehr der absolute Herrscher über Frankreich war. Die Gewohnheit der Verstellung, die stets in seinem Charakter gelegen, war in diesem Falle sein Verderben. Mit gewohnter Leichtigkeit spielte er eine Rolle mehr, aber die Umstände waren zu ernst, als daß er mit einer List davonkam. Nur die freie Ausübung seines Despotismus und seiner Gewalttätigkeit boten ihm Aussicht auf Erfolg, wenn vielleicht auch nur auf vorübergehenden.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Bonapartes Fall.

Noch habe ich nicht von dem Krieger gesprochen, der das Glück Bonapartes erbleichen ließ, von ihm, der ihn von Lissabon bis Waterloo verfolgte wie jener Gegner Macbeths, der mit übernatürlichen Gaben ausgestattet sein mußte, um ihn zu besiegen. Diese übernatürlichen Gaben bestanden in einer edlen Uneigennützigkeit, einer unerschütterlichen Gerechtigkeit, in Fähigkeiten, deren Ursprung in der Seele zu suchen waren, und in einer Armee freier Männer. Wenn Frankreich etwas darüber zu trösten vermag, daß es die Engländer in seiner Hauptstadt gesehen, so ist es die Tatsache, daß es wenigstens gelernt hat, was die Freiheit aus den Engländern gemacht hat. Das militärische Genie Lord Wellingtons ist zwar nicht das Werk der Verfassung seines Landes, aber sein gemäßigtes, edles Verhalten, die Kraft, die er aus seinen Tugenden schöpfte, die rührten von der sittlichen Luft Englands her. Und was die Größe dieses Landes und seines Generals noch vollständig macht, ist, daß der, der Bonaparte besiegte, der, der niemals einen Fehler begangen, niemals die Gelegenheit eines Sieges hatte vorübergehen lassen, daß Wellington in seinem Vaterlande nur ein Bürger ohnegleichen, aber ebenso dem Gesetze unterworfen sein wird wie der unbekannteste Mann. Auf dem erschütterten Boden

Frankreichs hingegen haben die Taten Bonapartes genügt, um aus ihm einen zügellosen Despoten zu machen.

Und dennoch wage ich zu sagen: unser Frankreich würde nicht unterlegen sein, wenn ein anderer als Bonaparte an seiner Spitze gestanden hätte. Er war wohl sehr geschickt, eine Armee zu befehligen, aber er besaß nicht die Gabe, ein Volk unter den Waffen zu vereinigen. Sogar die revolutionäre Regierung verstand es besser, Begeisterung zu erwecken, als wie dieser Mann, den man zwar als Individuum bewundern mußte, niemals aber als Verteidiger eines Gefühls oder einer Idee. Die Soldaten haben sich für Bonaparte ausgezeichnet geschlagen, Frankreich hingegen hat nach seiner Rückkehr wenig für ihn getan. Es bestand eine sehr zahlreiche Partei, die gegen Bonaparte und für den König gesinnt war. Sie glaubte den Fremden nicht widerstehen zu dürfen. Wenn man aber auch alle Franzosen hätte überzeugen können, daß es, wie die Umstände auch sein mögen, die Pflicht eines jeden Bürgers ist, die Unabhängigkeit des Vaterlandes zu verteidigen, so schlägt sich doch niemand mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft, wenn es sich nur darum handelt, etwas Schlechtes zurückzuweisen und nichts Gutes dafür zu empfangen. Denn hätte man über die Fremden gesiegt, so wäre man sicher gewesen, am nächsten Tage im Innern unterjocht zu werden. Die doppelte Kraft, die den Feind zurückgeworfen und gleichzeitig den Despoten gestürzt haben würde, war nicht mehr in dem Volke vorhanden. Es besaß nur noch militärische Kraft und die hat nichts mit dem Volksgeist gemein.

Übrigens hat Bonaparte sogar unter seinen Anhängern die bittere Frucht der Lehre geerntet, die er gesät. Er hatte nur den Erfolg und die Umstände gepriesen. Sobald es sich um die öffentliche Meinung, um Aufopferung und Patriotismus handelte, veranlaßte ihn die Furcht vor dem Freiheitsgeiste alle Gefühle, die daraufhin führen konnten, ins Lächerliche zu ziehen.

Und doch geben nur diese Gefühle Beharrlichkeit, und doch stehen nur sie mit dem Unglück im Zusammenhang! Nur ihre Macht ist elektrisierend, nur sie bilden eine Gemeinschaft vom äußersten Ende eines Landes zum andern, ohne daß man sich mit Worten darüber zu verständigen braucht. Prüft man die verschiedenen Interessen der Anhänger Bonapartes und die seiner Gegner, so kann man sich sofort die Gründe ihrer Meinungsverschiedenheit erklären. Im Süden wie im Norden waren die Fabrikstädte für ihn, die Seehäfen aber gegen ihn, weil die Kontinentalsperre die Manufakturen begünstigt und den Handel vernichtet hatte. Alle Klassen der Verteidiger der Revolution konnten in gewisser Hinsicht ein Oberhaupt vorziehen, dessen Ungesetzmäßigkeit selbst eine Garantie war, weil sie ihn mit den alten politischen Lehren in Widerspruch brachte. Aber der Charakter Bonapartes ist den freien Einrichtungen so entgegen, daß diejenigen ihrer Anhänger, die meinten, sich ihm anschließen zu müssen, ihn nicht mit allen ihren Kräften unterstützt haben, weil sie nicht mit ganzer Seele ihm gehörten. Sie hatten einen Hintergedanken und hegten geheime Hoffnungen. Wenn Frankreich, als es Europa herausgefordert hatte, wirklich noch ein Ausweg blieb, was übrigens sehr zweifelhaft ist, so konnte es nur die Militärdiktatur oder die Republik sein. Nichts aber war unsinniger als einen verzweifelten Widerstand auf einer Lüge zu begründen: damit erreicht man niemals das Ganze eines Menschen!

Dieselbe egoistische Politik, die Bonaparte stets leitete, hat ihn schließlich auch veranlaßt, um jeden Preis einen großen Sieg zu erringen, anstatt es mit einem Defensivsystem zu versuchen, das sich vielleicht besser für Frankreich geeignet hätte, besonders wenn die öffentliche Meinung es unterstützt haben würde. Aber wie man erzählt, kam er in Belgien mit einem Zepter, einem Purpurmantel, kurz mit all dem äußern Tand des Kaisertums an, denn er versteht sich nur auf diese Art

von gauklerischem Pomp. Als Napoleon nach der verlorenen Schlacht von Waterloo nach Paris zurückkehrte, dachte er sicher nicht im geringsten daran, abzudanken. Er beabsichtigte, die beiden Kammern um eine Unterstützung von Menschen und Geld zu bitten, um den Kampf von neuem zu beginnen. Unter solchen Umständen hätten sie ihm allerdings lieber alles gewähren müssen, anstatt den auswärtigen Mächten nachzugeben. Wenn aber die Kammern unrecht taten, bis zum Äußersten zu gehen und Bonaparte im Stich zu lassen, was soll man da erst zu der Art und Weise sagen, mit der er sich selbst aufgegeben hat?

Was! ein solcher Mann, der durch seine Rückkehr noch einmal Europa erschüttert hatte, reicht seinen Abschied wie ein einfacher General ein; er versucht keinen Widerstand zu leisten? Unter den Mauern von Paris steht eine französische Armee; sie möchte sich gegen die Fremden schlagen, und er, er ist nicht bei ihr, weder als Führer noch als Soldat? Sie zieht sich hinter die Loire zurück, und er überschreitet diesen Fluß, um sich einzuschiffen und seine Person in Sicherheit zu bringen, während Frankreich durch seine eigene Fackel in Flammen steht?

Man wird sich gewiß nicht erlauben, Bonaparte Mangel an Mut weder bei dieser Gelegenheit noch während der Ereignisse des vergangenen Jahres vorzuwerfen. Er hat die französische Armee zwanzig Jahre lang befehligt und sich immer ihrer würdig gezeigt. Es gibt jedoch eine Seelenstärke, die nur das Gewissen verleihen kann. An Stelle dieses, von den Ereignissen unabhängigen Willens hatte Bonaparte ein gewisses abergläubisches Vertrauen auf sein Glück, ohne das er nicht imstande war, etwas zu unternehmen. Von dem Tage an, wo er fühlte, daß das Unglück sich seiner bemächtigte, hat er nicht mehr gekämpft. Von dem Tage an, wo sein Schicksal vernichtet war, hat er sich nicht mehr um das Frankreichs gekümmert.

Bonaparte hat sich während der Schlacht kühn dem Tode

ausgesetzt, aber selbst töten wollte er sich nicht, und in diesem Entschlusse liegt eine gewisse Würde. Dieser Mann hat gelebt, um der Welt die erstaunlichste und erhabenste Lehre der Moral zu geben, die die Völker jemals erlebt haben. Wie es scheint, wollte die Vorsehung wie ein streng tragischer Dichter die Bestrafung eines großen Schuldigen für die Vergehen seines Lebens ganz besonders hervorheben.

Bonaparte, der zehn Jahre lang die Welt gegen das freieste und religiöseste Land Europas, gegen England aufgewiegelt hatte, begab sich jetzt in seine Hände. Er, der es zehn Jahre lang täglich beschimpft hatte, ruft jetzt seine Großmut an. Kurz, er, der von den Gesetzen nur mit Verachtung sprach, er, der so leichtfertig willkürliche Einsperrungen befahl, beruft sich jetzt auf die Freiheit Englands, und möchte sich eine Schutzwehr daraus machen. Ach! warum gab er Frankreich diese Freiheit nicht! Weder er noch die Franzosen wären der Gnade der Sieger überlassen gewesen!

Gleichviel ob Napoleon lebt oder stirbt, ob er noch einmal auf dem europäischen Kontinent erscheint oder nicht, nur eins veranlaßt uns noch einmal von ihm zu sprechen. Das ist der heiße Wunsch, daß die Freunde der Freiheit ihre Sache vollkommen von der seinigen trennen und man sich hüten möchte, die Grundsätze der Revolution mit denen der Kaiserregierung zu verwechseln. Für die Freiheit gibt es keine gefährlichere Gegenrevolution als die, die er hervorgerufen hat. Wäre er der Nachkomme einer alten Dynastie gewesen, so würde er die Gleichheit, unter welcher Form sie sich auch geboten hätte, mit außerordentlicher Erbitterung verfolgt haben. Er hat den Priestern, den Adeligen und den Königen in der Hoffnung den Hof gemacht, als legitimer Fürst anerkannt zu werden. Allerdings sagte er ihnen manchmal Grobheiten, oder fügte ihnen Übles zu, wenn er bemerkte, daß er nicht in den Bund der Vergangenheit aufgenommen werden konnte, aber seine Neigungen

waren bis ins kleinste aristokratisch. Wenn die freiheitlichen Grundsätze in Europa unterliegen, so kommt es daher, daß er sie mit der Wurzel aus den Köpfen der Völker gerissen hat. Durch den Haß der Nationen gegen die Franzosen hat er den Despotismus wieder zu Ehren gebracht. Er hat dem menschlichen Geist die Kraft dadurch genommen, daß er seinen Zeitungsschreibern fünfzehn Jahre lang die Verpflichtung auferlegte, alles zu schreiben, was Vernunft und Aufklärung ersticken mußte. Zur Bildung eines freien Staates gehören verdienstvolle Männer jeden Standes; Bonaparte aber wollte nur unter seinen Offizieren hochstehende Menschen haben. Unter seiner Regierung hat kein Zivilbeamter sich einen Ruf erwerben können.

Im Anfang der Revolution zeichnete sich Frankreich durch eine Menge berühmter Namen aus, und es ist eins der Hauptmerkmale eines aufgeklärten Jahrhunderts, viele hervorragende Männer zu besitzen, schwerlich jedoch nur einen, der über allen steht. Bonaparte hat in dieser Hinsicht das Jahrhundert bezwungen. Nicht daß er ihm an Wissen und Aufklärung voraus war, nein, im Gegenteil, weil er etwas Barbarisches, etwas Mittelalterliches an sich hatte. Er brachte aus Korsika ein anderes Jahrhundert, andere Hilfsmittel und einen andern Charakter mit, als wie wir in Frankreich gewöhnt waren. Und gerade dieses Ungewohnte begünstigte seinen Einfluß auf die Gemüter. Bonaparte ist da, wo er regiert, immer allein, und keine andere Größe vereinbart sich mit der seinen.

Über sein Genie und seine Fähigkeiten kann man die verschiedensten Ansichten haben. Es ist etwas Rätselhaftes in diesem Manne, das die Neugierde noch mehr auf die Probe stellt. Jeder beschreibt ihn auf eine andere Weise, und ein jeder kann von seinem Standpunkt aus recht haben. Wollte einer sein Porträt in wenigen Strichen festhalten, so würde er einen ganz falschen Begriff von ihm geben. Um zu einem Ganzen zu gelangen, muß man verschiedene Wege verfolgen; es ist zwar ein

Labyrinth, aber eins, das einen Leitfaden hat, nämlich den Egoismus.

Diejenigen, die Napoleon persönlich gekannt haben, mögen an ihm in seinem Privatleben eine gewisse Güte gefunden haben. Europa jedoch hat von dieser Güle nichts gespürt. Einige wahrhaft großmütige und aufopfernde Freunde sprechen am meisten zu seinen Gunsten! Die Zeit wird die verschiedenen Züge seines Charakters aufklären und denjenigen, die gern jeden außerordentlichen Mann bewundern wollen, steht es frei, ihn für einen solchen zu halten. Aber er konnte und wird über Frankreich nur Betrübnis bringen!

Gott schütze uns daher für immer vor ihm! Nur hüte man sich, diejenigen mit Bonapartisten zu bezeichnen, die in Frankreich die Prinzipien der Freiheit unterstützen, denn diesen Namen könnte man mit weit mehr Recht den Anhängern des Despotismus geben, oder denen, die die politischen Grundsätze des Mannes proklamieren, den sie verbannen. Ihr Haß gegen ihn ist nichts weiter als ein Interessenstreit, und die wahre Liebe hochherziger Gedanken hat keinen Teil daran.

Druck von Julius Beltz, Hofbuchdrucker, Langensalza.



